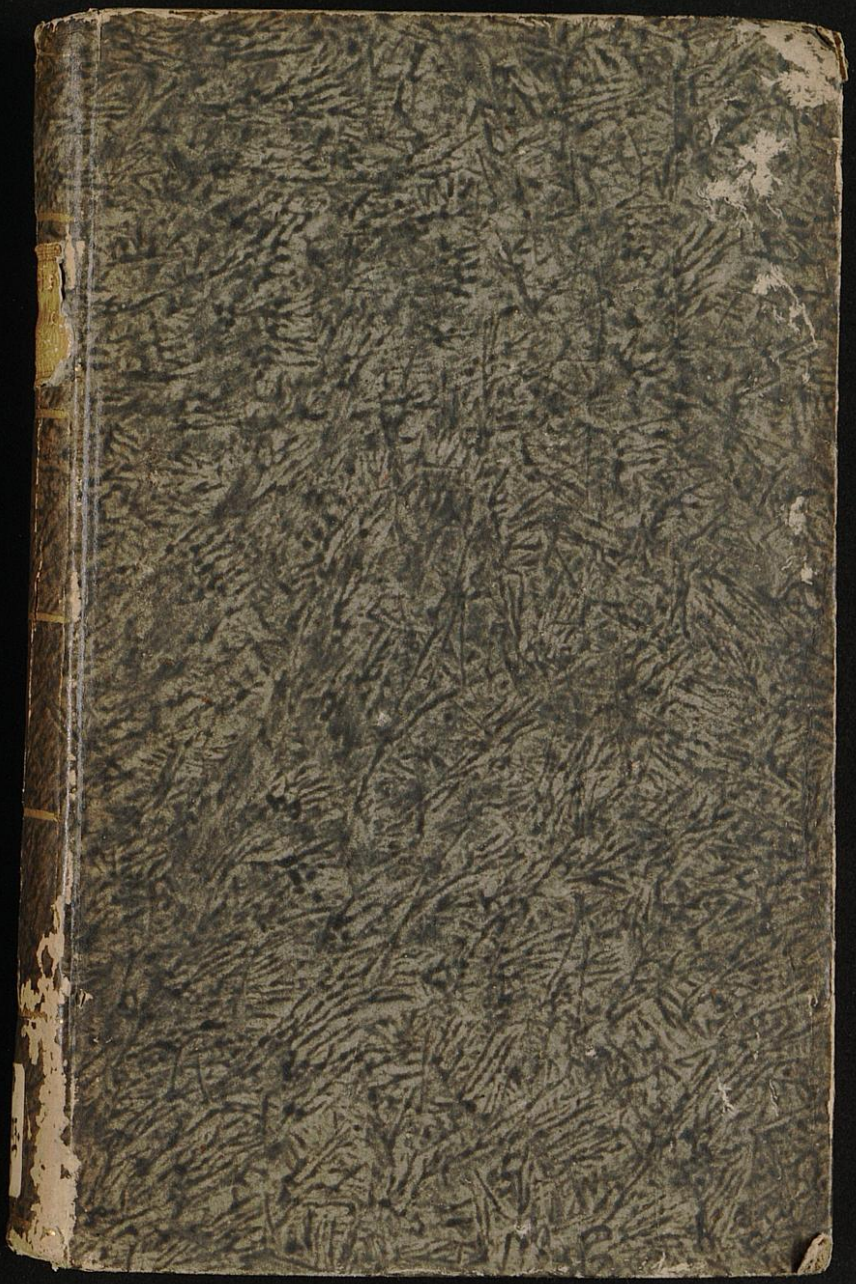

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

15

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kleine

# Weltgeschichte

zum

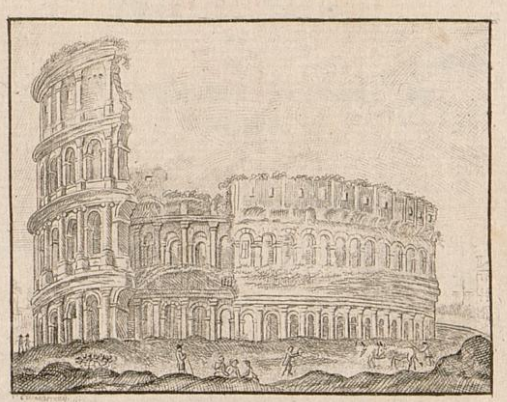
## Unterricht

und

## zur Unterhaltung

von

J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.



Fünfter Theil.

Neue vermehrte und verbesserte Auflage.

Gotha,
bey C. W. Ettinger, 1803.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Benz. 15 (5)

2 SW

STERNWARTE DER STADT DÜSSELDORF
GEGR. UNDER TH. J. BENZENBERG 1846 ZAHLEN ENTSCHEIDEN



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# Inhalt.

## Zweytes Kapitel.

Seite

Vergebliche Bemühungen der Römer, die Deutschen zu unterjochen. 1

## Drittes Kapitel.

Ursprung der christlichen Religion. Zerstreuung der jüdischen Nation. 25

## Viertes Kapitel.

Die römische Welt befindet sich, unter einer Reihe von fast lauter vortrefflichen Kaisern, im Wohlstande und Ansehen. 47

Fünf-

## Fünftes Kapitel.

Seite

Das römische Kaiserthum nähert sich, unter der Regierung einer langen Reihe schlechter Kaiser, seinem Verfalle. 116

## Sechstes Kapitel.

Neupersisches Reich. Große deutsche Völker, welche das römische Reich am Rhein und an der Donau beunruhigen. Constantin der Große. 170

## Siebentes Kapitel.

Geschichte von China. Ankunft der Hunnen in Europa. Gänzlicher Verfall des weströmischen Kaiserthums. 206

## Achtes Kapitel.

Römische Staatsverfassung zur Zeit des Kaiserthumes. 276

## Neuntes Kapitel.

Privatleben. Landescultur. Gewerbe. Künste. Wissenschaften. Religion. 290

Sechs-

# Sechstes Buch.

## Von Chlodowig bis auf Karln den Großen, 300 Jahre.

### Erstes Kapitel.

Seite

Chlodowig bildet die fränkische Monarchie, die, unter seinen ersten Nachfolgern, noch durch das thüringische und das burgundische Reich vergrößert wird. 331

### Zweytes Kapitel.

Theoderich stiftet das ostgothische Reich in Italien, welches, so wie das vandalische in Afrika, vom Justinian zerstört wird. Alboin gründet das longobardische Reich. 370

### Drittes Kapitel.

Wachsthum der päbstlichen Macht. Die fränkischen Merowinger werden von ihren Majordomen verdrängt. Ohnmächtiger Zustand des oströmischen Reichs. 419

Vier-

## Viertes Kapitel.

Seite

Geschichte Mohameds, und der Chalifen, bis auf den Untergang des westgothischen Reiches in Spanien. 459

Die Vignette des Titelblattes: Ansicht der Trümmern des S. 60 beschriebenen vespasianischen Amphitheaters, gewöhnlich das Coliseum genannt.

## Zweytes Kapitel.

Vergebliche Bemühungen der Römer, die Deutschen zu unterjochen.

Die römischen Kaiser aus der Familie des Augustus waren meistens viel zu sehr mit der Befriedigung ihrer Sinnlichkeit beschäftigt, als daß sie auf Eroberungen, auf Vergrößerung ihres Staates, hätten denken sollen. Doch war es in der That schon Verdienst genug, wenn die Gränzen des ungeheuren Reiches gehörig vertheidigt wurden. Erweiterungsversuche zu machen, war aus mehrern Gründen auch nicht rathsam. Die asiatischen Provinzen lagen von dem Hauptsitze des Reiches ohne dieß schon zu sehr entfernt, und in Europa blieben wenig Länder mehr übrig,

welche die Ländersucht der Römer reitzen konnten. Indessen wagte man unter der Regierung des Augustus und Tiberius doch noch manche bedeutende Unternehmung, um sich in dem jenseits der Donau und des Rheins liegenden Deutschland festzusetzen. Man hatte auch einige Mühe, die Gallier, die Britannier und die Hispanier, die sich an das römische Joch nicht recht gewöhnen konnten, im Gehorsam zu erhalten. Augustus selbst hielt sich deswegen einige Zeit lang in Hispanien auf, und die Römer bezwangen (25) noch die Cantabrer und Asturer, zwey kriegerische Völker in Hispanien, die in den Gebirgen von Biscaja und Asturien wohnten. Damahls entstanden die Colonien Cäsarea Augusta (Saragossa) und Emerita (Merida). Weil die Dacier, so wie andere muthige Völker an der Donau die römischen am rechten Ufer dieses Stromes sich ausdehnenden Provinzen, durch ihre Streifereyen öfters heimsuchten, so hielt es die römische Regierung für nothwendig, ein Stück des dacischen Landes in dem jetzigen Bulgarien zu besetzen. In Asien setzte sich Augustus, der bereits einen Streit zwischen zwey parthischen Prin-

zen

zen geschlichtet hatte, so sehr in Achtung, daß ihm Phraates, aus Besorgniß, er möchte aus Syrien, wo er sich (240 Chr.) einige Zeit aufhielt, gegen ihn zu Felde ziehen, die Fahnen und Gefangnen, welche die Parther dem Crassus und Antonius abgenommen hatten, wieder zurückschickte. Augustus freute sich darüber eben so sehr, als wenn er über den König der Parther einen Sieg erfochten hätte. „Was andre„ sagte er oft mit Selbstgefälligkeit „vor mir in Schlachten verlohren „haben, das habe ich, ohne das Schwerdt „zu ziehen, wieder bekommen.„ Er weihete deswegen den Göttern feyerliche Opfer; er weihete dem Mars als Rächer auf dem Capitol einen neuen Tempel, um jene Fahnen in demselben aufzuhängen; er zog mit einem kleinen Triumpfe in die Stadt ein.

In dem nordlichen Theile von Arabien hatten sich die Römer seit einiger Zeit festzusetzen gesucht. Antonius hatte einen Theil desselben schon der Cleopatra geschenkt. Augustus gab dem Aelius Gallus (24) den Auftrag, das römische Gebieth in dieser Gegend zu erweitern. Dieser drang bis nach

Mariaba, der Hauptstadt der Sabäer, durch, und er war von Yemen nicht weiter als zwey Tage-Märsche entfernt. Da er sich aber durch seine Wegweiser getäuscht fand, trat er den Rückweg an, und schiffte sich ein, um auf dem arabischen Meerbusen nach Aegypten zurückzukehren. Caligula suchte das römische Recht auf Nordarabien geltend zu machen, indem er demjenigen Theile desselben, der von dem angränzenden Landstriche von Palästina das ituräische genennt wurde, einen König gab. Wenn zur Zeit des Augustus (22) Cajus Petronius, der Statthalter Aegyptens, in das Land der äthiopischen Königin Kandake, die in Aegypten bis Elephantine eingedrungen war, vorrückte, und die Hauptstadt Tanape eroberte, so war blos die Sicherheit der Gränzen eine Folge dieses Kriegszuges. Dieß blieben aber lange die einzigen Versuche, die die Römer wagten, im Süden von Asien und Afrika weiter vorzudringen. Um so häufiger waren ihre Versuche in Deutschland sich festzusetzen. Und dennoch both Deutschland damahls so wenig an, was nach dem Besitze desselben lüstern machen konnte!

Vom

Vom Bodensee bis nach Ungern breitete sich damahls ein ungeheurer, 9 Tagereisen breiter Wald aus, der hier und da mit großen und kleinen Sümpfen abwechselte, dessen dichter Schatten die wohlthätigen Sonnenstrahlen kaum zum Erdboden gelangen ließ. Daher war die Kälte des alten Deutschlands ungleich strenger als jetzt; daher fror der Rhein gewöhnlich alle Jahre zu; daher irrten an seinen Ufern Rennthiere und Elenthiere herum, und die Wälder wimmelten von Bären, Wölfen, Luchsen und andern wilden Thieren. Im nördlichen Deutschland wuchsen am meisten Eichen, im südlichen Fichten und Tannen. Am Rhein gab es noch lange keinen Wein, aber eine Art von Kirschen, deren Farbe aus Schwarz, Grün und Roth gemischt war. Die Stelle unseres jetzigen schönen Obstes vertraten Holzäpfel und Holzbirnen, und anstatt des Gemüßes dienten Pastinaken, große Rettige, und dicker Spargel.

Die Bewohner dieses rauhen Landes, meistens sieben Fuß hohe Leute, mit goldgelbem Haar, trotzigen, blauen Augen, starken

und

und nervigen Gliedern, kleideten sich in Häute von Bären, Wölfen und andern wilden Thieren, die sie zuweilen mit besondrer Sorgfalt aussuchten, die sie mit Zobel- und Hermelinfellen besetzten, oder recht schön färbten. Manche warfen ein viereckiges Stück Zeug um ihre Schultern, welches sie oben mit einem Heft, oder wohl gar nur mit einem Dorne, befestigten. Die vornehmern zeichneten sich durch eine sehr knappanliegende Kleidung aus. Die Weiber der letztern hüllten sich in leinene Gewänder mit Purpurstreifen, welche die Arme, die Schultern, und den obern Theil der Brust, unbedeckt ließen. Diese Leute zogen anfangs, so wie andre Hirtenvölker, mit Wagen herum, die ihnen zugleich zum Obdache dienten. Bauten sie ja eine Hütte, so war sie nur auf eine kurze Dauer eingerichtet. Als die vermehrte Menschenmenge sich aber zu drängen anfieng; als der Ackerbau diesem oder jenem Stücke Land einen fortdauernden Werth beylegte, da baute man sich festere Hütten, da legte man sein kleines Haus in der Mitte seines Eigenthumes an. Aus den Hütten einer Familie bildete sich allmählig ein Dorf. So schlecht die Hütten waren,

waren, so wurden die Wände derselben doch mit einer glänzenden Erde, mit Ocker, überstrichen. Gegen die Kälte des Winters schützte eine Höhle, oder eine in die Erde gebaute Hütte, welche durch Mist verrammelt war. Die Bewohner dieser Hütten verzehrten ihr frisches Wildpret, ihr wildes Obst, ihren Brey von Hafermehl, und ihren Käse mit einem Appetit, um welchen sie die schwelgerischen Römer beneideten. Sie tranken Bier von Gerste und Weitzen, und sie tranken es im Uebermaße. Kann man es aber, so wie die Römer, wunderbar finden, daß Leute, die sich gleich früh in kaltem Wasser badeten, und sodann den ganzen Tag in den Wäldern herumschweiften, recht viel aßen und tranken? Mit vollem Magen warfen sie sich auf eine Bärenhaut, wo sie ein erquickender Schlaf nicht lange warten ließ. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, badeten sich in einerley Wasser, ohne daß der Trieb zur Wollust in ihnen rege wurde. Dieser erwachte bey der Jugend des damahligen Deutschlands, auf welche keine schlüpfrige Romane, Bilder und Reden wirkten, nur erst spät. Der Deutsche begnügte sich meistens

stens mit einer Gattin. Die Braut brachte ihm gewöhnlich keine Mitgift. Von ihm erhielt sie hingegen eine Morgengabe; ein Stück Rindvieh, einen Schild, einen Spies, ein Schwerdt, weil sie die Gefährtin seines Lebens nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege, seyn sollte. Die Verletzung der ehelichen Treue kam höchst selten vor. Traf aber das Weib ja das Unglück, von ihrem Manne in den Armen eines andern überrascht zu werden, dann hatte der beleidigte Mann das Recht, sie, in Gegenwart ihrer nächsten Verwandten, nackend aus dem Hause, und durch das ganze Dorf, zu jagen. Das Mädchen, daß sich den Reitzen zur Sinnlichkeit zu sehr überlassen hatte, fand durchaus keine Verzeihung, und weder Schönheit noch Vermögen konnten ihr zu einem Manne verhelfen. Die Kinder wuchsen, unter dem Vieh, in aller Freyheit und Sorglosigkeit, auf. Männer und Jünglinge der Deutschen kennten keinen angenehmern Zeitvertreib als die Jagd, als gemeinschaftliche Schmäuße, bey welchen jedes seinen besondern Tisch hatte. Das in großem Maße getrunkene Bier erhitzte die Köpfe, und ein Wortwechsel gieng

sehr

sehr bald in eine blutige Schlägerey über. Saßen Männer und Jünglinge beym frohen Mahle beysammen, so gewährte ihnen ein kriegerisches Schauspiel ein besondres Vergnügen. Einer der muthigsten Jünglinge sprang unangekleidet, von einem Kreise spitziger Schwerdter und Spieße umgeben, so glücklich herum, daß er jeder Wunde auswich. Glücksspiele verfolgten die damahligen Deutschen so leidenschaftlich, daß sie ihr ganzes Vermögen, daß sie wohl gar ihre Freyheit auf das Spiel setzten, und der, welcher verlohren hatte, ließ sich von dem Gewinner ruhig binden, und als Knecht verkaufen. Vom Leichenbegängnisse war gewöhnlich alle Pracht entfernt, und selten geschah es, daß man für die Leiche eines, durch muthige und tapfere Thaten ausgezeichneten Mannes, einen Scheiterhaufen von besondern Holzarten anzündete; daß man diesem Scheiterhaufen auch das Streitroß und die Rüstung widmete. Die Stelle, wo des geehrten Mannes Asche vergraben wurde, bezeichnete ein Rasenhügel.

Die damahligen Deutschen lebten von der Jagd und Viehzucht, und nur sehr wenige trieben

trieben Ackerbau; zuerst nur diejenigen, die am Rhein und an der Donau wohnten, und auch diese ließen ihn durch ihre leibeigenen Knechte besorgen. Diese hatten mit den jetzigen Guthsbauern viele Aehnlichkeit. Sie hatten ihre eigne Hütte, ihr eignes Hauswesen, und sie waren es eigentlich, die ihre Herren ernährten, die sie mit Lebensmitteln und sogar mit Kleidungsstücken, versahen. Schläge oder andere Strafen wurden diesen Leibeigenen nur sehr selten zu Theil.

Die Herren, oder die freyen Leute, waren in Ansehung ihres Vermögens, oder in Ansehung der Achtung, die sie von andern genossen, verschieden. Männer, die als Anführer eine höhere Würde und mehr Güther zu erwerben Gelegenheit hatten, erbten diese Würde auf ihre Nachkommen fort. So bildete sich schon bey den alten Deutschen ein mit besondern Vorrechten und Vorzügen versehener Stand, ein Geburthsadel. Der Edle hatte ein Gefolge, das aus Söhnen andrer Edlen bestand, das im Kriege seine Leibwache abgab. Es war sein größter Stolz, von recht vielen edlen und tapfern Jünglingen

um-

ringt zu seyn, und es herrschte unter diesen Jünglingen ein rühmlicher Wetteifer, durch entschlossene und muthige Thaten zu glänzen. Die Belohnung der Tapferkeit gewährte die Beute, und wie freute sich nicht der Jüngling, der aus der Hand seines Edlen ein schönes Streitroß, eine blinkende Rüstung empfieng! Die Ehre, die Waffen führen zu dürfen, konnte blos die Versammlung des ganzen Stammes, oder der ganzen Völkerschaft, zuerkennen. Der Vater, oder ein naher Verwandter, oder ein Edler, überreichte dem Jüngling den Spieß und den Schild, den er auf seinen Kriegszügen führen sollte, und erst von diesem Augenblicke an hatte er die Erlaubniß, in der Versammlung erscheinen zu dürfen. In dieser wählte sich jeder den Platz nach seinem Belieben. Da gab es keinen Präsidenten, keinen Director. Nur Alter, Erfahrung, Kriegsruhm und Beredtsamkeit waren vermögend, die Versammlung auf den Vortrag eines Edlen aufmerksam zu machen. Den Beyfall drückte man durch das Klirren der an einandergestoßenen Spieße, die Mißbilligung durch Murren aus. Gewöhnlich schloß sich an die Berathschlagung

ein

ein Schmauß an, und während daß der frohe Becher herumgieng, sprach man über das, was vorgetragen wurde, mit aller Freymüthigkeit. Den entscheidenden Schluß faßte man nicht eher, als am andern Morgen, wenn man zur Nüchternheit wieder völlig zurückgekehrt war. Bey den größern Völkern war das Land in Bezirke getheilt, die Gauen genennt wurden, und die entweder von einem Berge oder Flusse ihren Nahmen empfiengen. Jeder Gau hatte seinen Vorsteher, der zugleich den Richter und den Kriegsbefehlshaber vorstellte. Diese Beamten, die in der Folge Grafen hießen, wurden in der Volksversammlung gewählt.

Die Ehre, Waffen zu führen, und für das Vaterland zu streiten, gebührte nur dem freyen Manne. Die Rüstung der alten Deutschen war sehr einfach. Ihr vornehmstes Gewehr bestand in einem kurzen Spieße, mit einer schmahlen, sehr scharfen Spitze, der eben so gut in der Nähe, als in der Ferne zu brauchen war. Den Reiter schützte noch ein Schild, welcher streifenweise angestrichen war. Harnische kamen selten vor;

Helme

Helme noch seltener. Meistens ragte der Obertheil der Bären - oder Wolfshaut, die dem Krieger zur Kleidung diente, über seinen Kopf herüber. Die Pferde der deutschen Reiter waren schlecht gebaut, und bewegten sich nicht sehr geschwind. Sie wußten weiter nichts, als gerade aus, oder auf einen Zuck rechts zu gehen, und recht dicht zu schließen. Die Schlachtordnung bildete eine dichte, ununterbrochene, durch Wagen und Karren eingeschlossene Linie, die bei dem Angriffe in einen Keil sich umwandelte. Familien und Stämme machten die Unterabtheilungen aus. So hatte jeder muthige Mann das angenehme Gefühl, die nächsten Verwandten, als Zeugen seiner kühnen Thaten, in der Nähe zu haben! Die tapfersten Männer wurden zu Feldherren gewählt. Das Recht zu strafen übte blos der Priester, als Bevollmächtigter der Gottheit, aus. Um das Vertrauen auf den Beystand des Nationalgottes zu vermehren, wurde eine Abbildung, oder ein Symbol desselben, mit in den Feldzug genommen. Aber nichts erhöhete den Muth der deutschen Krieger so mächtig, als der Gesang ihrer Barden, der

aus

aus dem vor den Mund gehaltenen Schilde bald dumpfer, bald schrecklicher wiederhalte; der die Schlacht mit allen ihren so verschiedenen Scenen mahlte; der, während er dem Krieger Muth und Begeisterung einflößte, die Brust des Feindes mit einem kalten Schauer durchdrang.

Die Religion der alten Deutschen war sehr einfach. Sie verehrten die Sonne, den Mond, das Feuer, die Erde, den Thuist, als den Stammvater ihres Volkes; allmählig aber dachte sich jede Völkerschaft den Gegenstand ihrer Verehrung unter einem besondern Bilde. So entstanden Götter, die mit dem griechischen und römischen einige Aehnlichkeit hatten. Man opferte diesen Göttern, und zuweilen schlachtete man ihnen zu Ehren gefangne Menschen. Leute, die keine Tempel hatten, konnten für ihre Opfer keinen schicklichern Ort wählen, als einen dunklen, Ehrfurcht einflößenden Hayn. Für den so einfachen Gottesdienst waren wenig Priester hinlänglich. Aber der Wahrsagerinnen, die man für Vertraute der Gottheit hielt, konnte man nicht entbehren.

Aus

Aus der Menge der Völkerschaften, die sich ganz unabhängig von einander in Deutschland ausbreiteten, hoben sich einige, theils durch ihre Macht, theils durch ihren Kriegsruhm, ganz besonders heraus. Im südlichen Deutschland, am linken Ufer der Donau, in dem großen hercynischen Walde, lebten die zahlreichen Sueven, meistens von der Jagd und Viehzucht. Von andern Deutschen unterschieden sie sich dadurch, daß ihre Haare auf der Scheitel in einen Knoten zusammengedrehet waren, daß ihre Edlen durch starre, rückwärts gebundene Haare sich auszeichneten. Ihr Land war in hundert Gauen getheilt. Aus jedem derselben zogen jährlich tausend Mann in den Krieg. Die andern blieben zu Hause, um den Ackerbau zu treiben; doch durfte keiner ein Stück Land länger als ein Jahr behalten. Auch wurden nicht viele Aecker gebaut. Die Sueven liebten übrigens Kriegszüge und Streifereyen, und haßten dagegen Wein und fremde Sitten. Besondere Völkerschaften derselben waren die Hermundurer zwischen der thüringischen Saale und der Elbe, die Semnonen zwischen der Elbe und Oder, die Longobarden um die

Havel

Havel und Spree. Zwischen der Elbe und Weser, um den Harz, lagen die Wohnsitze der zahlreichen und kriegerischen Cherusker (Härzker). Von der thüringischen Saale bis zur Eder breiteten sich die Chatten, die Vorfahren der jetzigen Bewohner Hessens, aus, welche die eigenthümliche Sitte unterschied, die Kopfhaare und den Bart bis zur Erlegung eines Feindes wachsen zu lassen. Bis dahin mußte der Jüngling einen eisernen Ring am Arme tragen. Auf der Westseite der Weser, an der Nordsee, wohnten die Chaucen, deren Land den Ueberschwemmungen so gewaltig ausgesetzt war, daß sie ihre Hütten auf Dämme bauen mußten. Unter den Anwohnern des Rheins machten sich die Sigambrer an der Sieg, und die Ubier in der Gegend von Cöln, besonders berühmt.

Das eigentliche Germanien wurde westlich durch den Rhein, und südlich durch die Donau, von dem römischen getrennt. Dort gränzte es an Gallien, und hier stieß es mit Rhätien, Vindelicien und Noricum zusammen. Die Deutschen, welche der Rhein

und

und die Donau von den Römern trennte, konnten aber ihre Neigung, die römischen Provinzen durch Streifereyen heimzusuchen, nicht unterdrücken. Augustus wünschte, nach Cäsars Beyspiele, ihnen Ehrfurcht für die römischen Waffen einzuflößen, und die Macht des römischen Staates auch jenseits des Rheins und der Donau zu befestigen. Sein Stiefsohn Drusus that vier Feldzüge nach Deutschland (13—9). Er fuhr aus den Niederlanden mit einer Flotte bis in die Ems, und drang bis an die Elbe, in der Gegend von Barby, durch. Auf dem Rückwege (vielleicht durch Thüringen und Hessen) brach er das Schienbein so gefährlich, daß er einen Monath hernach sein Leben endigte. Da es in dem damahligen Deutschland keine Städte gab, die man erobern konnte, so blieb einem römischen Generale, der sich in diesem Lande festsetzen wollte, weiter kein Mittel übrig, als an den vornehmsten Flüssen kleine Festungen, sogenannte Castelle, anzulegen. Drusus ließ viele solche Castelle am Rhein, an der Weser, und an der Elbe zurück, und derer, die am Rhein lagen, waren allein auf funfzig. Durch dessen Bruder Tiberius ließ

Augustus den Krieg in Deutschland fortsetzen. Dieser glaubte den unbändigen Geist der Sigambrer, und andrer Anwohner des Rheins, nicht leichter bändigen zu können, als wenn er sie auf das linke Rheinufer versetzte. Dieses Verfahren verbreitete unter den freyheitliebenden Deutschen einen so großen Schrekken, daß sich verschiedene Völker in das Innere von Deutschland zurückzogen. Aber auch hier suchten sie Tiberius und seine Feldherren auf. Sie giengen (seit 4. n. Chr.) über die Elbe; sie kamen bis in die Mark Brandenburg. Ihre Unternehmungen unterstützte eine römische Flotte, die in die Elbe einlief.

Unter den Völkern im innern Deutschland hatte aber keins eine so furchtbare Macht, als das Volk der Marcomannen, die sich aus der Gegend zwischen dem Rhein und Mayn nach Böhmen gezogen hatten. Ihr Oberhaupt war der edle Marbod, der als Geisel zu Rom Gelegenheit gehabt hatte, mit den Kenntnissen der Römer vertrauter zu werden. An diese Marcomannen schlossen sich mehrere kleine deutsche Völker an, Dadurch wuchs ihre Kriegsmacht bis auf 70000 Mann Fußvolk

volk und 4000 Reiter an. Tiberius hielt es für nöthig, dieser wachsenden Macht zu rechter Zeit entgegen zu arbeiten. Er rückte von zwey Seiten gegen die Marcomannen an. Der eine Weg führte die Römer durch den ausgehauenen hercynischen Wald im jetzigen Hessen, Thüringen und Meissen; auf der andern Seite marschierten sie von Noricum (Bayern) herbey. Aber eine Empörung der Pannonier und Dalmatier verhinderte den Tiberius an der Vollendung dieses Kriegszuges. Indessen schien die römische Herrschaft im westlichen Deutschland eine feste Wurzel zu schlagen, als sie durch die Unbesonnenheit eines Statthalters plötzlich wieder vernichtet wurde.

Varus, der aus dem reichen Syrien in das arme Deutschland versetzt worden war, glaubte hier nicht viel weniger Geld als dort erpressen zu können. Die Deutschen, die so wenig Erwerbsmittel hatten, sollten große Abgaben in baarem Gelde entrichten; sie sollten sich von römischen Sachwaltern, deren Ränke ihnen bisher ganz unbekannt gewesen waren, ihr Vermögen durch Processe abneh-

men lassen. Dieser Zustand wurde ihnen bald unerträglich, und ihre Edlen fühlten den lebhaftesten Wunsch, sich von demselben zu befreyen. Aber niemand fühlte ihn inniger, als Arminius, ein edler Cheruſker, der Sohn des Siegmars, den Tiberius, nebst seinem Bruder, mit nach Rom genommen, und mit der Würde eines römischen Ritters geziert hatte. Doch eben die genaue Bekanntschaft mit den Römern, die sich Arminius bey dieser Gelegenheit erworben hatte, flößte ihm, so wie dem Marbod, den Muth ein, der römischen Herrschaft sich mit Nachdruck zu erwehren. Der habsüchtige Varus und seine Legionen sollten der deutschen Freyheit aufgeopfert werden. Sie mußten daher (im Jahre 9 n. Chr.) in eine Gegend kommen, wo ihr Untergang gewiß war. Arminius lockte sie, durch unruhige Bewegungen der zwischen der Ems und Weser wohnenden Völker, in den teutoburger Wald, in den Bezirk des jetzigen Paderborns, wo der Boden mit häufigen Sümpfen und Brüchen durchschnitten war. Zum größern Unglücke für die Römer fiel ein starker und anhaltender Regen, der den Boden so unsicher machte, daß die

sehr

sehr schwer bepackten Legionsoldaten zuletzt weder vor- noch rückwärts schreiten konnten. In dieser traurigen Stellung sahen sie von den umliegenden Anhöhen und Wäldern die Deutschen, die so leicht gekleidet und gerüstet, die dieses Bodens so kundig waren, auf sich zueilen, und bald sanken sie, von den erbitterten Deutschen unbarmherzig geschlachtet, zur Erde. Auf 20000 Römer fielen. Die Deutschen steckten nun rings um den Wald eine Menge Köpfe auf, und manchem Advocaten, der sie durch seine juristischen Ränke gedrückt hatte, schnitten sie aus Rache die Zunge aus. Von allen Festungen, welche die Römer an den deutschen Hauptflüssen angelegt hatten, blieb jetzt keine mehr übrig, und mit ihnen verschwanden alle Spuren römischer Herrschaft diesseits des Rheins. Augustus erschrack über die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale der Armee des Varus so gewaltig, daß er die Deutschen schon auf dem Wege nach der Hauptstadt zu sehen glaubte, daß er aus Mißtrauen alle Deutschen, die sich unter seiner Leibwache, oder als Fremde zu Rom befanden, entfernte.

Unter der Regierung des Tiberius drang (14—16) Germanicus, der edle Sohn des Drusus, bis an die Eder vor. Seine Unternehmung gegen die Deutschen begünstigte die Uneinigkeit, in welcher Arminius mit dem Segest, einem andern Edeln der Cherusker lebte. Arminius hatte sich, durch seinen Sieg über den Varus, bey den Völkern des westlichen Deutschlands ein so viel geltendes Ansehn erworben, daß ihn mancher Edle, vornehmlich aber Segest, darum beneidete. Segest hatte eine schöne Tochter. Thusnelde (so hieß diese Tochter) war bereits an einen andern Edlen verlobt, und dennoch ließ sie sich von dem tapfern Arminius entführen. Der erzürnte Vater hohlte den Mädchenräuber ein, und ließ ihn im Gefängnisse schmachten. Bald sah sich jedoch Segest von den Freunden und Anhängern des Arminius so bedrängt, daß er den Germanicus um seinen Beystand bath. Dieß bahnte dem römischen Feldherrn in das innere Deutschland den Weg. Während daß eine römische Landarmee nach der Weser rückte, erschien eine Flotte auf der Ems. Und dennoch machte es dem Germanicus erstaunenswürdige Mühe, durch

Wälder

Wälder und Sümpfe bis an die Weser durchzudringen, und den Arminius in seinem Vaterlande aufzusuchen. Endlich gelang es ihm, in der Gegend des jetzigen Hoya, über die Weser zu setzen, und wenn er bey Istavisus (in der Gegend von Minden) über den muthigen Arminius siegte, so trug das gallische und germanische Kriegsvolk, das sich unter seinem Heere befand, das Meiste dazu bey. Arminius befand sich, seiner tapfern Gegenwehre ungeachtet, in lebhafter Bedrängniß, und die Deutschen waren dem Schicksale, von den Römern unterjocht zu werden, noch niemahls näher gewesen, als der brave Germanicus von dem auf seinen hohen Kriegsruhm eifersüchtigen Tiberius abgerufen wurde. War es aber blos Eifersucht, welche Tiberius zu dem Entschlusse brachte, den Krieg im innern Deutschland aufzugeben, oder war es vielmehr das überzeugende Gefühl, daß alle Bemühungen der Römer, das von Wäldern und Sümpfen starrende, und von äusserst freyheitsliebenden Menschen bewohnte Deutschland in eine römische Provinz zu verwandeln, am Ende doch vergeblich seyn würden? Der schlaue Tiberius glaubte vielleicht das, was

Gewalt

Gewalt der Waffen nicht bewirken konnte, durch List und Ränke auszurichten. Arminius und Marbod, die jetzt an der Spitze der deutschen Völker standen, waren sehr leicht zum Ausbruche ihrer Eifersucht gereitzt. Arminius siegte, und Marbod gerieth in ein so großes Gedränge, daß er seine Zuflucht nirgends anders, als zu Rom zu finden wußte. Was half jedoch dem Arminius Muth und Tapferkeit, da selbst seine Verwandten seinen frühen Tod durch Gift beschleunigten, den sie wahrscheinlich von Rom empfiengen. Die Nachfolger des Tiberius dachten an die Unterjochung der Deutschen mit so wenig Ernst, daß sie durch die kleinen Kriegszüge, die sie gegen deutsche Völker vornahmen, sich und die Römer bey denselben nur lächerlich und verächtlich machten.

Unter dem Claudius schien es (43) als wenn die Eroberung Britanniens vollendet werden sollte. Einige Edle der Britten hatten gegen ihre Landsleute, von welchen sie verfolgt wurden, den römischen Schutz angefleht. Der gallische Statthalter Plautius sollte nach Britannien übersetzen. Seine

Sol-

Soldaten wollten ihn aber nicht folgen. Sie bildeten sich ein, man würde sie über die Gränzen der Welt hinausführen; als der Bevollmächtigte des Claudius, der Minister Narciß, aber eine Rede an sie halten wollte, weigerten sie sich, dieselbe anzuhören, zeigten sie sich ganz bereitwillig, dem Plautius zu folgen. Plautius und Vespasian, der nachmahlige Kaiser, siegten über die Britten. Als jedoch der lebhafte Widerstand der Britten den Erfolg dieser Unternehmung bedenklich machte, kam Claudius mit einer ansehnlichen Armee, und vielen Elephanten, selbst nach Britannien. Er erfocht einen entscheidenden Sieg, eroberte Camalodunum (Maldon) ließ die Britten entwaffnen, und ernennte den Plautius zum Statthalter von Britannien. Hierauf kehrte er im Triumphe nach Rom zurück, und der Sohn der Messaline erhielt den Namen Britannicus.

Unter der Regierung des Kaisers Nero mußten die Römer in Palästina Krieg führen, wo die für die Menschheit so wichtige christliche Religion ihren Ursprung hatte.

---

## Drittes Kapitel.

Ursprung der christlichen Religion. Zerstreuung der jüdischen Nation.

Palästina, das Land, wo das Christenthum entstand, war seit den Zeiten des Pompejus der römischen Herrschaft unterworfen. Neben den sogenannten Ethnarchen, oder Volksfürsten, in deren Familie schreckliche Händel vorfielen, gab es in der Folge einen Statthalter, Nahmens Antipater, aus Idumaea, der eine so wichtige Rolle spielte, daß sein Sohn Herodes (39) es wagen durfte, sich zum Könige der Juden aufzuwerfen, und seine Königswürde wurde vom Antonius und Octavius bestätigt. Dieser Herodes, mit dem

Bey-

Beynahmen: der Große, der mit einer grausamen und wollüstigen Denkart eine erstaunenswürdige Verstellungskunst vereinigte, vertilgte das Geschlecht der Maccabäer mit so unbarmherziger Härte, daß er seine eigne Gemahlin Mariamne nicht verschonte, daß er selbst drey von seinen Söhnen hinrichten ließ. Freylich war dieß das einzige Mittel, seine Regierung, und die Ruhe des Landes zu befestigen. Durch den bethlehemschen Kindermord, der unmöglich sehr bedeutend seyn konnte, hatte er dem Stifter der christlichen Religion den Untergang zubereitet.

Jesus, der Urheber des Christenthums, war der Sohn der Marie von Nazareth, die, nach der Erzählung der sogenannten Evangelisten, auf eine wundervolle Art in den Mutterstand versetzt worden war. Marie und ihr Bräutigam reisen nach Bethlehem, der Hauptstadt ihres Stammes, um sich in das Steuerregister einzeichnen zu lassen. In Bethlehem wird Marie von der Zeit ihrer Niederkunft so sehr überrascht, daß sie in einem Wirthshause einkehren muß, das den in dieser Gegend weidenden Hirten zum Zufluchtsorte

orte diente. Hier wird ihr Sohn Jesus (754 Jahre nach Roms Erbauung) *) gebohren. Seitdem lebt er ganz unbekannt — kaum daß er als ein zwölfjähriger Knabe von ausserordentlichen Fähigkeiten einmahl im Tempel erscheint — bis er dreyßig Jahre alt, mit den bewundernswürdigsten Eigenschaften, mit dem ausgebildetsten Charakter, den Schauplatz betritt, auf welchem er bald eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Schon lange hatten sich seine Landsleute mit der erfreulichen Sage geschmeichelt, daß dereinst ein Messias, ein Retter, kommen, und sie in einen glücklichern Zustand versetzen würde. Wenn nun Jesus, der in allen seinen Handlungen und Gesinnungen so viel Erhabenes, so viel Bewundernswürdiges, zeigte, sich für einen göttlichen Bevollmächtigten erklärte; wenn er seine übermenschliche Vollmacht durch eine Reihe wunderbarer Begebenheiten bewies; wer sollte da,

*) So rechnet man gewöhnlich. Neuere Untersuchungen machen es aber wahrscheinlich, daß Jesus schon im Jahr 749 nach Roms Erbauung gebohren ist, und daß wir also 5 Jahre zu wenig zählen.

da, wenn er anders einen unpartheyischen Beobachter abgab, von der Messiaswürde des nazarethischen Jesus sich nicht überzeugt fühlen? So große, die Menschheit erhöhende Grundsätze hatte noch kein Sterblicher gelehrt; eine so ganz reine, so ganz uneigennützige Tugend hatte noch kein Priester, kein Philosoph gepredigt; so rührend, so eindringend, den Verstandeskräften und den Umständen der Zuhörer so angemessen, hatte noch kein moralischer Redner seine Vorträge eingerichtet. Dennoch hatte Jesus nicht das Glück, den Beyfall und die Zufriedenheit aller Stände sich zu erwerben. Bey den Vornehmen, und bey den Gelehrten, machte er sich durch seine strenge Tugendlehre, durch seine ganz uneigennützige Menschenliebe, verhaßt; die Priester fanden es ganz unverzeihlich, daß er den Untergang ihres Tempels und ihrer Volksreligion vorhersagte, und das gemeine Volk glaubte sich zur Unzufriedenheit über ihn schon dadurch berechtigt, daß er seine reitzenden Erwartungen und Aussichten, wegen einer glücklichen Verbesserung der politischen Verfassung ihres Landes, so wenig erfüllte. Aber niemand ärgerte sich über Jesus mehr, als

die

die Mitglieder des hohen Raths zu Jerusalem, und die Pharisäer und Sadducäer, denen er so manche bittere Wahrheit sagte, deren Glaubenssystem von dem seinigen so verschieden war. Ihr Haß gieng endlich in den Entschluß über, seine Hinrichtung zu veranstalten. Der hohe Rath benutzte in dieser Absicht die Meynung des Volkes, daß Jesus, der sich für den Messias ausgab, einen mächtigen Monarchen, einen Weltherrscher vorstellen würde. Selbst seine Schüler konnten sich von dieser Idee nicht losreissen. Das Volk zeigte schon die Bereitwilligkeit, ihn zum Könige zu machen. Der hohe Rath erklärte ihn daher für einen Verächter der Volksreligion, für einen, der sich zum Könige aufwerfen wollte. Zwar konnte der römische Statthalter Pontius Pilatus die Gründe seines Verdammungsurtheils so wenig einsehen, daß er ihm seine Bestätigung verweigerte; aber er mußte den dringenden Vorstellungen und Bitten des hohen Rathes endlich nachgeben, und Jesus starb im 33sten Jahre, gleich einem gemeinen Missethäter, am Kreutze. Am dritten Tage nach seiner Hinrichtung erschien er, wie uns seine Geschicht-

schichtschreiber versichern, wieder unter seinen Schülern und Freunden, und vierzig Tage hernach schwang er sich vor ihren Augen in die Wolken.

Jesus hatte den größten Theil der dritthalb Jahre, die er dem Wohle der Menschheit widmete, für die Bildung von zwölf jungen Männern bestimmt, welche seinen Plan einer Religionsverbesserung weiter ausführen, und sich deswegen in verschiedene Länder verbreiten sollten. Dieß waren die sogenannte Apostel (Abgeordnete, Missionarien), über die sich wenig Tage nach seiner Himmelfahrt der Geist einer besondern Aufklärung ergossen hatte. Diese Apostel blieben aber dennoch immer Menschen und Juden; das heißt, mit manchen Nationalvorurtheilen erfüllte Leute, die keine gelehrte Erziehung genossen hatten, und die Jesus Vortrag nicht immer recht faßten. Wegen ihres frommen, liebenswürdigen Charakters, wegen der wunderbaren Handlungen, die sie vornahmen, wegen der Verfolgung des hohen Rathes zu Jerusalem, gelangten sie aber bald zu einem ausgezeichneten Ansehn, das ihnen viele Freunde und Anhänger

ger verschaffte, das durch ihre herzlichen, väterlichen Ermahnungen, und ihre nach den Fähigkeiten und Bedürfnissen ihrer Zuhörer eingerichteten Vorträge immer mehr befestigt wurde. Einige unter ihnen hatten die Handlungen und Reden ihres verehrten Lehrers Jesus, die ihnen im Gedächtnisse geblieben waren, niedergeschrieben. Aus diesen schriftlichen Aufsätzen, oder Memoiren, entstanden die Evangelien, und die Verfasser derselben wurden die Evangelisten genennt. Diese Nachrichten waren theils in der aramäischen (syrischen), theils in der griechischen Sprache geschrieben, die, seit den Zeiten der syrischen Oberherrschaft über Judäa, in Palästina so allgemein gesprochen wurde.

Bald wurden aber die Apostel, gleich ihrem erhabenen Lehrer, von dem hohen Rathe und den Priestern so verfolgt, daß sie sich von Jerusalem entfernen mußten. Sie wanderten nun nach andern Städten in Syrien. Eine vorzüglich gute Aufnahme fanden sie zu Antiochien, der Hauptstadt Syriens. Hier entstand die erste ansehnliche Gemeinde von Verehrern der Jesuslehre. Jesus wurde von

seinen

seinen Schülern auch Christus (der Gesalbte) genennt. Daher hießen diejenigen, die sich zu seiner Religion bekennten, Christianer oder Christen. Seit den Zeiten der syrischen Herrschaft gab es überall Juden; auch war die griechische Sprache in ganz Vorderasien ausgebreitet. Die Apostel fanden daher überall Landsleute, denen sie ihre neue Lehre predigen konnten, und da die Synagogen, oder gottesdienstliche Versammlungshäuser der Juden, auch von frommen Heyden besucht wurden, so bekamen auch diese Gelegenheit, die christliche Religion schätzen zu lernen. Die Ausbreitung des Christenthums beförderte aber auch der Umstand, daß man lange Zeit hindurch die Christusverehrer für eine jüdische Secte hielt, und man bemerkte es nur erst spät, daß von der neuen Religion alle übrigen verdrängt wurden. Die Juden konnten sich von ihrer Anhänglichkeit an dem Glauben, und an den gottesdienstlichen Gebräuchen ihrer Vorfahren, nicht so leicht losreissen, als die an die Vielgötterey gewöhnten Heyden, welche die neue Lehre bereitwilliger annahmen. Daher entstand der Unterschied zwischen Judenchristen und Heydenchristen.

Jesus selbst ertheilte seinen Unterricht nicht so systematisch, wie ein Professor; er ertheilte ihn vielmehr zufällig, so wie ihn Umstände, oder Bedürfnisse dazu aufforderten. Faßt man aber alles, was er über Gott, dessen Verehrung, über die Bestimmung und die Pflichten der Menschen hier und da äussert, so möchten folgende Hauptpunkte den Geist seiner Lehre bezeichnen. 1) Es ist nur Ein Gott, und dieser Gott ist der Vater aller Menschen. 2) Dieser Gott sorgt für das Ganze; er regiert alles, er liebt alles, und er leitet vorzüglich das Schicksal der Menschen mit besondrer Güte. 3) Die Menschen müssen überall, und zu allen Zeiten, aus kindlicher Liebe zu Gott, das Gute thun, ihre Nächsten als Brüder lieben, und Gott immer ähnlicher zu werden sich bemühen. 4) Wenn der Mensch sich vergangen hat, so soll er nicht durch Opfer, sondern durch eine ernstliche Besserung, die Vergebung seiner Sünden suchen, und derselben auch versichert seyn. 5) Es giebt nach diesem Leben noch ein zukünftiges, wo die Tugend belohnt, und das Laster bestraft werden wird. Die meisten von diesen Lehren sind gegen die Irrthümer und

Fehler

Fehler der damahligen Menschen, vornehmlich der Juden, gerichtet, und es bleibt daher ungewiß, ob Jesus wirklich die Absicht gehabt hat, eine neue Religion zu stiften, oder ob er vielmehr die jüdische nur verbessern und vollkommner machen wollte. Fiel es doch selbst seinen Aposteln noch schwer, sich von ihren alten Glaubensgenossen zu trennen. Nur die gewaltthätige Behandlung der Juden nöthigte sie endlich, eine engere Verbindung unter sich zu schließen. So entwickelte sich, hauptsächlich vom eifrigen Paulus geleitet, die christliche Kirche gleichsam von selbst. Die Zahl ihrer Verehrer wuchs ausserordentlich schnell. In Zeit von dreyßig Jahren hatte sich das Christenthum, meistens durch die Apostel selbst, in Syrien, Aegypten, Kleinasien, Griechenland und Italien ausgebreitet. Um die neuen Christen in ihrem Glauben zu stärken, und um sie mit den Lehren desselben immer vertrauter zu machen, schrieben die Apostel an die Gemeinden, die sie an verschiedenen Oertern gestiftet hatten, ingleichen an einige der angesehensten Mitglieder derselben, umständliche Episteln oder Briefe, die zu den Urkunden der christlichen Religion gehören.

Sobald die Christen von den Juden sich völlig trennten, sobald mußte sich auch ihre eigene Kirchenverfassung bilden. Da die ersten Christen aber meistens Juden waren, so behielten sie von der gottesdienstlichen Einrichtung der jüdischen Religion alles dasjenige bey, was mit den Lehren ihres neuen Glaubens nicht im Widerspruche stand. Sie feyerten daher anfangs nicht nur den Sonntag, sondern auch den Sabbath; sie setzten das Lesen aus dem alten Testamente fort; sie widmeten den übrigen Theil des Gottesdienstes dem Bethen, dem Singen und dem Lehrvortrage; sie behielten das Fasten, die Feyer des Osterlammes, den Kirchenbann (die Ausschließung von der christlichen Gemeinde) und die Kirchenzucht bey. An die Stelle der jüdischen Opfer trat, wenigstens nach der Meynung der spätern Zeiten, das Abendmahl, und die feyerliche Aufnahme unter die Christen bezeichnete die Taufe, welche anfangs ganz natürlich an erwachsenen Personen verrichtet werden mußte. Ausserdem hielten die ersten Christen auch noch sogenannte Liebesmahle, welche das Band der Freundschaft noch fester knüpfen sollten. Die Aufsicht über den Gottesdienst,

dienst, und über die Policeyverfassung der Gemeinde, erforderte einen Vorsteher oder Aufseher, der nach einem griechischen Worte Bischof genennt wurde.

Die Christen sonderten sich von andern Menschen ab. Sie weigerten sich standhaft, den Bildsäulen der Kaiser zu opfern, und ihnen Weihrauch zu streuen. Die heydnischen Priester, die ihre Opfer, und folglich auch ihre Einkünfte, durch sie vermindert sahn, verbreiteten aus Haß allerley verläumderische Gerüchte von ihrem Gottesdienste, und von ihrer Lebensart. Bald sollten sie Menschenfleisch verzehren; bald bey ihren Liebesmahlen Unzucht treiben. Diese Beschuldigungen entstanden aus Mißverständnissen; aber sie waren doch hinlänglich, die Kaiser, und ihre Statthalter, gegen die Christen mit Argwohn und Erbitterung zu erfüllen. Dieß war schon unter der Regierung des Nero der Fall, und da dieser die schreckliche Beschuldigung, Rom angezündet zu haben, von sich abzuwälzen wünschte, so fand er es sehr bequem, die vielen Christen, die sich damahls schon in Rom befanden, und die man mit unter den Juden

den begriff, zu Urhebern der großen Feuersbrunst zu machen. Der Tyrann ergötzte sich nun (64) an den unmenschlichen Hinrichtungen und Martern der standhaften Christusbekenner. Zum Schauplatze der abscheulichen Auftritte wies er seinen eignen Garten an. Es war ihm nicht genug, die Christen auf die gewöhnliche Art hinrichten zu lassen. Sie mußten sich, in Häute von wilden Thieren gehüllt, von Hunden zerreissen lassen; sie wurden in brennbare Materien gewickelt, um gleichsam als Fackeln gebraucht werden zu können. Diese Verfolgung verbreitete sich wahrscheinlich nur über die Christen, die in Rom lebten. Sie erfuhren unter den folgenden Kaisern aber mehrere allgemeine Verfolgungen, und wahrscheinlich zählte man derselben zehn, weil man zehn Landplagen Aegyptens hatte.

Die Nation, unter welcher das Christenthum aufblühete, erlebte nicht lange hernach das traurige Schicksal, daß ihr Staat völlig aufgelöset wurde. Die Erpressungen der römischen Statthalter nahmen, meistens in dem Verhältnisse ihrer Entfernung von der Hauptstadt,

stadt, zu. Nicht leicht aber bewies sich ein römischer Statthalter so eigennützig und habsüchtig, als Gessius Florus, dem Palästina unterworfen war. Da er sich wegen der Verantwortung fürchtete, die ihm die Beschwerden der jüdischen Nation zuziehen konnten, so entwarf er mit grausamer Politik den Plan, dieser Verantwortung durch die Erregung eines allgemeinen Aufstandes auszuweichen. Der Druck, den er der jüdischen Nation wiederfahren ließ, wurde endlich so unerträglich, daß viele Leute auswanderten. Eine beynahe drey Million starke Nation, wie die jüdische, konnte aber wohl den Entschluß fassen, dem schrecklichen Joche sich mit bewaffneter Hand zu entziehen. Hierzu reitzte sie besonders die ungerechte Behandlung, welche ihre Landsleute zu Cäsarea (an der Küste von Judäa) erfuhren, und die mit militärischer Execution betriebene Forderung des Florus, ihm siebzehn Talente aus dem heiligen Schatze zu liefern. Der damahlige Ethnarch, Agrippa II, trug als ein unkluger, durch römische Politik geleiteter Despot, nicht wenig dazu bey, daß die Juden einen Aufstand erregten. Indessen würde es eben demselben, wenn ihn Florus

besser

besser unterstützt hätte, vielleicht gelungen seyn, diesen Aufruhr gleich bey seinem Auflodern zu ersticken. Dieß war jedoch den boshaften Absichten des Florus nicht angemessen. Die zur äussersten Erbitterung gereitzten Juden griffen also zu den Waffen, und rückten gegen die mit römischen Besatzungen versehenen Oerter an. Florus that nichts, um diese Unruhen zu rechter Zeit zu unterdrücken, und als Cestius Gallus, der Oberstatthalter von Syrien, die empörten Juden zur Ruhe nöthigen wollte, war ihre Macht für die in Syrien sich befindenden römischen Soldaten schon zu groß geworden. Der damahls regierende Kaiser Nero mußte also besondere Anstalten machen, den Aufruhr der Juden zu unterdrücken. Die Anführung des hierzu bestimmten Heeres von 60000 Mann vertraute er dem Flavius Vespasian an, der sich bereits in Germanien und Britannien als ein vortreflicher General gezeigt hatte. Vespasian bahnte sich (68) den Weg nach Jerusalem, dem Hauptsitze des Aufruhrs, durch die Wegnahme verschiedener Städte. Unter andern eroberte er Jotapa, welches der jüdische Geschichtschreiber Josephus sieben Wochen lang

sehr

sehr standhaft vertheidigte, mit Sturm. Der brave Josephus sollte nun als ein Gefangener nach Rom gebracht werden; er rettete sich aber von der Gefahr, von seinem Vaterlande getrennt zu werden, durch Klugheit, durch die schmeichelhafte Prophezeihung, daß Vespasian nächstens den Kaiserthron besteigen würde.

Der römische Obergeneral eilte nicht, die Stadt Jerusalem selbst anzugreifen; denn er sah es mit Gewißheit voraus, daß die beyden Partheyen, die gegen einander wütheten, die besten Kräfte der Nation verzehren würden. Die eine von diesen beyden Partheyen, welche aus den sogenannten Zeloten bestand, wollte durchaus nicht zugeben, daß man sich den Römern wieder unterwerfen sollte. Daraus entstand in Jerusalem selbst ein bürgerlicher Krieg, der wie alle Bürgerkriege mit einem schrecklichen Menschenschlachten verbunden war. Im Sommer des folgenden Jahres (69) machte Vespasian endlich ernstliche Anstalten, die Stadt Jerusalem zu belagern. Von der Vollendung dieser Belagerung rief ihn aber die Ernennung zum Kaiser ab. Nun

setzte sie sein Sohn Titus mit großem Eifer fort.

Die Eroberung einer Stadt, die, wie Jerusalem, vier Meilen in Umfang hatte, die nicht nur durch eine dreyfache Mauer, sondern auch durch tiefe Hohlwege und Gründe, hinlänglich gesichert war, gehörte allerdings zu den großen und schweren Unternehmungen. Es trafen jedoch verschiedene für die Römer sehr günstige Umstände zusammen. Die großen Vorräthe von Lebensmitteln, die auf einige Jahre hätten hinreichen können, waren, durch die Wuth der Partheyen, entweder verschwendet, oder verdorben worden. Die Verlegenheit der in der Stadt eingeschlossenen Menschen wurde aber dadurch noch ängstlicher, daß ihre Zahl bey Gelegenheit des letztern Paschahs sich ausserordentlich vermehrt hatte. In der mit so vielen Menschen angefüllten Stadt brach nun bald eine Hungersnoth aus, welche von ihren gewöhnlichen Gefährtinnen, von ansteckenden Krankheiten und Ausschweifungen, begleitet war. Ueberall sah man Haufen von Leichen aufgethürmt, sah man Kranke mit dem Tode kämpfen, sah

man

man Lebende als Gerippe herumschleichen. Der geringe Vorrath von Lebensmitteln war für die Vertheidiger der Stadt aufgeopfert worden; aber auch diese mußten ihren schrecklichen Hunger endlich durch ganz ungewöhnliche und unverdauliche Speisen, als Kuhmist, Leder, Baumreiser und Heu, zu stillen suchen. Die nächsten Verwandten, Vater, Mutter, Kinder, Gatten, rissen einander den letzten Bissen aus dem Munde, und ein Weib vergaß das Gefühl der Menschheit, der Mutter, so sehr, daß sie ihr eignes Kind verzehrte. Der Hunger wüthete in Jerusalem so schrecklich, daß über 700000 Menschen starben. Viele, die von dem fürchterlichen Tode durch das Ueberlaufen zu den Römern sich retten wollten, fanden ihren Untergang auf einem andern, sehr sonderbaren Wege. Da sie, wie das Gerücht sagte, Gold verschluckt haben sollten, so schnitten ihnen die eben so unbarmherzigen als habsüchtigen Römer den Bauch auf, um das edle Metall in ihren Eingeweiden zu finden. So wurden einst zwey tausend in einer Nacht getödtet. Dieser schrecklichen Noth ungeachtet, war die

Ver-

Vertheidigungswuth der Zeloten so unbändig, daß sie alle Anerbiethungen des Titus wegen eines Unterwerfungsvergleiches hartnäckig zurückwiesen. Indessen hatten die Römer ihre Belagerungsarbeiten so unermüdet, und so glücklich fortgesetzt, daß sie eine Mauer nach der andern ersteigen, und zuletzt (70) auch den Tempel erobern konnten. Titus wünschte ihn zu schonen; aber durch brennende Fackeln, die ein Soldat zum Fenster hineinwarf, entstand eine Feuersbrunst, die in kurzer Zeit den größten Theil des Tempels verzehrte. Titus trug nun kein Bedenken, sich der im Allerheiligsten befindlichen Schätze zu bemächtigen. Die erbitterten Römer hieben die Juden so unbarmherzig nieder, daß das Menschenblut durch die Gassen floß. Dennoch wehrten sich die Oberhäupter der Empörung, die sich in dem obern Theile der Stadt verschanzt hatten, mit der verzweiflungsvollsten Hartnäckigkeit, bis sie der Kriegskunst der Römer keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnten. Es wurden von den Römern 1100000 Juden getödtet, und 970000 gefangen genommen. Es sollen bey dieser Belagerung überhaupt

haupt auf anderthalb Millionen Menschen umgekommen seyn. Die große und schöne Stadt Jerusalem wurde, bis auf drey besonders große Thürme, die man als Denkmäler der Baukunst schonte, niedergerissen. Seit der Zeit mußte jeder Jude, welcher der Sitte seiner Väter treu blieb, dem capitolinischen Jupiter jährlich zwey Denare entrichten.

Schon vor der Zerstörung von Jerusalem gab es in andern Ländern mehr Juden, als in Palästina. Noch lebten viele derselben in Assyrien, Babylon und Aegypten. Aus dem letzten Lande hatten sie sich nach Cyrene und Libyen ausgebreitet. Aus Palästina waren sie nach Syrien, nach Kleinasien gewandert. Sie fanden seit den Zeiten des Pompejus aber auch den Weg nach Rom, wo sie nicht nur Schutz und Religionsfreyheit genossen, sondern auch, als Freunde und Bundesgenossen der Römer, besondrer Vorrechte, z. B. der Freyheit vom Kriegsdienste, sich zu erfreuen hatten. Ihre Anzahl wuchs daher in der Hauptstadt des römischen Staates so schnell an, daß man unter dem Augustus schon 8000

derse-

derselben zählte. Sie breiteten sich aber immer mehr aus; mit ihrer Ausbreitung wuchs jedoch auch die Verachtung derselben, an welcher ihr eigennütziges Benehmen unstreitig am meisten Schuld war.

## Viertes Kapitel.

Die römische Welt befindet sich, unter einer Reihe von fast lauter vortrefflichen Kaisern, im Wohlstande und Ansehn.

Titus, der Jerusalem zerstörte, war der Sohn des Vespasians, mit welchem sich eine über hundert Jahre lang fast ununterbrochen fortdauernde Reihe vortrefflicher Kaiser anfängt. Der römische Staat war lange nicht so glücklich gewesen.

Aber vorher ereignete sich noch manche gewaltsame Thronveränderung. Zwar schien der Senat das größte Recht zu haben, einen neuen Imperator zu ernennen; aber die Leibwache

wache, die, seit Tibers Zeiten in eine Caserne zusammen gedrängt, ihr Gewicht um so inniger fühlte, ließ eben dieses Gewicht nicht unbenutzt, um von der Besetzung des Thrones Vortheil zu ziehen. Der schon 72 Jahr alte Galba wollte (68) seine Leibwache nicht erkaufen, sondern wählen; daher zahlte er ihr das versprochene Geschenk nicht aus, und nun wollte er auch noch überdieß eine strengere Mannszucht unter den Prätorianern einführen. Dieß kränkte diese, ihren wichtigen Einfluß sehr stark fühlenden Leute um so inniger, je mehr sie sahen, wie er seinen Günstlingen erlaubte, Recht und Unrecht zu verkaufen, mit den Staatsämtern Handel zu treiben, und Geldsummen nach Belieben zu erpressen. Sie wurden daher bald einig, den untüchtigen Regenten aus der Welt zu schaffen, und den Otho, einen der Vertrauten des Nero, auf den Thron zu erheben. Otho, auch Galba's Freund, fand sich sehr beleidigt, als dieser nicht ihm, sondern dem jungen Piso, die Thronfolge versicherte. Er kam der Ausführung dieses Planes dadurch zuvor, daß er, mit Hülfe der Prätorianer, den Galba verdrängte. Dieser gab zwar einigen Tribu-

nen

nen den Auftrag, ihre Gesinnungen umzustimmen, aber sie rückte dennoch gegen ihn an, und Galba wurde auf der Straße getödtet (69 Jan.) Dieß war das erstemahl, daß die kaiserliche Leibwache sich das Recht anmaßte, den Beherrscher des großen Weltstaates zu ernennen. Den Otho begünstigten sie auch aus dem Grunde, weil sie und die gemeinen Bürger sich von ihm neroische Geschenke und Lustbarkeiten versprachen. Daher glaubten sie ihm zu schmeicheln, wenn sie ihm den Nahmen Nero beylegten. Otho war auch niederträchtig genug, es den Prätorianern mit den demüthigsten und liebkosendsten Mienen feyerlich zu erklären, daß er nur ihnen sein Glück zu danken habe; daß er für sich nichts behalten wollte, als was sie ihm übrig lassen würden. Die Gunst der Prätorianer sicherte aber sein Glück nicht hinlänglich. Noch weniger half es ihm, daß der Senat seine Imperatorwürde anerkannte. Die Armee in Niedergermanien hatte sich, eben so gut als das Heer in Hispanien, für berechtigt gehalten, den Kaiserthron zu besetzen, und daher ihren Obergeneral, den Aulus Vitellius zu Cöln, zum Imperator

ausgerufen. Dieser setzte sich nun an der Spitze einer ansehnlichen Kriegsmacht in Bewegung, die Hauptstadt Rom in Besitz zu nehmen. Otho befand sich in einer gefährlichen Lage. Es fehlte ihm an Soldaten, und aus den verzärtelten und weichlichen Jünglingen Roms ließ sich unmöglich in kurzer Zeit ein gutes Heer bilden. Otho machte daher dem Vitellius die glänzendsten Anerbiethungen, um ihn zu einem Vergleiche zu bereden. Er wollte die Regierung mit ihm theilen. Aber Vitellius rückte dennoch in Italien ein, und schlug (am 16ten April) zwischen Cremona und Verona, das Heer seines Gegners aus dem Felde. Otho, der edel genug dachte, um des Bürgerblutes zu schonen, und dem der Gedanke, daß so viele tapfere Leute seinetwegen ihr Leben einbüßen sollten, unerträglich war, gab den Legionen in Rom den Rath, sich dem Sieger zu unterwerfen, und beschleunigte seinen Tod durch eigne Hand. Dadurch wurden seine Soldaten so gerührt, daß viele derselben bey seinem Grabe sich tödteten, und ihr Beyspiel wurde selbst in der Entfernung nachgeahmt.

Vitellius,

Vitellius, durch welchen Otho verdrängt worden war, übertraf alle seine Vorgänger an Trägheit, an viehischer Wollust, an Dummheit und an Bosheit. Als Knabe gehörte er unter die Lieblinge, die der alte wollüstige Tiberius um sich hatte. Bey dem Caligula machte er sich wegen seiner besondern Geschicklichkeit im Fahren, bey dem Claudius wegen seiner ausserordentlichen Fertigkeit im Spielen, beliebt. Dem Nero empfahl er sich hauptsächlich damahls, als er ihn im Namen des Publicums ersuchte, seine musikalischen Talente öffentlich hören zu lassen. Durch diese Künste glückte es ihm, gleich seinem Vater, zu Würden und zu Reichthümern zu gelangen. Bey der niedergermanischen Armee, über welche ihn Galba zum Obergeneral verordnete, schmeichelte er sich durch seine pöbelhafte Vertraulichkeit ein, und die Soldaten standen in dem Wahne, daß sie unter dem ganz für die Sinnlichkeit gestimmten Kaiser ein recht schwelgerisches Leben bekommen würden. Aber Vitellius trieb die Ausschweifungen der Sinnlichkeit gar zu weit. Er nahm gewöhnlich täglich vier bis fünf Mahlzeiten ein, und aß so erstaunlich viel,

daß er sich des Ueberflusses durch Brechmittel entledigen mußte. Seine Mahlzeiten mußten auch sehr kostbar seyn, und unglücklich war derjenige, bey welchem er sich zur Tafel bath. Ein solches Mittags- oder Abendessen konnte leicht 20000 Thaler kosten. Als ihm bey seiner Ankunft in Rom sein Bruder ein Gastmahl anstellte, wurden 2000 Gerichte Fische und 7000 Gerichte Vögel aufgetragen, und jedes Gericht war von einer andern Art. Er ließ sich eine große Schüssel von Gold machen, der er den Nahmen: Schild der Minerva, beylegte. Diese füllte er bey ihrer Einweihung mit Lebern von Meeräschen, mit dem Gehirne von Fasanen und Pfauen, mit den Zungen des Flamingo, und mit der Milch der Meerlambreten, an. Seine Gefräßigkeit war so ungeheuer, daß er das halbgebratene Opferfleisch von den Kohlen wegriß, und gierig hinunterschluckte. Nur durch herrliche Mahlzeiten, die man dem Kaiser gab, konnte man sich zu einträglichen Ehrenstellen den Weg bahnen. Vitellius war in der Schwelgerey so versunken, daß er alles andre darüber vergaß, daß ihn die Minister wohl gar an seine Kaiserwürde erinnern mußten.

ten. Seine Verstandeskräfte wurden dadurch immer mehr unterdrückt. Aber auch für die Kasse des Staates war des Vitellius Regierung ein Unglück. In Zeit von vier Monathen hatte er über 30 Millionen Thaler verschwendet, und hätte er länger regiert, so hätte der ganze römische Staat nicht so viel Geld aufbringen können, als des Vitellius Verschwendung verzehrte. Der gefräßige, verschwenderische Vitellius war auch sehr grausam, und er gieng besonders mit seinen ehemaligen Freunden, und mit seinen Gläubigern, sehr unbarmherzig um. Selbst den Tod seiner Mutter soll er haben befördern helfen.

Indessen zeigte sich doch sein eigentlich gutes Herz darinn, daß er Otho's Anhänger nicht verfolgte, daß er niemand seiner Güther beraubte, daß er gegen jedermann herablassend war. Daher würde man in Rom ihn vielleicht noch länger erträglich gefunden haben, wenn nicht die Armeen im östlichen Theile des römischen Staates ihm (69 im Jul.) den Gehorsam aufgekündigt, und den vortreflichen Vespasian zum Kaiser ernennt hätten. Dieser wollte die angebothene Würde

durchaus

durchaus nicht annehmen, bis die dringenden Vorstellungen, bis die Drohungen der Soldaten ihn gleichsam dazu zwangen, bis Mucian, der mächtige Stadthalter Syriens, ihn dazu beredete. Die an der Donau stehenden Legionen, die sich auch für ihn erklärten, rückten hierauf, von ihrem Generale Antonius Primus geführt, nach Italien, und des Vitellius Truppen, die sich ihnen bey Cremona entgegenstellten, wurden geschlagen.

Die Consuln brachten, in Verbindung mit Sabin, dem Bruder des Vespasians, und verschiedenen Senatoren, einige Mannschaft zusammen, um den Vitellius, wenn er sich nicht gutwillig zur Abdankung verstehen wollte, mit gewaltsamen Mitteln abzusetzen; sie wurden jedoch von der deutschen Leibwache desselben so nachdrücklich abgewiesen, daß sie auf dem Capitolium ihre Zuflucht suchen mußten. Aber auch hier waren sie nicht sicher. Des Vitellius Anhänger erstiegen das Capitol, brennten den großen Jupiterstempel ab, und nöthigten jene, sich zu ergeben, oder zu fliehen. Indessen drangen die für den Vespasian gestimmten Legionen in die Stadt.

Der

Der träge Vitellius lag, während der Zeit, daß das Gewitter über seinem Haupte ausbrach, im Schatten seiner Lustgärten, und dachte an nichts, als an hinreichende Befriedigungswittel seiner Freßsucht. Er kroch, als seine Feinde näher kamen, in einem zerrissenen Rocke, in ein Hundehaus. Man zog ihn aber heraus, band ihm die Hände auf den Rücken, riß ihm die Kleider vom Leibe, und schleppte ihn gleich einem Vieh durch die Straßen, und auf das Forum, wo er endlich niedergestoßen wurde (am 20. Dec.) Galba, Otho und Vitellius regierten zusammen nicht länger als anderthalb Jahre.

An diesen häufigen Revolutionen, welche die Prätorianer und die Soldaten veranlaßten, nahm der Senat und die Bürgerschaft keinen andern Antheil, als daß sie dem Monarchen, den ihnen der Unfall gab, klatschten und schmeichelten, daß sie ihn, wenn er wieder gestürzt wurde, verfluchten oder mißhandelten. Sie handelten dabey mit einem die die größte Verwunderung erregenden Leichtsinn. Es verbreitet sich das Gerücht, Otho wäre im Lager der Prätorianer zum Kaiser ausge-

ausgerufen worden. Sogleich eilt der große Haufe nach dem Pallaste des Galba, und fordert von demselben die Hinrichtung des Otho und seiner Verschwornen. Nun kömmt die Nachricht, Otho sey ermordet worden. Jetzt eifern Senatoren und Ritter, die vorher den Ausgang der Unruhen mit Gleichmüthigkeit abgewartet hatten, dem Pöbel nach, erbrechen die Thüren des Pallastes, und bedauern es, daß ihnen die Vollziehung der Rache entrissen worden sey. Doch plötzlich bekömmt die Sache wieder eine andre Gestalt. Otho lebt, und Galba wird erwürgt. Nun eilen Vornehme und Geringe ins Lager, und jeder wünscht dem andern zuvorzukommen. Alle fluchen nun auf den Galba; alle preisen die kluge Wahl der Prätorianer, und küssen dem Otho die Hände. Als Otho gegen den Vitellius in den Krieg ziehen mußte, rief ihm der Pöbel die zärtlichsten Segenswünsche nach; die Senatoren bewiesen indessen doch schon mehr Vorsichtigkeit, und sie befanden sich in gewaltiger Verlegenheit, als Otho sie ersuchte, ihn, nicht als Krieger, sondern als Freunde, in den Feldzug zu begleiten. Kaum hatte sich Otho mit seinem Gefolge und seiner

ner Armee von Rom entfernt, als man, um den Ausgang des für die Nation so wichtigen Streites ganz unbekümmert, die einfallenden Feste mit der sorglosesten Fröhlichkeit feyerte. Dem Sieger Vitellius wurde nun, eben so wie den vorigen Kaisern, zugeklatscht und zugerufen, und der Senat bewies sich eben so bereitwillig, ihm alle möglichen Beweise der Ehrfurcht und Hochachtung zu geben. Als Vespasians Generale sich der Stadt Rom näherten, erboth sich der Pöbel haufenweise gegen den Vitellius zum Kriegsdienste, und die Vornehmen versprachen Geldbeyträge; als aber die Zeit des Marsches und der Zahlung gekommen war, da gab es weder Soldaten noch Geld. Vespasians Truppen drangen in die Stadt, und schlugen sich in derselben mit den Anhängern des Vitellius herum. Der Pöbel klatschte, so wie bey Schauspielen, bald dieser, bald jener Parthey, seinen Beyfall zu. Man zog die Ueberwundenen, die sich in den Häusern oder Buden versteckt hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um sie erwürgen zu lassen, und plünderte eben sowohl die, welche Zuflucht gesucht, als die, welche ihnen ihren Schutz ver-

verliehen hatten. Das Auffallendste dabey aber war, daß alle Arten von sinnlichen Ausschweifungen während der Zeit immer fortgetrieben wurden; daß neben Haufen von Leichen, und Strömen von Bürgerblut, unzüchtige Personen ihr muthwilliges Spiel trieben; daß der Pöbel frohlockte und schwelgte, als wenn das Unglück des Staates eine freudige Begebenheit gewesen wäre.

Bey dieser Denkart des vornehmen und geringen Pöbels der großen Hauptstadt, mußte das Schicksal des Regententhrones natürlich ganz dem Zufalle, oder der Gewalt des Stärkern, überlassen seyn. Alles kam jetzt darauf an, für welchen General die Prätorianer oder Soldaten sich erklärten. Auf eben diesem Wege gelangte auch Vespasian zum Besitze der Weltmonarchie. Eigentlich wählten ihn 2000 Mann, die man aus einigen Legionen herausgezogen hatte, um sie dem Otho zu Hülfe zu schicken. Diese hatten nach dem Tode dieses Kaisers viele Unordnungen begangen. Um sich nun der Bestrafung derselben zu entziehen, und um selbst auf Belohnungen eines neuen Monarchen Anspruch machen

chen zu können, wollten sie den Thron mit einem General besetzen, der ihres Vertrauens vorzüglich würdig wäre, und sie glaubten sich dieses Recht eben so gut, wie andere Corps und Armeen, anmaßen zu können. Ihre Wahl fiel, zum Glücke des römischen Staates, auf den Vespasian, der nach dem Augustus der zweyte Wiederhersteller wurde. Mit Recht war die Freude des römischen Volkes, als Vespasian in Rom einzog, äusserst lebhaft. Tausende von Stimmen nennten ihn den Retter des Staates, nennten ihn den Einzigen, der würdig wäre, den Weltbeherrscher abzugeben. Alle Plätze und Straßen Roms waren mit Kränzen geziert, mit wohlriechenden Düften angefüllt.

Nicht leicht hat es einen Regenten gegeben, der die schönen Erwartungen, die man bey dem Antritte seiner Regierung von ihm hegte, so vollkommen als Vespasian befriedigt hätte. Seine Sorgfalt war zuerst auf die Einführung einer schärfern Kriegszucht gerichtet. Einst erschien ein junger Officier vor ihm, um sich wegen einer Stelle zu bedanken, die er eben von ihm erhalten hatte. Der

Officier

Officier [illegible]. Vespasian warf ihm einen unfreundlichen Blick zu, und sagte: er würde es lieber gesehen haben, wenn er nach Knoblauch gerochen hätte, und der Officier verlohr seine Stelle gleich wieder. Eben so eifrig bewies sich Vespasian für die Ergänzung des Senats mit würdigen Gliedern, und für die Wiederherstellung einer unpartheyischen Gerechtigkeitspflege. Für die Verschönerung Roms sorgte er mit dem rühmlichsten Eifer. Hier stieg das Capitolium, dort stieg mancher Tempel schöner und prächtiger als vorher, empor. Auch erhob sich mancher herrliche Tempel, der vorher nicht da war; und noch jetzt bewundert man die Trümmern des großen Amphitheaters (jetzt Colosseo) welches Vespasian aufführte. Aber nicht allein Rom, sondern auch manche andre Stadt, erfuhr Vespasians wohlthätige Sorgfalt, und die herrlichen Landstraßen, die er anlegte, oder wieder ausbesserte, erregten das lebhafteste Dankgefühl der Reisenden. In den Provinzen stellte er die Ordnung wieder her, und Griechenland verwandelte sich unter ihm in eine eigne Provinz. Die von Vespasian gemachten Anstalten und Anordnun-

ordnungen verursachten einen großen Aufwand, und schon bey dem Antritte seiner Regierung hatte er erklärt, daß der römische Staat, dessen Schatzkammer durch die vorigen Kaiser ausgeleert war, ohne die gewaltige Summe von hundert Millionen Thalern nicht bestehen könne. Diese Summe aufzubringen, führte er nicht nur die vom Galba aufgehobenen Abgaben wieder ein, sondern er vermehrte sie auch mit manchen neuen, die zuweilen eine unanständige Quelle hatten. So mußten z. B. diejenigen, die den Urin für die Walker sammelten, eine Auflage entrichten. Selbst Vespasians Sohn, Titus, konnte sich nicht enthalten, ihn auf die große Eigennützigkeit, die daraus hervorleuchtete, aufmerksam zu machen. Allein Vespasian hielt ihm eine Handvoll von dem Gelde, das auf diesem Wege eingekommen war, vor die Nase, und fragte dabey, ob es einen unangenehmen Geruch hätte? Jeder Missethäter, und wenn er auch das größte Verbrechen begangen hatte, konnte sich durch Geld von der Strafe loskaufen. Die meisten Aemter besetzte er mit Leuten, die sich auf das Erpressen recht verstanden, und wenn sie recht

viel

viel zusammengebracht hatten, so nahm er es ihnen wieder ab. Einen lebhaften Antheil an seinen Erpressungen hatte seine Freundin Cänis, die ehemahlige Leibeigene der Antonia, der Mutter des Claudius. Vespasian brauchte sie manchmal, um sich Geld zu verschaffen. Von allen Seiten wurde sie mit Geschenken überhäuft. Für Geld konnte man aber auch alles von ihr erhalten; Staatsämter, Statthalterschaften, Generalsstellen, Priesterwürden und günstige Rescripte. Sie hatte über den Vespasian, der in ihrem Umgange sehr viel Vergnügen fand, eine große Gewalt. Eben so groß war der Reichthum, den sie sich sammelte. Vespasians Geldsucht läßt sich durch den guten Gebrauch, den er von dem Gelde machte, kaum rechtfertigen, und es bleibt immer ein unedler Zug seiner Denkart, wenn er gleich den armen Senatoren, welche die Consulwürde bekleidet hatten, ansehnliche Jahrgehalte, und jedem Lehrer der Redekunst über 5000 Thaler Besoldung, anwies. Uebrigens vereinigte Vespasian viele gute Eigenschaften des Charakters. Er stellte den Monarchen mit so vieler Bescheidenheit vor, daß er sich vor den andern Gliedern des

Senats

Senats keinen Vorzug anmaßte: daß er jedem die Erlaubniß gab, seine Meynung mit aller Freymüthigkeit zu sagen; daß er jedermann den Eintritt in seinen Pallast erlaubte, und daß er sich gegen jedermann herablassend und leutselig bewies. Er war von geringer Herkunft; aber er schämte sich derselben so wenig, daß er diejenigen auslachte, die sein Geschlecht von einem Gefährten des Hercules ableiteten. Er verachtete alle Titel, und selbst den Nahmen eines Vaters des Vaterlandes, den er doch mit so viel Recht verdiente, nahm er nur nach vielen Vorstellungen und Bitten an. Er konnte sich nicht entschließen, jemand hinrichten zu lassen, der an einer Verschwörung gegen ihn Antheil genommen hatte. Solche Leute, sagte er, verdienten mehr Mitleiden, als Strafe, weil sie die drückende Last der Regierung nicht kennten. Eben deswegen war auch keine Satyre, die ihn, und besonders seine Geldsucht, zum Gegenstande hatte, vermögend, seine Geduld wankend zu machen. Diese ermüdeten jedoch endlich die in Rom befindlichen griechischen Philosophen, die durch ihre stoischen Grundsätze auf die Regierung des Vespasians ein falsches Licht

warfen. Mucian beredete ihn daher, sie zu entfernen. Auch bekam nur ein einziger Musonius, die Erlaubniß, in Rom zu bleiben; die andern wurden zum Theil auf Inseln verbannt. Demetrius, einer derselben, bewies sich noch immer hartnäckig. „Du legst es„ sagte er zu ihm, „völlig darauf an, hingerichtet zu werden; aber wer würde dieß an einem kläffenden Hunde (einem Cyniker) thun?„ Schade, daß der vortreffliche Kaiser, wie er den Thron bestieg, schon 59 Jahre alt war, und daß er nicht länger als 10 Jahre regierte (st. 79 im Jun.). Aber noch mehr Schade, daß sein für das Glück der Menschheit so zärtlich besorgter Sohn gar nur zwey Jahre und noch nicht völlig drey Monathe, auf dem Throne saß!

Nicht leicht hat ein junger Monarch seine Unterthanen angenehmer überrascht, als Titus. Am Hofe des Nero, in Gesellschaft des Brittannicus, erzogen, und sowohl zum Kriegsdienste als zur Verwaltung der Gerechtigkeit gebildet, bewies er sich stolz, habsüchtig, hartherzig, zur Ausschweifung geneigt. Er hatte in Judäa die Prinzessin Berenice, eine der schön-

schönsten Frauen ihrer Zeit, kennen lernen. Sie kam mit ihrem Bruder Agrippa nach Rom, und Titus fand sie so liebenswürdig, daß er ihrem Bruder nicht nur Prätorsrang verlieh, sondern daß er sie auch zu seiner Gemahlin nehmen wollte. Als er aber gewahr wurde, daß das römische Publicum ein großes Mißvergnügen darüber empfand, hatte er Ueberwindung genug, die Berenice zu entfernen, und als Imperator ließ er sich in kein Liebesverständniß ein; doch ist Berenice noch einmahl in Rom gewesen. Titus schien als Imperator ein ganz andrer Mensch geworden zu seyn. Er ahmte das musterhafte Beyspiel seines Vaters mit so rühmlichen Eifer nach, daß er ihn noch übertraf, daß er mit Recht die Wonne des Menschengeschlechts genennt werden konnte. Die Liebe und das Zutrauen des Volks erwarb er sich sehr bald durch die vielen Anordnungen, durch die er das ganze Wohl und das Vergnügen desselben zu befördern suchte.

Die Liebe des Volks, die sich Titus dadurch erwarb, befestigte er durch sein überaus sanftes und leutseliges Betragen. Alle Rachsucht

schien aus seinem Herzen ganz verbannt. Daher strafte er auch niemand, der etwas Böses von ihm gesagt, der feindselige Absichten gegen ihn verrathen hatte; daher übernahm er die Würde eines Oberpriesters blos in der Absicht, damit er einen gerechten Vorwand haben möchte, kein Todesurtheil zu unterschreiben. Er verzieh sogar zwey Patriciern, die sich gegen ihn verschworen hatten; aber er verzieh ihnen nicht nur, sondern er ließ sie auch an der Tafel, und im Amphitheater neben sich sitzen.

Des Titus menschenfreundlicher Charakter zeigte sich aber besonders bey den großen Unglücksfällen, von welchen Rom und Italien zu seiner Zeit betroffen wurden. Ein schrecklicher Ausbruch des Vesuvs, der älteste, den die Geschichte kennt, verheerte (79) die schöne Landschaft Campanien, beschädigte die Städte Puteoli und Cumä, und versenkte zwey andere Städte, Pompeji und Herculanum, unter die Erde. Die glühende Asche, die der Vesuv auswarf, soll vom Winde bis nach Aegypten und Syrien geführt worden seyn. In Rom wurde durch dieselbe die Luft so verdun-

kelt,

kelt, daß sich der Tag in Nacht verwandelte. Plinius, der große Naturforscher, der über eine bey Misenum liegende Flotte die Aufsicht führte, bestieg, von einer edlen Neugierde angetrieben, sogleich ein Schiff, und näherte sich dem Vesuv, um die Ursachen der sonderbaren Erscheinung auszuforschen. Unter einem heftigen Regen von Steinen, Asche und Erde kömmt er bis nach Stabiä, nicht weit von Pompeji. Der ungewöhnliche Schrecken hatte die Menschen entfernt, und Plinius brachte die Nacht hier allein zu, um während der Dunkelheit den tobenden Berg, der ganz in Flammen zu stehen schien, desto genauer zu beobachten. Aber in eben der Nacht wurde auch Stabiä von einem fürchterlichen Erdbeben erschüttert, und zugleich flogen vom Vesuv so viel Steine her, daß sich Plinius zu entfernen wünschte. Sein Schiff wurde jedoch von einem widrigen Winde zurückgehalten. Indessen wurde die Luft immer feuriger und beklemmender, und Plinius konnte endlich nicht mehr Athem holen. So starb der vortreffliche Mann als ein Opfer seines Eifers für die Naturgeschichte! Titus ließ die zerstörten Oerter auf seine Ko-

sten wieder aufbauen; auch theilte er unter die verarmten Einwohner große Geldsummen aus.

Während daß Titus in Campanien mit Handlungen der Menschenliebe beschäfftigt war, brach in Rom (80) eine Feuersbrunst aus, welche drey volle Tage ununterbrochen fortdauerte. Da brannte unter andern die Büchersammlung des Augustus, das Theater des Pompejus, und ein großer Theil des Capitols, mit ab. Titus eilte sogleich nach Rom, erklärte, daß er die Ersetzung des Schadens ganz allein auf sich nehmen wollte, und er hielt auch sein Wort, ob gleich ganze Städte und Provinzen sich bereitwillig zeigten, den großen Aufwand bestreiten zu helfen. Die glühende Asche, die der Vesuv in einem großen Umfange ausgeworfen hatte, wirkte auf die Luft so nachtheilig, daß dadurch eine ansteckende Krankheit erzeugt wurde. Da bekam der menschenfreundliche Titus eine neue Gelegenheit, seine Vatersorgfalt für die Römer zu beweisen. Rom wurde durch seine Bemühungen noch mehr verschönert. Er ließ unter andern die herrlichen Bäder, die seinen Nah-

men

men bekamen, in unglaublicher Geschwindigkeit aufführen.

Bey der Einweihung derselben, so wie seines Amphitheaters, belustigte er den neugierigen Pöbel Roms durch ein Seetreffen, ingleichen durch eine Thierhetze, bey welcher viele tausend wilde Thiere von mancherley Art ihre von der Natur verliehene Vertheidigungskünste in Ausübung brachten. Unter andern sah man auch kämpfende Kraniche und Elephanten, und es wurden in diesen Gefechten vier von den gedachten Elephanten, und noch 9000 andre Thiere, erlegt. Selbst Weiber, freylich nur von geringem Stande, bewiesen sich dabey geschäftig. Es fochten nicht nur einzeln Gladiatorenpaare, sondern ganze Schaaren von Leuten, die Land- und Seetreffen vorstellten. Der letztern wegen ließ Titus sein Amphitheater in aller Geschwindigkeit unter Wasser setzen, und zuerst Pferde, Ochsen und andre hierzu schon abgerichtete Thiere im Wasser ihre Künste machen; sodenn erschienen Schiffe, die ein Gefechte lieferten. Solche See- und Landtreffen ließ er auch in einem vor der

Stadt

Stadt liegenden, auf Befehl des Augustus ausgegrabenen Bassin, vorstellen. Um das Vergnügen des Publicums zu vermehren, ließ er kleine hölzerne Kugeln, die Anweisungen auf Eßwaaren, Kleidungsstücke, Gold- oder Silbergeschirre, Pferde und andres Vieh, ingleichen Leibeigene, verschlossen, in das Theater werfen. Hundert Tage lang dauerten diese Lustbarkeiten, und sie machten wenigstens dem gemeinen Volke das Andenken des Titus um so unvergeßlicher! An dem Tage, an dem sie sich schlossen, weinte Titus vor den Augen des ganzen Volkes. Diese Thränen preßte ihm das innige Vorgefühl seines nahen Todes aus. Vielleicht hatte er, bey seinem großen Eifer für das Wohl der Unterthanen, die Kräfte seines Körpers zu sehr angestrengt, vielleicht auch dem Vergnügen des warmen Badens sich zu leidenschaftlich überlassen. Auf alle Fälle scheint er die Annäherung seines Todes gefühlt zu haben. Kurz darauf trat er eine Reise nach dem sabinischen Gebiethe an. Gleich im ersten Nachtlager überfiel ihn ein heftiges Fieber. Dennoch ließ er sich in einer Sänfte weiter schaffen, um in dem Hause zu sterben,

in

in welchem sein Vater verschieden war. Dieß war in den cutilischen Bädern (bey dem jetzigen Lago di Contigliano in Campagna di Roma). Sein Tod wurde, wie man erzählt, durch seinen Bruder Domitian, befördert, der, unter dem Vorwande, seine Fieberhitze abzukühlen, ihn in einen mit Schnee gefüllten Kasten legen ließ. Des Titus letzte Worte waren: „nur Eins bereue ich!„ Vielleicht daß er seinen einer Verschwörung überwiesenen Bruder länger hatte leben lassen. Er war, als er starb, noch nicht volle 45 Jahre alt. Wie viel Gutes hätte er noch für die römische Welt thun können! Vielleicht war es aber ein Glück für seinen Ruhm, daß ihm sein Schicksal so wenig Zeit ließ, sich von einer minder vortheilhaften Seite zu zeigen!

Wie unähnlich war diesem vortrefflichen Bruder Domitian, der, ohne den Tod seines Bruders abzuwarten, zu Pferde nach Rom eilte, und sich von den Prätorianern zum Imperator ausrufen ließ. Bald rasch und auffahrend, bald schleichend und zurückhaltend, handelte er hier unbesonnen, dort hos-

boshaft. Als er den Anhängern des Vitellius auf dem Capitolium glücklich entwischt war, spielte er, ehe sein Vater Vespasian nach Rom kam, eine bedeutende Rolle. Aus Furcht vor den Verweisen desselben, begab er sich aber bei seiner Annäherung auf die albanische Villa, wo er sich mit der schönen Domitia, die er ihrem Gemahle Corbulo entführt hatte, die Zeit vertrieb. Anfangs nahm er die Maske eines guten Regenten vor. Um zu beweisen, wie sehr seine Denkart von aller Grausamkeit entfernt wäre, war er einmahl schon im Begriffe, alle Thieropfer zu verbiethen. Seine Minister und Beamten beschenkte er mit ansehnlichen Summen, damit sie den Bestechungen um so leichter widerstehen könnten. Die Einnehmer der Staatskasse durften niemand belangen, der seit länger als fünf Jahren schuldig war, oder dessen Schuld nicht ganz klar gemacht werden konnte. Von Leuten, die Kinder hatten, ließ er sich durchaus nicht zum Erben einsetzen. Dennoch machte er zum Besten der Unterthanen, oder zur Verschönerung der Stadt Rom, manchen ausserordentlichen Aufwand. Er erhöhete den Sold der Soldaten um den vierten Theil;

er

er vollendete nicht nur alle vom Titus angefangene Gebäude, sondern führte auch noch noch sehr viele neue auf. Auf die Vergoldung des Capitoltempels wendete er allein 12000 Talente, oder über 16 Millionen Thaler, und dennoch wurde dieser Tempel von manchen Theilen seines Pallastes noch an Pracht übertroffen. Dieser Pallast, den Nero angelegt hatte, und der sowohl unter ihm als unter dem Vitellius vom Feuer beschädigt worden war, lag auf dem palatinischen Berge, in der Gegend der jetzigen farnesischen Gärten, wo man in neuern Zeiten Trümmern desselben entdeckt hat. Um die verbrannte Bibliothek des Augustus wieder herzustellen, schickte Domitian Gelehrte nach Aegypten, die in Alexandrien Bücher mußten abschreiben lassen.

Die Rolle eines guten Regenten spielte aber Domitian kaum ein Jahr, und er zeigte sich nun als einen Tyrannen, der sich von einem Caligula und einem Nero blos dadurch unterschied, daß er diejenigen, die er wollte hinrichten oder martern lassen, durch seine gnädige Behandlung zu täuschen suchte.

Warf

Warf er einem gnädige Blicke zu; bewies er sich gegen jemand sehr herablassend, oder lud er ihn zur Tafel ein, so konnte der Unglückliche mit Gewißheit darauf rechnen, daß ihn der Tyrann nächstens würde mit neuen und ausgesuchten Martern hinrichten lassen. Einst ließ er die vornehmsten Senatoren und Ritter zu einem ganz besondern Gastmahle einladen. Das Zimmer, in welches sie geführt wurden, war, bis auf den Fußboden, ganz schwarz ausgeschlagen. Die Bänke waren schwarz, und ohne Polster. Vor jeden Gast stellte man eine kleine wie ein Denkmahl gebildete Säule mit seinem Nahmen, und einer kleinen Todtenlampe. Hierauf erschienen schöne nackende Knaben, alle schwarz gefärbt, als Genien, tanzten einen fürchterlichen Tanz um die Gesellschaft, und stellten sich alsdenn so, daß bey jedem Gaste einer stand. Die Speisen, die man auftrug, lauter Gerichte, wie sie bey Todtenmahlen vorzukommen pflegten, waren mit schwarzer Brühe zubereitet, und wurden in schwarzen Schüsseln aufgetragen. Jeder neue Auftritt vermehrte die Angst der Gäste; jeder erwartete alle Augenblicke seinen Tod. Todtenstille herrschte im ganzen

Zimmer.

Zimmer. Niemand sprach, als Domitian, und alles, was er sagte, hatte auf Tod und Mord Beziehung. Wie froh waren diese Gäste, als sie endlich entlassen wurden! Aber nun peinigte sie bald eine neue Angst. Kettner fand seine Bedienten. Sie wurden vielmehr von ganz unbekannten Leuten in Wagen, oder in Sänften, fortgeschafft. Kaum war jeder in seinem Hause ankommen, kaum schöpfte er zum erstenmahl wieder frey Athem, als ihm ein Bothe vom Kaiser angemeldet wurde. „Nun ist„ dachte jeder, „deine letzte Stunde gewiß gekommen!„ Aber wie sehr wurde jeder überrascht, als ihm der Abgeordnete des Kaisers eine silberne Säule, oder ein kostbares Geschirr, oder sonst ein Geschenk, jedem aber den Knaben, der ihm bey der Tafel als Genius aufgewartet hatte, sehr reinlich und schön angekleidet, überbrachte! Nicht immer aber war die Angst, die Domitian den Senatoren verursachte, so unnöthig. Ein andermahl ließ er den ganzen Senatssaal mit Wachen umringen. Jeder Senator zitterte vor dem nahen Tode, und wirklich wurden viele der angesehensten und würdigsten Männer erwürgt, und

ihre

ihre Weiber und Töchter mußten auf entfernte und öde Inseln wandern. Ihr Vermögen diente dazu, Domitians erschöpfte Schatzkammer wieder anzufüllen, und man konnte sich daher seine Gunst durch nichts so leicht erwerben, als wenn man recht viele reiche Männer wegen des Hochverraths anklagte. Dadurch brachte er es endlich so weit, daß die prächtigsten Häuser in der Stadt, daß die schönsten Landgüther in Italien, sein Eigenthum wurden. Die Zahl der falschen Ankläger vermehrte sich aber auch so gewaltig, daß alle Tempel, alle Straßen, alle öffentliche Plätze damit angefüllt waren, daß man, als man diese boshafte Menschengattung unter dem Trajan im Meere begraben wollte, eine ganze Flotte zu dieser Absicht nöthig hatte. Für einen Tyrannen, wie Domitian war, mußten Männer, die sich durch Tugenden und Verdienste auszeichneten, ein sehr verhaßter Gegenstand seyn. Daher war es ein Unglück, sich als Feldherr hervorzuthun, und der von einem niederträchtigen Neide beseelte Tyrann ließ lieber von den Feinden ganze Heere niederhauen, und blühende Provinzen in Wüsteneyen verwandeln,

als

als daß er die Anführung der Armee erfahrnen und verdienten Feldherren anvertraute. Er kaufte den deutschen Völkern am Rhein und an der Donau lieber einen schändlichen Frieden ab, als daß er seine Truppen zu einer strengen Kriegszucht anhielt. Es war ihm bange, daß die Soldaten die Schwerdter, die sie gegen die Feinde geschärft hatten, gegen ihn brauchen könnten. Denn nichts übertraf das Mißtrauen, welches er in seine Diener und Unterthanen setzte, die unaufhörliche, peinigende Angst, in welcher er schwebte. Oft verbarg er sich in einem innern Zimmer seines Pallastes, und er hatte nicht das Herz, sich vor jemand sehen zu lassen, oder jemand anzureden. Der geringste Lerm brachte in seinem Körper ein Angstfieber hervor, und damit er über das Geräusch der Ruder nicht erschrecken möchte, so ließ er das Schiff, worin er spatzieren fuhr, gleich einem eroberten Schiffe, von andern fortziehen. Er aß mit denen, die er zur Tafel geladen hatte, niemals zugleich, damit er sie desto besser beobachten konnte, und zuletzt machte er sich seine Bewegung blos in solchen Gallerien, deren Fußboden mit durchsichtigen

Steinen

Steinen belegt waren, die ihm alles zeigten, was vor und hinter ihm war.

Die Einsamkeit, in welcher Domitian lebte, erzeugte die drückendste Langeweile. Vergebens bemühete er sich, dieselbe durch den ausschweifendsten Genuß sinnlicher Vergnügen zu bekämpfen. Seine Sinnen waren bald so erschöpft, so abgestumpft, daß er zu weniger angreifenden, zu kindischen Zeitvertreiben seine Zuflucht nehmen mußte. Nun war es für ihn ganze Tage lang eine Beschäftigung, Fliegen zu fangen und auf Schreibgriffel anzuspießen. Sehr witzig sagte daher ein Hofmann zum andern, der ihn fragte, was der Kaiser mache? „er ist ganz allein, nicht einmahl eine Fliege ist bey ihm!„ Und ein so unthätiger, von beständiger Angst gepeinigter Tyrann konnte sich einbilden, von rechtschaffnen und einsichtsvollen Männern geschätzt zu werden, konnte sich mit dem Wahne schmeicheln, daß ihn nicht nur Leute vom Pöbel, sondern selbst die größten Redner und Dichter, für einen Gott hielten, konnte so unverschämt seyn, sich in seinen Befehlen: Gott und Herr,

zu nennen! Aber der vermeynte Gott hatte nicht Macht genug, seiner Ermordung zu entgehen, die (96 im Sept.) seine eigne Gemahlin Domitia befördern half.

Diese Domitia wollte er, ihrer Untreue wegen, hinrichten lassen. Endlich ließ er es bey der Scheidung bewenden; aber ihr Liebhaber, der Schauspieler Paris, wurde auf öffentlicher Straße niedergestoßen. Eben das Schicksal hatten alle diejenigen, die den Platz, wo er gestorben war, mit Blumen bestreuten, und mit wohlriechenden Oehlen begossen. Domitian machte hierauf aus seinem vertraulichen Umgange mit seiner Nichte Julie kein Geheimniß mehr. Diesen Umgang setzte er auch noch alsdenn fort, als er sich, auf die Bitten des Volkes, mit der Domitia wieder ausgesöhnt hatte. Domitia nahm nun an der Verschwörung einiger Hofleute, die seine Grausamkeiten endlich für unerträglich fanden, lebhaften Antheil. An der Spitze dieser Verschwörung stand Parthenius, den Domitian so sehr liebte, daß er ihm, als einem Freygelassenen, das Schwerdt erlaubte, und eben dieser half ihn ermorden.

Unter

Unter der Regierung des Domitians endigte Agricola, einer der vortrefflichsten Männer dieses Zeitalters, dem der römische Staat die völlige Eroberung des jetzigen Englands zu danken hatte, sein Leben. Julius Agricola, der Sohn eines berühmten Redners, den Caligula hatte ermorden lassen, und einer äusserst liebenswürdigen Mutter, hatte in Britannien schon mehrere Jahre hindurch als Officier gedient, wie ihm Vespasian die Statthalterschaft über den römischen Theil dieses Landes anvertraute. Noch wußten die Römer damahls nicht, daß Britannien eine Insel ist. Agricola war der erste, der ihnen dieses überzeugend bewies. Er war auch derjenige, der (75) die Eroberung des eigentlichen Britanniens, des jetzigen Englands, vollendete. Aber die Picten und Scoten, welche in dem jetzigen Schottland wohnten, widerstanden, durch ihre Gebirge geschützt, den Angriffen der Römer nicht nur glücklich, sondern beunruhigten auch das römische Britannien durch ihre Streifereyen so gewaltig, daß es Agricola für nöthig hielt, die Landenge zwischen Dumbraton und Edinburg durch eine Verschanzungslinie zu befestigen. Er erwarb

sich

sich durch seine Unternehmungen und Anordnungen so viel Ruhm, daß der darüber neidische Domitian ihn (85) zurück rief. Zwar ließ er ihm durch den Senat einen Triumph, und andre Ehrenbezeugungen, zuerkennen; zwar stellte er sich, als wenn er ihm die Statthalterschaft von Syrien zugedacht hätte; aber Agricola lebte seit der Zeit als ein armer Privatmann, und suchte mit der größten Sorgfalt zu verhindern, daß seine Verdienste dem Tyrannen nicht zu sehr in die Augen glänzen möchten. Er starb acht Jahre hernach (93). Jedermann beklagte den Verlust des vortrefflichen Mannes, und man beklagte ihn um so mehr, da man die Beschleunigung seines Todes einer Veranstaltung des Domitians Schuld gab.

Domitian hatte an dem Nerva einen Nachfolger, dessen Regierung von funfzehn Monathen für das Wohl des römischen Staates viel zu kurz dauerte. Freylich war Nerva, wie er den Kaiserthron bestieg, schon 71 Jahre alt, und die Kräfte seines Körpers hatten schon sehr abgenommen. Seine Familie stammte ursprünglich von der Insel

Creta her. Sie hatte sich in Umbrien niedergelassen, und Nerva's Vater, Großvater und Urgroßvater bekleideten bereits die Consulwürde. Nerva selbst hatte sich durch seine glückliche Dichtergabe bey dem Nero so beliebt gemacht, daß er ihm eine Bildsäule in seinem Pallaste widmete. Nerva war hierauf Vespasians und Domitians Consulcollege. Er hatte seine Ernennung zum Imperator dem Senat zu danken, der sich einmahl des Rechtes bemächtigte, dem römischen Staate einen Monarchen zu geben, und der das Vergnügen hatte, seine Wahl von der prätorischen Leibwache, die über Domitians Ermordung anfangs sehr wüthend war, bestätigt zu sehen. Nerva's Regentenverdienst bestand darin, daß er guten Rathschlägen Gehör gab, und daß er den festen Vorsatz faßte, die Freyheit der Römer mit der höchsten Gewalt der Monarchie zu vereinigen. Die Römer fühlten das Glück der Freyheit, ohne den Druck der Monarchie im geringsten zu empfinden. Nun durfte keiner des Hochverraths beschuldigter länger im Gefängnisse, oder ausser dem Vaterlande, bleiben; nun bekam jeder die Güther wieder, die ihm genommen worden waren.

Künftig

Künftig sollte keiner wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt, kein Mitglied des Senats hingerichtet werden. Den Angebern drohete schwere Strafe, und die Sclaven und Freygelassenen, die ihre Herren angeklagt hatten, mußten dafür mit dem Verlust ihres Lebens büßen. Auch gegen Juden und Christen bewies sich Nerva als ein Menschenfreund, der es ihnen sehr gern gestattete, ihrem Glauben treu zu bleiben, und er befreyte sie von der drückenden Kopfsteuer, die sie bisher hatten erlegen müssen. Die Abgaben wurden überhaupt vermindert. Um sie entbehren, und den dürftigen Bürgern doch noch Wohlthaten erweisen zu können, richtete er seinen Aufwand mit möglichster Sparsamkeit ein, verkaufte er einen großen Theil der goldnen und silbernen Gefäße, und des kostbaren Hausrathes, den seine Paläste und Landhäuser entbehren konnten, bestimmte er ansehnliche Summen zum Ankauf von Ländereyen für arme Familien; sorgte er für die Unterhaltung der Kinder der Armen in ganz Italien; unterstützte er die Städte, die Unglücksfälle erlitten hatten. Dennoch gab es Leute, die sich gegen einen so guten Re-

genten verschworen. Zu diesen gehörten Calpurnius Crassus, und noch einige andre. Diese ließ er, noch ehe sie wußten, daß ihre Verschwörung entdeckt war, im Schauplatze neben sich sitzen, und er gab ihnen die Schwerdter der Gladiatoren, die von dem Kaiser, oder den vornehmsten Staatsbeamten, vor dem Kampfe besehen zu werden pflegten, selbst in die Hand. Aelian, der General der Prätorianer, denen Nerva zu wenig Freyheit verstattete, reitzte dieselben, auf die Auslieferung einiger Vornehmen, die an Domitians Ermordung Antheil gehabt hatten, zu bestehen. Doch der schwache, kränkliche Nerva ließ sich durch ihre Drohungen so wenig erschüttern, daß er ihnen vielmehr seinen entblößten Nakken darboth. Die verlangten Opfer ihres Unwillens konnten aber doch nicht gerettet werden. Weil sich nun Nerva seines hohen Alters wegen verachtet glaubte, so hielt er es für rathsam, seinen Vetter, den Trajan, für seinen Sohn zu erklären, und ihm den Titel Cäsar, der den Thronfolger bezeichnen sollte, beyzulegen. Im folgenden Jahre ernennte er ihn zum Imperator, und also zu seinem Mitregenten, und eine größere Wohlthat

that konnte er der römischen Welt nicht erweisen, als ihr im Trajan einen vortrefflichen Beherrscher zu geben. Der gutmüthige Nerva überlebte diese Anordnung nur kurze Zeit. (st. 98 im Jan.)

Trajan, der aus einem edlen Geschlechte, das sich zur Zeit der Scipionen in Hispanien niedergelassen hatte, abstammte, ein Mann von 40 Jahren, mit grauen Haaren, in dessen Miene Erhabenheit und Milde die Hauptzüge ausmachten, der mit einem starken abgehärteten Körper sehr viel Muth und Klugheit vereinigte, war, als ihn Nerva zu seinem Nachfolger bestimmte, Obergeneral der römischen Armee in Niedergermanien. Wie viel schönes mußte sich nicht der Senat von der Regierung desselben versprechen, da er ihm in seinem ersten Schreiben die feyerliche Versicherung gab, daß er, obgleich im Besitze der höchsten Gewalt, den Gesetzen nicht weniger als der geringste Bürger des Staates sich unterworfen glaube, und daß er niemahls zugeben würde, daß ein rechtschaffener Mann mit dem Verlust seines Lebens, oder seines Vermögens, gestraft würde! Seinen Einzug

in

in Rom (99) hielt er zu Fuße. Den Kaiser machten blos einige vor ihm hergehende Lictoren, so wie einige nachfolgende Truppen, bemerklich. Er umarmte seine alten Freunde, die ihm entgegen giengen, und verlangte von ihnen ausdrücklich, daß sie ihm auch in Zukunft nicht als ihrem Gebiether, sondern als ihrem Freund, begegnen sollten. Wie sehr mußte ihm diese Bescheidenheit schon die Herzen gewinnen! Und der bescheidene Trajan war zugleich ein zärtlicher Landesvater, der für die Erziehung der Kinder armer Eltern so großmüthig sorgte; der durch seine guten Anstalten bewirkte, daß die dürftige Volksklasse zu Rom ihr Brod immer für einen wohlfeilen Preis bekommen konnte; der durch seine Freygebigkeit beynahe zwey Millionen Menschen ernährte; der zur Verschönerung der Stadt Rom so viel beytrug, und es dennoch nicht zugeben wollte, daß man ihm öffentlich dafür dankte, daß man im Theater oder Amphitheater seines Nahmens mit Ruhm erwähnte. Wie sehr mußten aber Roms Bürger vollends entzückt werden, als er ihrer Versammlung das Recht, die Magistratspersonen zu wählen, wieder zusprach:

als er, wie ihm der Senat die Consulwürde zum drittenmahle antrug, sich gleich einem andern Bürger unter den Haufen der Candidaten stellte, und die Wählenden um ihre Stimmen bath; als er zu den Formularen der Gebethe und Wünsche, die man ihm bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten widmete, den Zusatz machen ließ: daß die Götter diese Gebethe und Wünsche nur so lange erhören möchten, als seine Regierung dem Staate zum Besten gereichen würde. Aber sie hörte sein ganzes Leben hindurch nicht auf, diesen wohlthätigen Charakter zu haben! Während seiner ganzen Regierung wurde nur Ein Senator bestraft. Er bereicherte seine Casse nicht durch Güthereinziehung; er erließ den Unterthanen einen Theil der Steuern, und dennoch war das ganze Reich mit seinen Werken angefüllt, und dennoch verwendete er auf die Unterhaltung armer Kinder jährlich eine große Summe, und dennoch legte er Getreidemagazine an.

Trajan war im Kriege und Frieden gleich groß. Als Held, als Eroberer übertraf er alle seine Vorgänger, und von seinen Nachfolgern

folgern kam ihm auch keiner völlig gleich. Der Schauplatz seiner kriegerischen Unternehmungen erstreckte sich von der Donau bis zum Tiger. Hier siegte er über die Parther, dort über die Dacier. Die Dacier, deren Wohnsitze sich von der Teis bis ans schwarze Meer erstreckten, standen um diese Zeit unter der Regierung des muthigen und entschlossenen Decebals, der dem feigherzigen Domitian (90) einen jährlichen Tribut abgenöthigt hatte, und der, weil er mit dem mächtigen Könige der Parther in Verbindung stand, auch dem Trajan Trotz biethen zu können glaubte. Daher forderte er von demselben die Entrichtung des Tributs. Trajan gab zur Antwort: er möchte ihn erst überwinden. Die Dacier streiften hierauf in das an dem rechten Ufer der Donau liegende Gebieth der Römer. Nun zog Trajan (101) mit einem großen und wohlgerüsteten Heere gegen sie zu Felde. Trajan siegte; aber die Zahl der römischen Verwundeten war so groß, daß man nicht Leinewand genug zusammen bringen konnte, um sie gehörig zu verbinden. Trajan hatte es kaum bemerkt, als er seine eignen Kleider zerriß, um Binden daraus machen zu lassen. Doch

Trajan

Trajan verfolgte seinen Sieg so standhaft und so glücklich, daß sich Decebal (103) vor ihm niederwerfen, und einen Theil seines Reiches, nebst der Hauptstadt Zarmegethusa, abtreten mußte. Bald (104) fiel es aber dem Decebal unerträglich, ein Unterthan der Römer zu seyn; er erneuerte vielmehr die Feindseligkeiten, und suchte sich mit verschiedenen nahen und entfernten Völkern zu verbinden. Trajan rüstete sich nun zur Vollendung dieses Krieges mit der größten Sorgfalt. Den Marsch in das Land der Dacier trat seine Armee (105) über eine Brücke an, die unter die damahligen Wunder der Baukunst gehörte. In der Gegend des heutigen Zeverins in Niederungern, nicht weit vom eisernen Thore, in einer Gegend, wo der Strom der Donau wegen seines engen Bettes besonders reissend ist, erhoben sich zwanzig Schwibbogen, die von Grund aus 105 Fuß hoch, 60 breit, und jeder von dem andern 170 Fuß entfernt waren. Und diese erstaunenswürdige Brücke wurde in einem Sommer angefangen und vollendet. Der Ausgang der Unternehmung entsprach den großen Zurüstungen zu derselben vollkommen. Die Römer eroberten (106)

ganz Dacien, und Decebal gerieth in solche Verzweiflung, daß er sich selbst tödtete. Sein schönes Land wurde nun eine römische Provinz *), in welcher Colonien und Garnisonen der Römer bald eine andre Art von Cultur verbreiteten. Das Andenken an diese glückliche Unternehmung des Trajans erhält eine zu Rom befindliche, und vom Senate ihm geweihete 110 Fuß hohe mit Abbildungen von erhobener Arbeit gezierte marmorne Säule; eins der herrlichsten Denkmähler des Alterthums!

Trajan beruhigte sich nicht dabey, die römischen Gränzen an der Donau in Sicherheit gebracht zu haben. Der am Euphrat liegende Theil des römischen Staates befand sich, wegen der wachsenden Macht der parthischen Könige, gar zu sehr in Gefahr. Es schien daher höchst nöthig, dieser Macht zu rechter Zeit entgegen zu arbeiten; denn schon war es dahin gediehen, daß der König von Arme-

*) Sie begriff die jetzigen Länder Siebenbürgen, die Walachey und die Moldau.

Armenien sich für einen Vasallen des parthischen Königs erklärt hatte, und so bald der schnellen parthischen Cavallerie der Weg durch die armenischen Gebirge offen stand, so konnten die römischen Provinzen gegen ihre Einbrüche nicht mehr geschützt werden. Sodenn war es auch für den Ruhm des von einem so lebhaften Kriegsfeuer beseelten Trajans sehr schmeichelhaft, eine Nation zu bezwingen, deren Unterjochung den Römern schon so manchmahl mißlungen war. Trajan gieng (114) von Griechenland zur See nach Syrien. Von Antiochien aus trat er den Feldzug gegen die Parther an. Trajan bewies auf diesem Zuge eine bewundernswürdige Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Auf dem Marsche befand er sich oft an der Spitze seiner Armee zu Fuß, und er zog durch weit ausgedehnte Länder, ohne das Pferd gegen eine Sänfte, oder einen Wagen, zu vertauschen. Im ersten Jahre besetzte er Armenien, auch eroberte er einen großen Theil von Mesopotamien; im folgenden Jahre (115) drang er über den Tiger in Assyrien und Babylon ein, und segelte den Tiger hinab in den persischen Meerbusen. Hierdurch

bahnte

bahnte er sich den Weg zu der Eroberung des glücklichen Arabiens, und nun bedauerte er weiter nichts mehr, als daß er nicht jung genug wäre, um den großen Alexander nachahmen, und nach Indien ziehen zu können. Seine Eroberungen brachten aber dem römischen Staate wenig oder gar keinen Vortheil. Kaum hatte er sich entfernt, als sich die bezwungnen Länder, der römischen Garnisonen ungeachtet, wieder in Freyheit setzten. Trajan mußte auch den Ruhm, den er sich durch diese Kriegszüge erworben hatte, theuer bezahlen. Seine Gesundheit war durch die Anstrengung und die Mühseligkeiten, denen er sich ausgesetzt hatte, so zerrüttet worden, daß er die Rückreise anzutreten beschloß; der Tod überraschte ihn (117 im Aug.) aber schon zu Selinus in Cilicien. Er hatte 62 Jahre gelebt, und 19 Jahre und 6 Monathe regiert.

Wer wird bey dem Charakter eines so liebenswürdigen Regenten mit Vergnügen nicht noch etwas verweilen? Sein Aufwand war eben so groß im Frieden, als im Kriege. Er dachte groß, und liebte edle Pracht; daher gab er dem etwas baufälligen Circus

einen

einen größern und prachtvollern Umfang, damit er (dies sagte die Ueberschrift über dem Eingange desselben) mit der Größe des römischen Volkes um so mehr im Verhältnisse stehen möchte; daher ließ er die pomtinischen Sümpfe pflastern, und den Weg dahin mit Häusern einfassen, auch kostbare Brücken anlegen; daher gab er 123 Tage hintereinander Schauspiele, bey welchen 10000 Gladiatoren auftraten, und gegen 11000 zahme und wilde Thiere ihr Leben einbüßten. Bey allen dem war es ihm aber doch mehr um die Liebe des Volkes, als um die Befriedigung der Ruhmsucht, zu thun. Mit herablassender Höflichkeit wandelte er unter den gemeinen Bürgern umher, während er gegen den Senat sich mit dem edelsten Anstande benahm. Er nahm an den Planen und an der Ausführung von Jagdparthien und Gastereyen gern Antheil. Er fuhr mit den Bürgern oft in Einem Wagen, und besuchte sie in ihrer Wohnung. Daher wurde er von jedermann geliebt, von niemand gefürchtet. Obgleich Regent, hatte er doch vertraute Freunde. Zu diesen gehörte vorzüglich Sura, ein so reicher Mann, daß er auf seine Kosten ein Gymnasium

nasium (d. i. ein Gebäude für Leibesübungen) baute. Diesen Sura suchte man nun bey ihm in Verdacht zu bringen. Als man mit den Beschuldigungen desselben endlich recht zudringlich war, begab er sich unangemeldet, und ohne Trabanten, in dessen Haus zum Abendessen, ließ er sich von dem Arzte desselben die Augen mit Salbe bestreichen, und von seinem Barbierer den Bart abnehmen, gieng er, ehe er sich zur Tafel setzte, in das Bad desselben. „Wenn der Mann„ sagte er am folgenden Tage zu den Feinden desselben „mich hätte ermorden wollen, so hätte er es gestern gethan.„ Als er einst einem neuen Generale der Prätorianer das Schwerdt übergab, überreichte er es ihm, aus der Scheide gezogen, mit den Worten: „Nimm dieses Schwerdt, um es, wenn ich ein guter Regent bin, für mich, wenn ich aber ein Tyrann bin, wider mich zu brauchen.„ Bey einem solchen Kaiser war es wohl keine Schmeicheley, wenn ihm der Senat den Beynahmen Optimus (der Vortreffliche) gab! wenn die Bewohner Roms, wenn sie ihm sahen, mit Entzücken ausriefen: „Glückliche Römer, glücklicher Kaiser! bleibe doch lange

so

so gut!„ wenn man einem neuen Kaiser keinen bessern Glückwunsch zu bringen glaubte, als: „sey glücklicher als Augustus, und besser als Trajan!„

Hadrian war ein Landsmann und Brudersohn des Trajans, und sein täglicher Gesellschafter. Auch hatte er ihn, nach dem Vorgeben seiner Gemahlin Plotina, durch ein untergeschobenes Schreiben an den Senat, für seinen Sohn erklärt. Sie hielt deswegen den Tod ihres Gemahls einige Tage geheim, damit Hadrian, der sich, als Statthalter Syriens, zu Antiochien befand, Zeit gewinnen möchte, die Officiere und Soldaten auf seine Seite zu ziehen. Das gelang ihm, und der Senat glaubte weiter nichts mehr thun zu dürfen, als die Wahl der Armee zu genehmigen. Der römische Staat war unter seiner Regierung im Ganzen genommen glücklich. Zwar ließ er seines Vorgängers Trajans asiatische Eroberungen fahren, weil er sehr wohl einsah, daß die Behauptung derselben einen fruchtlosen Aufwand an Geld und Menschen verursachen würde; diejenigen, die ihm nicht günstig waren, schrieben aber

diese

diese Klugheit seiner Eifersucht über Trajans große Thaten zu. Indessen bewies doch Hadrian, daß er, wenn es auf die Behauptung der dem römischen Staate wichtigen Provinzen ankam, auch von der Gewalt der Waffen Gebrauch zu machen wußte. Schon zur Zeit des Trajans hatten die Juden, von wildem Religionseifer begeistert, den abentheuerlichen Plan gemacht, ihrer zerstörten Hauptstadt Jerusalem sich wieder zu bemächtigen. Zur Ausführung dieses Planes wählten sie die Zeit, wo die meisten römischen Truppen, in Trajans zweytem Kriege gegen die Parther (116) an den Euphrat gezogen waren. Sie empörten sich in Cyrene, in Aegypten, auf der Insel Cypern, und sie begiengen schreckliche Grausamkeiten. Nur mit Mühe wurde dieser Aufstand gedämpft. Doch Hadrian reizte ihre Erbitterung gegen die römische Herrschaft von neuen. Er ließ, an der Stelle des ehemahligen Jerusalems, eine neue Stadt aufbauen, die er durch italienische Colonisten bevölkerte. An der Stelle des salomonischen Tempels stieg ein Tempel des capitolischen Jupiters empor, und die neue Stadt wurde, halb nach dem Kaiser, halb nach dem Jupiter,

ter, Aelia Capitolina genennt. Ueber diese Entheiligung dieses so ehrwürdigen Ortes geriethen nun die Juden so sehr in Wuth, daß sie unter der Anführung eines gewissen Bar Cochab, der sich für den Messias ausgegeben haben soll, in Syrien sich allgemein empörten, daß sie den römischen Legionen einen so tapfern Widerstand leisteten, daß nur ein Krieg von drey Jahren, (132—135) und der Tod von 580000 Landsleuten, sie gänzlich entkräften konnte. Die erbitterten Römer zerstörten 50 Festungen, welche die Juden in der Geschwindigkeit angelegt hatten, und 985 Städte, Flecken und Dörfer. So verwandelte sich Judäa abermahls in eine Wüste. Dieß war der letzte Versuch der Juden, ihre Unabhängigkeit wieder zu erwerben.

Hadrian hatte den richtigen Gedanken, daß ein Monarch sich von seinem Lande die möglichst genaue Kenntniß zu verschaffen suchen, daß ein römischer Kaiser, der Sonne gleich, alle Winkel der Erde erleuchten müsse. Dieser Gedanke erzeugte in ihm den Entschluß, alle Länder des ungeheuern römischen Staates zu durchreisen. Er reisete erst (120—123)

durch die westlichen, und dann (124 — 131) durch die östlichen Provinzen; er wendete zu dieser Reise also zehn Jahre an, und legte, um alles recht genau zu sehen, fast alle Wege zu Fuße zurück, und zwar eben so gut auf den beeisten Gipfeln der Alpen, als im brennenden Sande Lybiens. Ueberall, wo er hinkam, gab er Beweise seiner Regentensorgfalt. Viele Städte, unter andern die Städte Nicomedia, Cäsarea und Nicäa, die ein Erdbeben zerstört hatte, ingleichen Karthago, Jerusalem, Palmyra u. a. m. wurden von ihm wieder hergestellt; viele, vornehmlich Athen und Rom, durch Plätze, Tempel und andere öffentliche Gebäude verschönert. Hadrian war aber nicht allein als Regent, sondern auch als Gelehrter, als Mensch, einer vorzüglichen Verehrung werth. Man bewunderte in ihm einen großen und einsichtsvollen Gönner der Redner, Dichter, Grammatiker, Philosophen, Mathematiker, Mahler und Tonkünstler. Man bewunderte den großen Umfang seiner Geistesthätigkeit, die ihm erlaubte, während der Zeit, daß er selbst mit der Feder arbeitete, verschiedenen Secretären zu dictiren, und seinen Ministern Audienz zu ertheilen;

man bewunderte sein ausserordentliches Gedächtniß, welches ihn in den Stand setzte, ein Buch, das er einmahl gelesen hatte, aus dem Kopfe herzusagen, und die Nahmen von allen Soldaten unter seiner Armee zu merken. Jedermann hatte bey ihm freyen Zutritt; jedermann durfte ihm seine Bitten und Vorstellungen mit aller Freymüthigkeit vortragen. In seinem Aeusserlichen war Hadrian von aller Pracht und Prahlerey weit entfernt.

Doch in dem schönen Charakter Hadrians gab es, nicht weniger als bey andern Sterblichen, einige Flecken. Seine Freygebigkeit war ohne Schranken; seine Leichtgläubigkeit, die zum Theil durch den Glauben an Sterndeuterey und Zauberey unterhalten wurde, verleitete ihn, allen zu trauen, die ihre Nebenmenschen in einen schlimmen Verdacht bey ihm zu bringen suchten; seine Zärtlichkeit gegen schöne Jünglinge, gute Jagdhunde und Pferde war tadelnswerth. Er baute den letztern Grabmähler, deren Inschriften er selbst verfertigte. Er betrauerte den Tod des schönen Bithyniers Antinous, der, wie man sagt, der Erhaltung der Gesundheit des Kaisers

sein Leben zum Opfer brachte, mit so leidenschaftlicher Zärtlichkeit, daß er nicht eher ruhete, als bis die Griechen den Antinous unter ihre Götter versetzten, und bald waren alle östlichen Provinzen des römischen Staates mit Tempeln, Kapellen und Bildsäulen angefüllt, die man dieser neuen Gottheit gewidmet hatte.

Ganz vorzüglich aber verdient Hadrians Eitelkeit, verdient der Neid, mit dem er berühmte Gelehrte und Künstler verfolgte, getadelt zu werden. Die Wirkungen dieses Neides erfuhren zwey Sophisten oder Redner, der Gallier Favorin und der Milesier Dionys, die er dadurch herabzuwürdigen suchte, daß er ihre Gegner, die doch gar keinen Werth hatten, mit allem Eifer erhob. Die Wirkungen seines Neides erfuhr aber besonders der berühmte Apollodor, Trajans vornehmster Baumeister. Einst, als Trajan mit demselben über einen gewissen Bau sprach, hatte Hadrian sich gleichfalls in das Gespräche mischen wollen, Apollodor hatte ihn aber durch die Worte: „gehe hin, und mahle deine Gurken, denn von dem, was wir hier reden, ver-

verstehst du doch nichts„ zurückgewiesen. Hadrian war gerade damahls auf eine Gurke, die er mit vieler Wahrheit gemahlt hatte, besonders stolz. Um so mehr merkte er sich diese Kränkung. Da nun Apollodor über einige Risse, die er ihm als Kaiser zuschickte, seinen Tadel zu freymüthig äusserte, so gerieth er darüber so sehr in Unwillen, daß er den großen Künstler hinrichten ließ. Aber der neidische Hadrian verfolgte nicht allein die Lebenden, sondern auch die Todten. Er gab sich z. B. alle Mühe, den colophonischen Dichter Antimachus über den Homer zu erheben.

In der letzten Zeit seines Lebens, wo der kränkliche Zustand seines Körpers auf seinen Geist einen schlimmen Einfluß gehabt zu haben scheint, bewies er sich gegen viele verdienstvolle und vornehme Männer so grausam, daß er vier derselben hinrichten lassen wollte. Unter denselben befand sich sein Schwager Servian, und sein Neffe Fuscus, denen man Schuld gab, nach dem Besitze des Thrones gestrebt zu haben. Ueberhaupt haßte er alle diejenigen, welchen er die Geschick-

schicklichkeit zutraute, die Regierung zu führen. Die Schmerzen seiner Krankheit machten ihn zuletzt so wüthend, daß er verschiedene Senatoren tödtete, daß er sich selbst das Leben nehmen wollte, daß er (138 im Jul.) durch völlig vernachlässigte Lebensordnung seinen Tod beschleunigte, nachdem er 62 Jahre gelebt, und 20 regiert hatte.

Hadrian, der keinen Sohn hatte, erwarb sich das Verdienst um den römischen Staat, für eine sichere Nachfolge zu sorgen. Als Lucius Commodus, den er zuerst adoptirt hatte, als ein Opfer seiner Ausschweifungen starb, erklärte er den M. Aurelius Antoninus, einen Südgallier, für seinen Sohn, und dieser mußte wieder den Commodus, den Sohn des ältern Commodus, und den M. Annius Verus, adoptiren. Antoninus, Hadrians erster Nachfolger, bewies dem Andenken desselben die Gesinnungen des zärtlichsten Sohnes. Weil Hadrian einige der vornehmsten Männer hatte hinrichten lassen, so weigerte sich der Senat, ihm, dem Herkommen gemäß, nach seinem Tode den Rang der Götter anzuweisen. Als nun Antonin seine

Bitten,

Bitten, seine Thränen fruchtlos sah, setzte er endlich noch hinzu: „nun wenn mein Vorgänger ein so schlimmer Mann, ein solcher Feind von euch gewesen ist, so kann ich euer Imperator nicht seyn; denn ihr müßt alsdenn alles, was er als Regent that, und folglich auch meine Adoption, für ungültig erklären.„ Diese Worte machten auf den Senat einen solchen Eindruck, daß er, aus Achtung für den Antonin, vielleicht aber auch aus Furcht vor den Soldaten, dem Hadrian den Götterrang zuerkannte. Vielleicht legte, eben dieser Gesinnungen des Antonins wegen, der Senat ihm den Nahmen Pius bey, der alsdenn so viel als „der zärtliche Sohn„ bedeuten würde. Doch soll er durch diesen Beynahmen seine gütige Denkart, nach welcher er keinen von den vielen Angeklagten hinrichten lassen wollte, haben bezeichnen wollen. Der römische Staat war unter seiner vier und zwanzigjährigen Regierung recht glücklich, weil sein ganzes Leben darauf gerichtet war, seinen Unterthanen Ruhe und Wohlstand zu versichern. Da der Staat vom Hadrian vortrefflich eingerichtet war, und die Minister desselben seiner glücklichen Wahl

Ehre

Ehre machten, so hatte er zu einer Veränderung gar keine Veranlassung, und seine Thätigkeit verursachte eben deswegen kein Aufsehen. Er bewies dem Senate die ihm gebührende Ehre, und widmete dem Verfahren der Statthalter eine so strenge Aufsicht, daß sie blos das Wohl der ihnen anvertrauten Provinzen befördern konnten. Er verminderte die Abgaben, und befahl die übrigen, ohne Strenge beyzutreiben. Er wollte, sagte er dabey, lieber arm seyn, als sich auf Kosten eines gedrückten Volkes bereichern. Den größten Theil seines eignen Vermögens widmete er armen Bürgern. Mit den Einkünften des Staates wirthschaftete er so gewissenhaft, als man es nur verlangen konnte. Wenn es aber auf die Errichtung oder Verbesserung nützlicher Anstalten ankam, wenn schöne Gebäude aufgeführt, öffentliche Lehrer angestellt werden sollten, da gab er das Geld sehr bereitwillig her. Die Kriege kosteten ihm kein Geld, weil er keine führte, und manchen Krieg unter fremden Nationen verhinderte er als Schiedsrichter. Seine wohlthätige Regierung dauerte bis ins 23ste Jahr. (st. 161 im März.)

Sein

Sein Nachfolger Antonin der Philosoph, gewöhnlich Marcus Aurelius genannt, war unter der Leitung seines Pflegevaters, des Antonins, von geschickten Lehrern so sorgfältig ausgebildet worden, daß er für die Wissenschaften, und besonders für die philosophischen, eine leidenschaftliche Neigung gewann, die er auch so unverändert beybehielt, daß er noch als Regent den Vorlesungen der Gelehrten beywohnte. In der strengen Befolgung der Grundsätze der Stoiker bestand seine größte Glückseligkeit. Er kleidete sich, er lebte völlig wie ein Stoiker; sehr oft auf die Erde hingeworfen, und durch anhaltendes Fasten geschwächt. Oeffentliche Schauspiele und Lustbarkeiten waren ihm sehr verhaßt. Wenn er sich, aus Gefälligkeit gegen das Volk, zuweilen bey denselben einfand, so brachte er die meiste Zeit mit Lesen, Schreiben oder in der Unterredung mit seinen Ministern, hin. Antonius hatte noch einen angenommenen Sohn hinterlassen, den Commodus, der auch Verus hieß. Dieser überließ sich allen Arten von Wollust, und der Senat, welcher befürchtete, daß Verus als Regent die Zeiten des Caligula und Nero wiederherstellen möch-

te, ernennte daher blos den Marcus Aurelius zum Imperator. Allein dieser bedachte sich gar nicht, den Verus für seinen Mitregenten zu erklären, und Rom bekam jetzt zum erstenmahl zwey Imperatoren, die zugleich regierten. Die römische Welt befand sich unter ihrer Regierung wohl, und wenn die Ruhe der entferntern Provinzen durch benachbarte Völker gestört wurde, so both wenigstens Marcus Aurelius alle Klugheit und Entschlossenheit auf, um ihnen nachdrücklich Widerstand zu thun. Der parthische König Vologäsus hatte (163) eine ganze römische Legion, die in einer armenischen Stadt in Besatzung lag, bis auf den letzten Mann niederschießen lassen, und ganz Syrien mit einer zahlreichen Armee überschwemmt. Verus, der den Feldzug gegen die Parther übernahm, überließ die Führung desselben seinen vortrefflichen Feldherren, und genoß indessen zu Antiochien einer angenehmen Ruhe. Cassius, sein General, trieb den Vologäsus glücklich zurück, brennte Seleucia ab, und zerstörte die königliche Burg zu Ktesiphon. Auf dem Rückwege büßte er freylich (169) einen grossen Theil seines Heeres durch Hunger und

Krank-

Krankheiten ein. Verus war eitel genug, den Ruhm dieses Feldzuges sich zuzueignen.

Während der Zeit, daß die Generale des Verus mit den Parthern beschäfftigt waren, wurden die römischen Provinzen an der Donau von den deutschen Völkern heimgesucht. Seit den Eroberungen des Trajans, durch welche ein Theil von Ungern, ingleichen Siebenbürgen, die Walachey und Moldau, unter die römische Herrschaft gekommen war, hatte das römische Gebieth die Deutschen nicht nur gegen Norden, sondern auch gegen Westen zu Nachbarn, und diese wurden wegen der Nähe der Römer so besorgt, daß mehrere derselben, als die Jazyger, die Marcomannen, die Quaden, die Hermundurer und die Vandalen, in eine Verbindung zusammentraten, um die Römer aus dieser Gegend zu entfernen. Die Kaiser hielten diesen Krieg, den man von dem mächtigern Volke den marcomannischen nennte, für so gefährlich, daß sie (167) beyde nach dem Schauplatze des Krieges hineilten. Verus starb zwar schon zwey Jahre hernach (169); aber Marcus Aurelius verließ diese Gegend nicht eher,

eher, als bis der Krieg geendigt war. Die Römer, deren Sammelplatz in Pannonien (auf der rechten Seite der Donau) war, wurden besonders von dem braven Pertinax angeführt. Pertinax siegte. Auf dem Schlachtfelde fand man unter den todten Feinden auch völlig gerüstete Weiber. Die Armee, die durch ihre Tapferkeit einen so glänzenden Sieg erfochten hatte, verlangte vom Kaiser ein Geldgeschenk. Marcus Aurelius schlug es ihr ab. „Alles, sagte er zu den Soldaten, „was ich euch ausserordentlich bewillige, muß ja erst von euern Eltern und Verwandten erpreßt werden; Monarchen haben aber einen höhern Richter über sich!„ Er hielt überhaupt die Soldaten so sehr in der Zucht, daß er sich niemahls etwas von ihnen abpressen ließ. Dieß war jedoch um so nöthiger, da die Römer lange keinen so fürchterlichen Feind gehabt hatten. Die Marcomannen schlugen sie (172) so nachdrücklich, daß diese 20000 Mann verlohren, daß sie hinter den Mauern von Aquileja ihre Zuflucht suchen mußten, daß sie die Marcomannen von einem verwüstenden Einfalle in Italien nicht abhalten konnten. Die durch diese Niederlage sehr

ge-

geschwächte Armee der Römer wurde durch eine ansteckende Krankheit noch so sehr vermindert, daß man zu ihrer Ergänzung Fechter, Sclaven und andere dergleichen Leute anfbieten mußte. Aurelius verkaufte, um den ausserordentlichen Aufwand dieses Krieges zu bestreiten, sein Gold- und Silbergeschirr, seine Gemählde, seine Statüen, und seine Garderobe. Auch brachte er es durch seine standhafte Anstrengung so weit, daß die Marcomannen aus dem römischen Gebiethe sich (173) wieder herausziehen mußten. M. Aurelius gieng, um die Jazyger, die Bundesgenossen derselben, in ihrem Lande zu züchtigen, über die mit Eis belegte Donau, und selbst auf dem Eise fochten die römischen Soldaten mit großer Entschlossenheit und Standhaftigkeit. Doch des M. Aurels muthige Verfolgung dieser Feinde war Ursache, daß er einst in großer Gefahr sich befand, in ihre Hände zu gerathen. Er setzte über die Gran, um die Quaden völlig zu besiegen. Diese zogen sich listig zurück. Auf einmal sahen sich die zu hitzig nacheilenden Römer auf allen Seiten von kahlen Bergen eingeschlossen. Zwar schlugen sie alle Angriffe

der

der Feinde tapfer zurück; aber sie waren in einer engen Gegend eingesperrt, wo sie, von der standhaften Gegenwehr ermüdet, und durch das viele vergossene Blut entkräftet, mit dem schrecklichsten Durst kämpften. Vergebens gieng Aurelius durch alle Glieder, um seinen Officieren und Soldaten Muth einzusprechen. Ihre Verzweiflung stieg immer höher, als plötzlich ein heftiger Regen aus den Wolken stürzte, den die lechzenden Soldaten mit ihrem Schilde, ihrem Helme, ihrem Munde auffiengen. Während daß sie an weiter nichts, als an die Befriedigung ihres quälenden Durstes dachten, wurden sie von den Quaden von neuen angegriffen. Allein ein heftiger Sturmwind trieb ein fürchterliches Gewitter den Quaden so gewaltsam entgegen, daß die Römer Zeit gewannen, sich zu erholen, und unter den Deutschen eine schreckliche Niederlage anzurichten. Die leichtgläubige Welt dieses Zeitalters hielt diese Begebenheit für ein Wunder, und die Christen schrieben dieses Wunder dem eifrigen Gebethe einer Legion von christlichen Soldaten zu, die sich unter der Armee des Kaisers befunden haben sollte. Aurelius war (174) froh,

daß

daß die Fürsten der Marcomannen und Quaden ihm feyerlich versprachen, daß sie die römischen Provinzen nicht wieder beunruhigen wollten. Sie lieferten eine große Menge Pferde und Ochsen aus; auch gaben sie viele tausend Römer zurück, die sich in ihrer Gefangenschaft befunden hatten. Einige Völkerschaften, die sich den Römern ergaben, wurden theils unter die Armee vertheilt, theils als Colonisten angesiedelt. Man wies ihnen in Dacien, Pannonien, Mösien und Germanien Ländereyen an. Einige von denselben wurden sogar nach Italien verpflanzt. Weil aber diejenigen, die man in die Gegend von Ravenna gebracht hatte, mit Gewalt in die Stadt eindrangen, so ließ Marc Aurel keinen Ausländer sich weiter in Italien ansiedeln. Den Marcomannen räumte er die Hälfte des an ihr Land gränzenden Gebiethes ein; doch machte er es dabey zur Bedingung, daß ihre Wohnplätze 4 3/4 römische Meilen weit von der Donau entfernt seyn, und daß sie auch, von andern Völkern ganz abgesondert, wohnen sollten. Auch die Jazyger liessen ihn um Frieden bitten; aber er wollte dieser treulosen Nation keinen Frieden zugestehen.

stehen. Weil nun aber die Quaden die Bedingungen des Friedens nicht redlich erfüllt hatten, so beschloß M. Aurelius, noch einmahl gegen sie zu Felde zu ziehen. Aber die Empörung des Cassius, des Statthalters über die asiatischen Provinzen, nöthigte ihn, den Friedenswünschen der Donaunationen Gehör zu geben.

Cassius, in der syrischen Stadt Cyrrhus gebohren, der alle Eigenschaften vereinigte, die ihn würdig machen konnten, einen Regenten abzugeben, ließ sich von der Faustine, der Gemahlin des M. Aurels, zu einem für denselben feindseligen Plan verleiten. Diese Faustina, eine Tochter des Antoninus Pius, stand, weil der Tod ihres Gemahles immer näher rückte, in der Besorgniß, die Kaiserwürde möchte, da Commodus nicht nur jung, sondern auch ein Schwachkopf war, auf einen andern fallen, und sie würde wieder in den Privatstand zurücktreten müssen. Sie ließ daher (175) dem Cassius heimlich den Antrag thun, sich in die Lage zu versetzen, daß er, nach dem Tode ihres Gemahls, von ihrer Hand und dem Throne Besitz nehmen

könnte.

könnte. Noch war Cassius damit beschäfftigt, diesen Antrag zu überlegen, als er die Nachricht bekam, daß M. Aurel gestorben sey. Da ihm nun die Armee in Pannonien ohnedieß schon den Imperatortitel gegeben hatte, so besann er sich nicht lange, die Kaiserwürde sich anzumaßen. Nun erfuhr er zwar bald hernach, daß jene Nachricht falsch wäre; da er aber schon zu viele Schritte gethan hatte, um seinen Plan verbergen zu können, so bemächtigte er sich aller Länder diesseits des Taurus, so machte er die ernsthaftesten Anstalten, sich mit Gewalt auf dem Throne zu behaupten. M. Aurel suchte die Nachricht von dieser Empörung erst geheim zu halten; weil aber die Soldaten, zu deren Ohren sie gleichfalls gekommen waren, einige Unruhe deswegen äusserten, so hielt er eine schöne Rede an dieselben, auch ließ er an den Senat ein Schreiben abgehen. Dieß war aber auch alles, was er that; denn wie er zum Kriege gegen den Cassius Anstalten machte, wurde ihm schon der Tod desselben gemeldet. Einige Officiere hatten ihn ermordet, und sie überreichten nun den Kopf desselben dem Kaiser. Aber der so zart empfindende M. Aurel

wollte diesen Kopf nicht sehen. Er bereisete die Provinzen, die an der Empörung des Cassius Antheil genommen hatten, behandelte sie aber als ein edler Menschenfreund, und ließ niemand hinrichten. Selbst die Senatoren, die mit dem Cassius verschworen waren, verschonte er mit aller Strafe, und er begnügte sich damit, ihnen blos einen allgemeinen Verweis zu geben. Nur wenige der vornehmsten Rädelsführer wurden hingerichtet oder verbannt. Um nicht alles zu erfahren, ließ M. Aurel die bey dem Cassius gefundenen Papiere verbrennen. Kurze Zeit darauf endigte Faustina ihr Leben an den Folgen der Gicht. Ihr Tod betrübte den M. Aurel ausserordentlich. Ihn über deren Verlust zu trösten, schrieb er an den Senat, könnte nur der Entschluß, keinen von den Anhängern des Cassius am Leben zu strafen. Um so weniger verdient die Sage, daß M. Aurel den Tod der Faustina durch Gift beschleunigt habe, geglaubt zu werden. Vielleicht gehörte die Reise, die er damahls nach Athen machte, zu den Mitteln, ihn zu zerstreuen. Er ließ sich in die eleusinischen Geheimnisse einweihen, und er erwarb sich bey

dieser

dieser Gelegenheit um die Stadt Athen das Verdienst, daß er sie durch die Anstellung von Lehrern aller Wissenschaften zur Akademie des ganzen römischen Reiches erhob. Den Schauspielern war er nicht so günstig, als den Gelehrten. Er setzte ihren Gehalt herab, indem er verordnete, daß keiner derselben für ein Schauspiel mehr als 20 Goldstücke erhalten sollte. Gegen die Unterthanen war er sehr gütig. Er erließ ihnen nicht nur rückständige Steuern, sondern schenkte auch, als er von Athen zurückkam, jedem Bürger acht Goldstücke. M. Aurel war aber nicht blos aus Gutmüthigkeit, sondern aus Grundsätzen, ein menschenfreundlicher Regent. Dieß beweisen seine Selbstbekenntnisse, die er in griechischer Sprache hinterlassen hat. Mit seinem Tode (180 im März) den seine Aerzte aus Gefälligkeit gegen den Commodus befördert haben sollen, schließt sich die Reihe der meistens wohlthätigen Kaiser, deren sich die römische Welt 110 Jahre lang zu erfreuen hatte.

## Fünftes Kapitel.

Das römische Kaiserthum nähert sich unter der Regierung einer langen Reihe schlechter Kaiser seinem Verfalle.

Der römische Staat hatte hierauf über 120 Jahre lang das traurige Schicksal, meistens von solchen Monarchen beherrscht zu werden, welche die Pflichten der Staatsverwaltung ihrem sinnlichen Vergnügen weit nachsetzten; welche, um ihr sinnliches Vergnügen zu befördern, sich alle mögliche Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten erlaubten. Wie ließ sich aber von Leuten, die blos wegen ihres Reichthums, den sie unter die Prätorianer verschwendrisch austheilten, den vornehmsten Thron in der Welt

Welt bestiegen, und die sich auf demselben blos durch die schändliche Nachsicht gegen die Soldaten der Leibwache behaupteten — wie ließ sich von solchen Leuten etwas andres erwarten? Faßte ja einmahl ein Kaiser den ernstlichen Vorsatz, die Kriegszucht wieder herzustellen, oder war er nicht mehr im Stande, die unersättlichen Wünsche der Soldaten zu befriedigen, so befand er sich in Gefahr umgebracht zu werden, so wurde er wirklich umgebracht. Die Thronveränderungen ereigneten sich eben deswegen sehr häufig. Jede Armee hielt sich berechtigt, einen eignen Imperator zu wählen. Auch war es für einen Monarchen sehr schwer, die Aufmerksamkeit über den ungeheuern, von so vielen Feinden angefochtenen Staat, mit erforderlicher Sorgfalt und Genauigkeit zu führen. Die Kaiser wählten sich daher gemeiniglich Regierungsgehülfen, und die römische Welt wurde daher oft von mehrern Kaisern zugleich beherrscht.

Commodus, der erste Kaiser dieses Zeitalters, folgte seinem Vater, dem Marcus Aurelius, der ihn kurz vor seinem Tode seinen

Freun-

Freunden empfohlen hatte, auf den Thron. Erst 19 Jahre alt, besaß er im Grunde kein böses Herz, aber zu wenig Verstand, um der Verführung zur Ueppigkeit und Grausamkeit widerstehen zu können. Er glaubte den Thron, ohne die Gunst der Leibwache, nicht sicher genug besitzen zu können. Daher begab er sich in das Lager derselben, und überreichte ihr, nach einer kurzen aber schmeichelhaften Rede, das gewöhnliche Geschenk. Das Zutrauen zu ihm verlohr sich aber sehr bald, als er seines Vaters Minister und Vertraute entfernte; als er diese würdigen Männer gegen junge Leute vertauschte, die kein andres Verdienst hatten, als daß sie seine sinnlichen Ausschweifungen beförderten. Daraus wurde nun eine Regierung, wo Günstlinge und Maitressen die wichtigsten Aemter besetzten, und die vornehmsten Staatsangelegenheiten leiteten. Seine Schwester Lucilla, die ihn allgemein verhaßt sah, die es aber auch unerträglich fand, daß die Gemahlin ihres Bruders den Rang vor ihr hatte, traf (181) mit einigen von ihren Freunden die heimliche Verabredung, den römischen Staat von dem untauglichen Monarchen zu befreyen; aber ihr

Plan

Plan wurde zu frühzeitig entdeckt, und sie und ihre Freunde büßten dafür mit dem Tode. Auch verschiedene andre Verschwörungen schadeten weder dem Commodus, noch seinen Rathgebern, und jener konnte sein schändliches Leben zwölf Jahre lang fortsetzen. Er hatte das verabscheuungswürdige Bestreben, alle seine Vorgänger in der Lasterhaftigkeit und Sittenverdorbenheit zu übertreffen. Da ihm dieses nun nicht möglich war, so suchte er es ihnen wenigstens dadurch zuvorzuthun, daß er alles Böse und Schändliche, was er vornahm, recht öffentlich that. So war es ihm nicht genug, daß er alle seine Schwestern seiner sinnlichen Wollust opferte, und sie hernach ermordete; daß er kein Weib und kein Mädchen schonte, das ihm gefiel. Er legte sich vielmehr, gleich einem morgenländischen Monarchen, einen Harem zu, wo dreyhundert Mädchen, und eben so viele Jünglinge, versammelt waren. Er ließ sich öffentlich in Damenkleidern sehen, und bey einem feyerlichen Einzuge stand derjenige, der seinen Liebhaber vorstellte, hinter ihm auf dem Triumphwagen, und er schämte sich nicht, ihn vor den Augen des ganzen Publicums

zu liebkosen; er schämte sich nicht, sogar nackend zu spielen und zu tanzen. Er zeigte sich auch, gleich dem Nero, auf dem Amphitheater, und ließ sich in das Verzeichniß der Gladiatoren einschreiben. Alle seine schändlichen und niederträchtigen Handlungen wurden aber, auf seinen ausdrücklichen Befehl, den öffentlichen Tagebüchern der Stadt einverleibt. Oft tödtete er sowohl vornehme als geringe Personen blos in der Absicht, um zu sehen, wie sie sich bey ihrem Tode benähmen. Einem fetten Manne ließ er den Bauch aufschneiden, um sich an dem Herausfallen der Eingeweide zu ergötzen. Einem andern ließ er einen Fuß abhauen, weil es ihm ein Vergnügen machte, verstümmelte Leute zu sehen. Bald hätte er einmahl die Stadt Rom abbrennen, und alle im Theater versammelte Leute niederhauen lassen. Er verkaufte nicht blos Aemter und Provinzen, Recht und Unrecht, Leben und Tod; er verpachtete diesen abscheulichen Handel sogar, und damit er recht einträglich seyn möchte, so wurden einmahl für Ein Jahr fünf und zwanzig Consuln ernennt, und alle Augenblicke bekam die prätorische Leibwache einen andern Oberbefehlshaber,

haber, damit die Stelle desselben desto öfter bezahlt werden, damit der Mann in seinem Posten um so weniger gefährlich werden möchte. Endlich that (192 am 1. Jan.) Marcia, des Commodus liebste Maitresse, in Verbindung mit dem Lätus, dem Generale der Leibwache, der römischen Welt den Dienst, sie von dem abscheulichen Monarchen zu befreyen, und ihn zu vergiften, und wie der Gift nicht recht wirken wollte, im Bade zu ersticken.

P. Helvius Pertinax, der acht und sechzigjährige Nachfolger des Commodus, war einer von den wenigen guten Kaisern dieses Zeitalters. Als der Sohn eines Holzhändlers in Ligurien, hatte er sich durch seine Generalstalente so sehr ausgezeichnet, daß er jedermanns Vertrauen besaß. Als daher Commodus ermordet worden war, begaben sich Lätus, der Oberbefehlshaber der Leibwache, und Eclectus, der Oberkammerherr, um Mitternacht in sein Haus, und bothen ihm, als dem würdigsten Senator, den sie kennten, den Thron an. Pertinax, der schon im Bette lag, erwartete, ehe er ihren Antrag wußte, ganz gewiß, daß ihn Commodus, dessen

dessen Tod ihm unbekannt war, wollte ermorden lassen. Dennoch stand er auf, ließ die Thüre seines Schlafzimmers öffnen, erklärte den Abgeordneten, daß er schon lange vermuthet habe, daß er würde ein Schlachtopfer des Tyrannen werden müssen, und ermahnte sie, den tödtlichen Streich ihm zu versetzen. Nur mit Mühe ließ er sich endlich bereden, den Antrag anzunehmen, und dem Lätus ins prätorische Lager zu folgen. Hier begleitete er seine Rede mit dem Versprechen, jedem Soldaten ein Geschenk von 670 Thalern zu machen, und mit Hülfe derselben einige Mißbräuche abzustellen. Der letzte Punkt schien den Prätorianern bedenklich. Sie gaben ihm die Auslegung, als wenn Pertinax den Vorsatz gefaßt hätte, die alte Kriegszucht wieder herzustellen, und ihnen die von dem Commodus ertheilten Freyheiten wieder zu entziehen. Diese Vermuthung veranlaßte allgemeines Mißvergnügen, und bald hätte Pertinax das Zutrauen der Prätorianer gleich bey dem Antritte seiner Regierung verlohren. Indessen fieng er seine Regierung so an, daß sich der römische Staat die glücklichsten Zeiten versprechen konnte. Um die

durch

durch die Verschwendung des Commodus ganz ausgeleerte Staatskasse wieder zu füllen, verkaufte Pertinax alles kostbare Hausgeräthe des Commodus, ließ er alle goldne und silberne Bildsäulen, die man ihm gewidmet hatte, einschmelzen, ließ er sogar alle Mädchen und Knaben desselben versteigern. Von dem daraus gelöseten Gelde erhielten die Prätorianer ihr Geschenk, und nun sah er sich durch seine gute Wirthschaft in den Stand gesetzt, einige drückende Auflagen aufzuheben. Aber Pertinax war schon zu alt, um eine lange Regierung zu versprechen, und sein Tod wurde noch über dieß durch seinen Eifer für das Gute befördert. Die Prätorianer hatten sich in ihrer Vermuthung, daß er sie zu einer strengern Kriegszucht anhalten würde, nicht geirrt. Dieß brachte sie so sehr gegen ihn auf, daß sie verschiedene Versuche machten, einen andern auf den Thron zu heben. Als ihnen diese mißlangen, verschworen sie sich, ihn auf eine gewaltsame Art aus der Welt zu schaffen. Lätus, der des Pertinax Dankbarkeit auch nicht so groß fand, als er sie vermuthet hatte, bestärkte sie in ihrem Vorsatze. Er ließ, unter dem Vorgeben,

daß

daß er auf Befehl des Pertinax geschehe, viele von ihnen hinrichten. Dadurch erstieg ihre Erbitterung die höchste Stufe. Plötzlich dringen (193 am 28. März) dreyhundert Prätorianer mit gezogenem Schwerdte in den Pallast. Pertinax geht ihnen entgegen, und redet sie mit solchem Nachdruck an, daß viele ihre Schwerdter schon einzustecken anfangen. Indem wirft ihm aber ein belgischer Soldat den Wurfspieß in die Brust. Sogleich fällt der ganze Haufe über den Pertinax her. Pertinax verhüllt, wie Cäsar, seinen Kopf, und sinkt, von vielen Wunden durchbohrt, nieder. Seinen Kopf trugen die Mörder gleichsam im Triumphe in der Stadt herum. Der vortreffliche Kaiser hatte noch nicht drey volle Monathe regiert.

Die Mörder des Pertinax bothen nun vom Walle ihres Lagers den Kaiserthron demjenigen an, der ihnen das größte Geschenk versprechen würde. Eben gab Didius Julianus, der reichste Mann in Rom, ein Gastmahl. Einige von der fröhlichen Gesellschaft brachten ihn auf den Einfall, seinen Reichthum zu benutzen, um sich die Kaiserwürde

würde zu kaufen. Schon war Sulpician, des Pertinax Schwiegersohn, mit den Prätorianern in Unterhandlungen begriffen. Beyde mußten sich nun wie bey einer Versteigerung überbiethen. Als aber Julian von 5000 Drachmen (1140 Thalern) gleich auf 6250 Drachmen (1432 Thaler) fortgieng, so wurde sein Gegner ganz zum Stillschweigen gebracht. Die zehn tausend Prätorianer marschirten, den neuen Kaiser begleitend, nach dem Pallaste des Senats. „Es fehlt euch„ sagte Julian zu den versammelten Senatoren „ein Kaiser, und ich bin der tüchtigste, den ihr dazu wählen könnt.„ Was konnte der Senat unter diesen Umständen anders thun, als sich den neuen Kaiser gefallen zu lassen? Das römische Volk war über die Art, wie der unmoralische Julian, den Commodus, als einen unruhigen Menschen nach Mayland verwiesen hatte, auf den Thron gelangt war, so unwillig, daß es laut auf ihn schimpfte, daß es sogar mit Steinen nach ihm warf.

Das Recht, die Würde eines Imperators zu ertheilen, wurde aber der kaiserlichen Leibwache von den Feldarmeen oft streitig gemacht,

macht. Dieser Fall trat auch jetzt ein. Die orientalische Armee rief den Pescennius Neger, die illyrische und die gallische den Septimius Severus zum Kaiser aus. Pescennius war in die sinnlichen Vergnügungen so versunken, daß er sich nicht einmahl die Mühe gab, sich nach Rom, dem Sitze des Kaiserthums, zu begeben; er blieb vielmehr zu Antiochien, und suchte sich und die Einwohner dieser Stadt möglichst gut zu belustigen. Freylich war dieß auch bequemer, als dem Severus, der ihm so leicht zuvorkommen konnte, den Besitz von Rom streitig zu machen. Als dieser sich der Hauptstadt näherte, befand sich Julian in ängstlicher Verlegenheit. Er ließ Leute anwerben, um in der Geschwindigkeit eine Armee aufzustellen; aber die angeworbene Mannschaft bestand meistens aus liederlichen, an Müßiggang gewöhnten Jünglingen, die mit dem Gewehre gar nicht umzugehen wußten. Julian, der sich auf sein Heer nicht verlassen konnte, befestigte seinen Pallast, als wenn er sich in demselben zu vertheidigen gedächte, und schickte Meuchelmörder aus, die seinen Gegner tödten sollten. Dieser rückte indessen näher. Julian schloß

sich

sich nun in seinen Pallast ein, und badete, als man ihm das Leben nehmen wollte, in Thränen. Er wurde (1. Jun. 183) in seinem Pallaste, auf dem Ruhebette, umgebracht. Er hatte den so theuer erkauften Thron nicht viel über zwey Monathe besessen.

Der Senat schickte dem Sever hundert Senatoren entgegen, um ihn bewillkommen zu lassen. Mehr Thätigkeit und Entschlossenheit hat nicht leicht ein andrer Kaiser gezeigt. Dieß bewies er hauptsächlich dadurch, daß er die so eigenmächtige und übermüthige Leibwache aufhob. Er befahl, als er sich der Stadt näherte, alle Prätorianer, die an der Ermordung des Pertinax Antheil genommen hatten, hinrichten zu lassen; die übrigen sollten ihm ohne Waffen, blos in der Staatsuniform, entgegen gehen. Sie bildeten sich ein, sie würden den Kaiser in die Stadt begleiten müssen. Unvermuthet ließ er sie aber von seinen Feldtruppen einschließen, und, nachdem er ihnen wegen ihres Benehmens gegen den Pertinax, einen sehr nachdrücklichen Verweis gegeben hatte, kündigte er ihnen ohne weitere Umstände an, daß sie bey

Lebens-

Lebensstrafe, auf hundert Meilen von Rom verbannt seyn sollten. Sein Einzug in die Stadt hatte zwar ein sehr kriegerisches Ansehn, und seine Soldaten übten manche Gewaltthätigkeit aus; aber der Senat wurde dadurch einigermaßen wieder beruhigt, daß er sich entschuldigte, den kaiserlichen Titel ohne dessen Einwilligung sich angemaßt zu haben, und daß er das feyerliche Versprechen von sich gab, dem Beyspiele des Aurelius zufolge, die Gesetze zu beobachten, und kein Glied des Senats, ohne vorhergehende Untersuchung, hinrichten zu lassen. Seine Regierung befestigte er durch eine neue Leibwache, welche viermahl stärker als die vorige war. Hierauf zog er gegen den Pescennius zu Felde. Dieser rückte ihm bis nach Cilicien entgegen; er wurde aber (194) bey Issus nicht nur geschlagen, sondern auch getödtet. Alle Armeen und Legionen, nur die in der reichen Handelsstadt Byzanz ausgenommen, hatten dem Severus gehuldigt. Dieß zog dieser Stadt (196) ein trauriges Schicksal zu. Sie wurde, nachdem sie der Hunger nach einer Belagerung von drey Jahren zur Uebergabe gezwungen hatte, aller ihrer Einwohner

wohner beraubt, und dann in Trümmern und Asche verwandelt. Damahl ahndete noch niemand, daß sie einst die zweyte Stadt der Welt werden würde.

Die strenge Behandlung, die Sever der Stadt Byzanz und ihren Einwohnern widerfahren ließ, vermehrte die Zahl derjenigen, denen der Charakter desselben sehr bedenklich vorkam. Dagegen wußte Albinus, der Statthalter von Britannien, den er schon, ehe er nach Rom kam, zu seinem Cäsar ernennt hatte, sich immer mehr Liebe und Zutrauen zu erwerben. Dieß erzeugte in dem Severus den Wunsch, sich von diesem gefährlichen Gegner zu befreyen. Da er sich schämte, sich öffentlich für den Feind eines Mannes zu erklären, der ihm nicht den geringsten Beweis von feindseligen Gesinnungen gegeben hatte, so versuchte er es, seinen Plan durch Meuchelmörder ausführen zu lassen. Dieß wurde jedoch dem Albin verrathen. Albin zog ein ansehnliches Heer zusammen, und ließ sich in Britannien zum Kaiser ausrufen. Von Gallien aus, wo er viele Anhänger hatte, wollte er in Italien eindringen, und

dem Severus das Kaiserthum entreissen. Dieser rückte aber noch während des Winters (197) über die Alpen, und erfocht bey Lyon (19. Febr.) über den Albin einen entscheidenden Sieg. Die geschlagenen Truppen desselben flüchteten nach Lyon; aber die sie verfolgenden Sieger waren ihnen so nah, daß sie zu gleicher Zeit in die Stadt drangen, und diese wurde nun geplündert, und abgebrennt. Der unglückliche Albin, der sich in einem Hause an der Rhone verkrochen hatte, nahm sich, als er alle Rettungsmittel verschwunden sah, das Leben. Sever gab bey dieser Gelegenheit die stärksten Beweise seiner unmenschlichen Denkart. Er sah die Leiche seines Gegners nicht nur mit Vergnügen an; er ritt sogar verschiedenemahle über dieselbe weg; er ließ sein Pferd darauf treten, und er ließ sie, nachdem sie halb verfault, und von den Hunden gefressen war, in die Rhone werfen. Auch die unschuldige Familie des Albins, auch alle Freunde und Anhänger desselben, wurden hingerichtet. Das Vermögen derselben eignete sich der habsüchtige Sever zu, der sich dadurch einen ausserordentlichen großen Schatz sammelte.

Severus

Severus hatte den Kopf des Albins nach Rom geschickt, und denselben mit einem Schreiben an den Senat begleitet, welches mit Vorwürfen und Drohungen angefüllt war. Roms Vornehme zitterten daher, als Severus an der Spitze seines siegreichen Heeres zurückkam, und sie zitterten mit Recht. Severus begab sich nach seiner Ankunft in den Senat, schimpfte in einer Rede, die er ablas, auf die Anhänger des Albins, lobte das Verfahren des Sylla, des Marius, des Augusts, und behauptete, Pompejus und Cäsar hätten ihren Untergang blos durch ihre Gelindigkeit beschleunigt. Seine Gesinnungen waren nun nicht mehr zweifelhaft, und in Zeit von wenigen Tagen wurden 42 der vornehmsten Männer hingerichtet. Auch opferte er seiner Rachbegierde und Habsucht noch viele andre Leute auf. Rechnet man diese beyden Leidenschaften ab, so erfüllte Severus die Pflichten eines Regenten mit rühmlichen Eifer. Er brachte in die Verwaltung des römischen Staates wieder Ordnung, und vertheidigte die Gränzen desselben mit vieler Unerschrockenheit. Die Parther mußten Mesopotamien; sie mußten Seleucia und Babylon räumen. Seve-

rus drang (196) in das eigne Land der Parther ein, und eroberte ihre Hauptstadt Ktesiphon, deren Einwohner theils niedergehauen, theils als Sclaven verkauft wurden. Um diese Zeit besuchte er auch Arabien, Palästina und Aegypten. Bey dieser Gelegenheit gab er wegen der Juden und Christen strenge Befehle, die diesen Leuten eine heftige Verfolgung zuzogen. Eine vorgegebene Empörung der Britten, aber eigentlich die Absicht, seine Legionen zu beschäftigen, bewirkte seinen Entschluß, (209) nach Britannien überzugehen. Da die kriegerischen Bewohner des damahligen Schottlands, die Picten und Scoten, den Römern in Britannien durch ihre beständigen Streifereyen beschwerlich fielen, so hatte ihnen schon Agrigola eine Verschanzungslinie entgegengestellt, die Hadrian in eine Mauer verwandelte. Diese wurde vom Severus weiter hinausgerückt.

Die Römer besaßen nehmlich schon fast die ganze Hälfte von Britannien; Sever wollte aber die ganze Insel erobern. Es stemmten sich aber der Ausführung seines Planes mächtige Hindernisse entgegen. Er

mußte,

mußte, als er in Caledonien (Schottland) einrückte, bald Wälder niederhauen, bald Anhöhen abtragen, bald Brücken über Ströme schlagen lassen. Die Feinde wichen jedem ordentlichen Treffen listig aus, und lockten die Römer immer tiefer in ihr Land hinein. Viele von denselben tödtete der Wassermangel; viele wurden, wenn sie sich zerstreuten, von den aufpassenden Feinden getödtet. Manche, die nicht weiter kommen konnten, ließen sich, um nur nicht in die Gefangenschaft zu gerathen, von ihren eignen Cameraden niederschießen. So fanden auf 50000 Römer in Britannien ihr Grab. Dennoch drang Sever, ungeachtet er sich seines schwächlichen Körpers wegen beständig mußte tragen lassen, bis an das äusserste Ende der Insel vor. Die Britannier mußten ihm hierauf einen großen Theil ihrer Länder abtreten. Sie empörten sich aber wieder, und ihre Empörung pflanzte sich bis zu den Caledoniern fort. Als sich Sever zu einem neuen Zuge gegen dieselben rüstete, überraschte ihn (211 Febr.) zu Eboracum (York) der Tod. Die letzten Worte, die er zu seinen Söhnen sprach, waren: „bleibt einig, und denkt, ohne euch

um

um andre zu bekümmern, blos auf die Bereicherung der Soldaten!„ Er lebte 65 Jahre und beynahe 10 Monathe; regiert hatte er 17 Jahre und 8 Monathe. Seines phlegmatischen Körpers ungeachtet, besaß er doch Leibesstärke genug, bis sie im Alter durch das Podagra vermindert wurde. Sein Geist vereinigte Entschlossenheit und Scharfsinn. Er sprach weniger, als er dachte. Ein niemahls unerkenntlicher Freund, aber ein gefährlicher Feind, that er alles, was er vornahm, mit Ueberlegung, nahm er aber auch auf das, was andre von ihm sagten, nicht die geringste Rücksicht. Jedes Mittel, Geld zu sammeln, war ihm willkommen, und er sparte so sorgfältig, daß er einen großen Schatz hinterließ. Dennoch scheute er, wenn es das Wohl des Staates erforderte, den größten Aufwand nicht. Mancher neue Tempel wurde von ihm gebaut, manches alte Gebäude wieder hergestellt. Ausschweifungen in der Liebe waren ihm äusserst verhaßt, und er suchte den Ehebruch durch besondre Gesetze einzuschränken. Er selbst lebte sehr ordentlich, und war sehr thätig. Selbst sterbend rief er noch einmahl aus: „nur her, wenn noch

eine

eine Arbeit da ist!„ Seine Eitelkeit beweiset jedoch, daß er kurz vor seinem Tode seinen Aschenkrug sich bringen ließ, und, ihn in die Hand nehmend, sagte: „du liebes Gefäße sollst künftig einen Mann fassen, den die ganze Welt nicht fassen konnte!„

Ganz vorzüglichen Tadel aber verdient Sever wegen des grenzenlosen Vertrauens, das er seinem Günstling, dem prätorischen Präfecten Plautian, widmete. Dieser mißbrauchte es, die verdienstvollsten Männer hinrichten zu lassen, um seine ungeheuere Habsucht zu befriedigen. Keine Stadt, keine Provinz blieb von ihm ungeplündert. Von allen Enden der Welt schleppte er Reichthümer zusammen, und selbst Sever bekam weniger, als er, geschenkt. Sollte es wohl wahr seyn, daß er, wie man erst nach seinem Tode erfuhr, 100 freygebohrne Römer in seinem Hause entmannen ließ; daß er zu eben dieser Operation nicht nur Knaben und Jünglinge, sondern selbst Männer, ja sogar beweibte Männer, verurtheilte, um seiner Tochter Plautilla, von dergleichen Leuten nicht nur Bedienten, sondern auch Sänger, Musici

Musici und andre Künstler, zu verschaffen? Dennoch war sein Ansehn so groß, daß man ihm zahlreichere und größere Bildsäulen und Brustbilder, als dem Kaiser selbst, widmete, daß jeder Soldat und jeder Senator bey seinem Glücke schwor, daß sein Wohl das Gebeth des ganzen Volkes war. Aber Sever ließ sich auch so ganz von ihm leiten, daß Plautian Kaiser, er aber nur dessen General, zu seyn schien. Der übermüthige Plautian schonte sogar die Gemahlin des Kaisers Julia Domna nicht. Er gab sich alle Mühe, sie bey dem Sever wegen Ehebruch in Verdacht zu bringen; er ließ, um Zeugen gegen sie aufzustellen, sogar vornehme Frauen auf die Folter bringen. Julia zog sich vom Hofe zurück, und lebte jetzt blos in dem Cirkel der Philosophen. Plautians Tochter Plautilla wurde die Gemahlin des Caracalla, des ältesten Sohnes der Julia. Aber eben dieser Schwiegersohn, der es endlich überdrüßig war, einen immerwährenden Hofmeister an ihm zu haben, brachte seinen Vater Sever, den sein sterbender Bruder Geta auf Plautians schändliches Verfahren

schon

schon aufmerksam gemacht, dahin, daß ihn derselbe (203) ermorden ließ.

Caracalla und Geta, die Söhne des Severs, hatten schon von ihrem Vater den Titel Augustus erhalten, und sie waren also zu seinen Nachfolgern bestimmt. Nicht leicht paßte sich aber jemand weniger zu einer gemeinschaftlichen Regierung, als diese beyden Brüder. Von ihrer Kindheit an war ihre Abneigung gegen einander so groß, daß sie sich selbst während ihrer Spiele beständig zankten. Diese Abneigung wurde mit den Jahren immer stärker. Dem ehrgeitzigen Caracalla, der dereinst gern allein zu regieren wünschte, war es unerträglich, daß sein Bruder Geta, wegen seines guten Herzens, die Liebe der Soldaten und der Völker besaß. Er machte daher, als sie zusammen von Britannien nach Rom reiseten, schon mehr als einen Versuch, seinen Bruder zu ermorden, und dieser mußte daher mit seiner Leibwache sich absondern. Als sie nach Rom kamen theilten sie sich zwar in den kaiserlichen Pallast; aber dieser war auch so weitläuftig, daß sein Umfang viele andre Städte des

Welt-

Weltstaates an Größe übertraf. Die feindseligen Gesinnungen dauerten immer fort. Julia die Mutter des Geta, gab sich alle Mühe, eine Aussöhnung zu bewirken. Der boshafte Caracalla stellt sich (212), als wenn ihre Bitten endlich auf ihn Eindruck gemacht hätten. Er ladet seinen Bruder zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft ein. Während daß nun Julia dem glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen mit Entzücken entgegen sieht, stürzt ihr Sohn, von einigen versteckten Centurionen verfolgt, in ihre Arme, wird er von ihnen, an der Brust seiner Mutter hängend, ermordet. Caracalla eilt ins Lager der Leibwache, als wenn er wegen einer Verschwörung ihren Schutz anflehen müsse. Er verspricht ihr einen doppelt so großen Sold, als sie bisher gehabt hatte, und ein Antrittsgeschenk von 2500 Drachmen (572 Thalern). Sein Bruder, sagt er zu ihr, hätte ihn wollen ermorden lassen; er wäre aber darüber selbst ums Leben gekommen, und sie müßte ihn nun als den Alleinherrscher betrachten. Die Soldaten der Leibwache, die gemeiniglich nur auf das Geld Rücksicht nahmen, riefen hierauf

den

den Caracalla zum Kaiser aus. Dieser brachte die Nacht im prätorischen Lager zu. Am folgenden Morgen begab er sich in den Senat. Er hatte unter seinem Rocke einen Panzer, und die ganze Leibwache begleitete ihn zum Pallaste des Senats. Einige Officiere nahmen sogar unter den Senatoren Platz. Wie konnte es nun unter diesen Umständen der Senat wagen, des Caracalla Rechtfertigung wegen des Todes seines Bruders nicht überzeugend zu finden? Er wies ja seinem Bruder eine Stelle unter den Göttern an; er weihete den Göttern auch das Schwerdt, womit derselbe getödtet worden war. Aber die Gunst der Leibwache, die sich Caracalla erkauft hatte, kam ihm so hoch zu stehen, daß er den Schatz, den sein Vater in 18 Jahren zusammengescharrt hatte, in Einem Tage verschwendete.

Es war dem grausamen Caracalla aber nicht genug, seinen Bruder ermordet zu haben; er verfolgte auch alle diejenigen, die zu seinen Freunden und Anhängern gehört hatten. Er ließ sogar einige Vestalinnen erdrosseln, weil sie dem Geta ihr Mitleid nicht ver-

versagen konnten, er ließ dem Papinian, einen berühmten Rechtsgelehrten, den Kopf abschlagen, weil sich der edle Mann nicht entschließen konnte, eine Rede zu verfertigen, durch welche Caracalla die Ermordung seines Bruders rechtfertigen wollte. Selbst seinen Erzieher, den würdigen Cilo wollte er ermorden lassen. Die Soldaten schleppten ihn aus dem Bade über die Straße, rissen ihm die Kleider vom Leibe, und mißhandelten ihn mit Schlägen. Dieser Anblick erregte das Mitleiden des Volkes und der Soldaten so lebhaft, daß sich Caracalla seiner Absicht schämte. Nun mußten aber die Soldaten sterben, die ihn nicht ermordet hatten. Caracalla war aber nicht allein grausam, sondern auch höchst verschwenderisch, eitel und niederträchtig. Er verschwendete das Geld, das ihm die drückenden Abgaben der Unterthanen einbrachten, an Leibgardisten, Schauspieler, Possenreisser und Fechter. Die Soldaten bekamen ausser ihrem gewöhnlichen Sold jährlich noch über 70 Mill. Drachmen (13 Mill. Thaler). Er wollte den Hadrian nachahmen. Daher besucht er eine Provinz nach der andern. Er 209 (214) von Gallien aus ge-

gen

gen die Chatten und Alemannen zu Felde. An persönlicher Tapferkeit fehlte es ihm nicht; aber an Generalstalenten. Daher mußte er den Frieden erkaufen; daher mußte er sowohl diesen, als andern deutschen Völkern, einen Tribut bezahlen. Um die hierzu nöthigen Summen aufzubringen, ließ er falsches Geld münzen. Den Innhalt des mit den Deutschen geschlossenen Vergleiches durfte niemand als die Personen, denen er sich als Unterhändler bedient hatte, erfahren, und diese ließ er hinrichten, damit sie nichts ausplaudern möchten. Denn so schlecht er die Würde des römischen Staates behauptet hatte, so glaubte er sich dennoch zu dem Beynahmen der Germanir, der Alemanne berechtigt. Er durchzog hierauf, in der eigentlichen Tracht einer jeden Nation, durch deren Land er kam, die asiatischen Provinzen. Auf dieser Reise mußten ihn die Senatoren, von welchen ihn die meisten begleiteten, nicht nur freyhalten; sie mußten ihm auch zu Ehren Feste und Lustbarkeiten anstellen. Weil die Parther damahls untereinander selbst uneinig waren, so glaubte er vielleicht, die Ehre ihrer Unterjochung mit leichter Mühe erlangen zu können;

die

die Parther befriedigten jedoch alle seine Forderungen so bereitwillig, daß sie ihm allen Vorwand zum Kriege benahmen. Nun wollte er (216) die Staaten von Armenien und Osrhoene (letzterer war ein Theil von Mesopotamien) zum römischen Gebiethe hinzufügen. Er handelte dabey sehr treulos. Die Könige dieser beyden Länder kamen als Freunde, als Bundesgenossen zu ihm, und er ließ sie unvermuthet in Verhaft nehmen. Der kleine Staat Osrhoene konnte sich dem Schicksale, eine römische Provinz zu werden, nicht entziehen; die Armenier aber vertheidigten ihre Freyheit so glücklich, daß sie unter dem Heere des Caracalla eine Niederlage anrichteten. Aber der Oberbefehlshaber desselben war auch ein Schauspieler, der den Helden auf dem Theater ohne Zweifel besser, als auf dem Schlachtfelde, vorstellte.

Die Unfälle, welche das römische Kriegsglück in dieser Gegend erfuhr, bewogen den Caracalla, Antiochien, wo er sich bisher aufgehalten hatte, zu verlassen, und nach Alexandrien zu gehen. Einige von den vielen witzigen Köpfen dieser Stadt hatten des Ca-

racalla

tacalla Verfahren gegen seinen Bruder Geta in ihren Versen stark gerügt. Nun gieng des Tyrannen Rachsucht so weit, daß er die ganze Stadt deswegen schrecklich mißhandeln ließ. Seine Soldaten fielen des Nachts in die Häuser ein, und plünderten und mordeten ohne Aufhören. Caracalla ließ das Morden den ganzen folgenden Tag hindurch fortsetzen, damit er vom Tempel des Serapis herab ihm mit Vergnügen zusehen könnte. Obgleich nur wenige Bewohner Alexandriens dem gewaltsamen Tode entgangen waren, so wollte der unvernünftige Tyrann doch auch diesen den Trost entziehen, sich näher an einander anzuschließen, und er ließ daher die Straßen durch Mauern von einander absondern. Alle Fremde mußten die Stadt verlassen. Sie verlohr alle ihre Freyheiten und Vorrechte, und ihre Akademie wurde aufgehoben. Unbarmherziger war noch kein Spottgedicht in der Welt geahndet worden!

Von Alexandrien kehrte Caracalla nach Antiochien zurück. Er wollte mit den Parthern durchaus Krieg haben. Um einen Vorwand zu bekommen, bath er sich die Tochter des

Königs

Königs Artabans zur Gemahlin aus. Er bildete sich ein, man würde sie ihm abschlagen; allein Artaban bewilligte ihm nicht nur seine Bitte, sondern lud ihm auch in seine Residenzstadt ein. Caracalla wurde von Artabans Statthaltern mit ausgezeichneter Pracht empfangen. Artaban selbst gieng ihm, begleitet von den Großen seines Reichs, und einer ansehnlichen Schaar seiner Leibwache, die aber unbewaffnet war, entgegen, und der ganz beyspiellos verrätherische Tyrann ließ von seinen Soldaten eine große Menge des wehrlosen Haufen niederhauen. Artaban entwischte. Dieß ärgerte den Caracalla so gewaltig, daß er alle Länder mißhandelte, die auf seinem Rückwege nach Syrien lagen. Endlich wurde (217 April) die römische Welt von dem Ungeheuer durch den Macrin, dem Oberbefehlshaber der Leibwache, den er empfindlich beleidigt hatte, befreyet. Macrin verband sich deswegen mit verschiedenen andern Officieren. Die Gelegenheit zur Ausführung des Plans fand sich sehr bald. Caracalla ritt von Edessa aus, nur von einem kleinen Gefolge begleitet, nach Carrhae, um den dortigen berühmten Tempel des Mondes

zu besuchen. Unterwegs mußte er absteigen, um ein Naturbedürfniß zu befriedigen. Alle Sclaven entfernten sich bis auf einen einzigen. Diesen Umstand benutzte Martialis, einer der Verschwornen, ihn zu tödten. Er hatte nicht länger als 30 Jahre gelebt, und etwas über 6 Jahre regiert.

Die Officiere und die Soldaten konnten drey Tage lang, wegen der Ernennung eines neuen Imperators, nicht einig werden. Endlich wählten sie den Macrinus, der seinen Sohn Diadumenus zum Mitregenten erklärte. Macrin war zu Cäsarea, einer römischen Colonie in Mauretanien (dem jetzigen Alschier) gebohren, und hatte sich, durch die Unterstützung des Plautianus zuerst gehoben, unter dem Caracalla seiner geringen Herkunft ungeachtet, bis zum Oberbefehlshaber der Leibwache emporgeschwungen. Jetzt bestieg er gar den Kaiserthron; aber es fehlte ihm an den zu dieser Würde erforderlichen Eigenschaften. Es fehlte ihm hauptsächlich an Entschlossenheit und an Geistesgegenwart, um das meistens aus verzärtelten Leuten zusammengesetzte Heer der Römer gegen die Feinde

des Staates mit glücklichem Erfolge anzuführen. Der parthische König Artaban, der sich wegen der vom Caracalla ausgeführten verrätherischen Streiches rächen wollte, verwarf alle Friedensbedingungen des Macrius, schlug die Römer zweymal sehr nachdrücklich, und nöthigte den Macrin, ihm den Frieden mit funfzig Millionen Drachmen (9 Mill. Thaler) abzukaufen. Die Armenier setzten sich jetzt auch wieder in Freyheit. Wenn nun Macrin, der kein guter General war, wohlthätige Gesetze gab, und einige schädliche Mißbräuche abzuschaffen suchte; wenn er diejenigen, die feindselige Gesinnungen gegen ihn hegten, großmüthig behandelte, so machte er sich doch schon dadurch verhaßt, daß er wichtige Aemter mit Männern von geringer Herkunft besetzte, daß er die Soldaten zu einer strengern Kriegszucht anhalten wollte. Um nun den Haß gegen ihn zu vermehren, machte man seinen Antheil an der Ermordung des Caracalla bekannt. Hierzu trug besonders die Schwester der Gemahlin desselben, die Julia Mäsa, das meiste bey. Diese so entschlossene, als kluge und reiche Dame, die zu Emesa, nicht weit von Antiochien, lebte, hat-

hatte einen Enkel, Nahmens Bassian, der als ein vierzehnjähriger Jüngling, einen Priester im Tempel der Sonne abgab, und daher Elagabal oder Heliogabalus (Sonnenpriester) genennt wurde. Der wohlgebildete Jüngling wußte sich bey den römischen Soldaten, die den Tempel besuchten, beliebt zu machen. Auf diesen Umstand baute die listige Mäsa die Ausführung des Plans, ihrem Enkel zur Imperator-Würde zu verhelfen. Sie gab ihn für einen Sohn des Caracalla aus; sie versprach denen, die ihn unterstützen würden, eine reichliche Belohnung. Genug, sie brachte es (218) dahin, daß Elagabal im römischen Lager zum Imperatar ausgerufen wurde. Auf den Entschlusse der Soldaten wirkte auch ein gewisser Eutychian, der sich als Lustigmacher und Taschenkünstler unter ihnen sehr beliebt gemacht hatte. Macrin, der sich mit Gewalt behaupten wollte, wurde geschlagen, auf der Flucht nach Parthien eingeholt, und (im Jun.) hingerichtet, nachdem er kaum 14 Monathe Kaiser gewesen, nachdem er als Kaiser gar nicht nach Rom gekommen war.

Heliogabal war, obgleich erst vierzehn Jahre alt, in allen Arten von Ausschweifungen und Lastern erfahren, und er besaß nicht eine einzige Eigenschaft, die ihn des ersten Welt-Thrones würdig machte. Vergebens suchte seine kluge Großmutter Mäsa der Regierung ihres Enkels eine gute Richtung zu geben; die Rathschläge der Mutter Soämis, und der jungen Theilnehmer an Heliogabals Ausschweifungen, wirkten viel stärker. Zwar schien es anfangs, als wenn er für seine Großmutter eine große Ehrfurcht hätte, denn er nahm sie, als er nach Rom kam, mit in den Senat; er wies ihr ihre Stelle neben den Consuln an; er räumte ihr alle Rechte eines Senators ein. Aber alles dies war nur Spielerey, und der Rath der Großmutter galt ihm bald gar nichts. Dies bewies er dadurch, daß er seinem syrischen Sonnengotte in der Vorstadt Roms nicht nur einen prächtigen Tempel baute; sondern daß er ihn auch für die vornehmste Gottheit erklärte, der selbst der Jupiter nachstehen müsse, und daß er andere Tempel ihrer Kostbarkeiten beraubte, um den Tempel seines Sonnengottes desto prächtiger

tiger ausschmücken zu können. Im zweyten Jahre seiner Regierung nahm er den Eutychian, den er schon zum Generale der Prätorianer erhoben hatte, zu seinem Collegen in der Consulwürde an. Die Großmutter Mäsa, die voraus sah, daß sich die vornehmen Römer einen solchen Kaiser nicht lange würden gefallen lassen, bewog ihn, seinen Vetter Alexian, einen Knaben von 12 bis 13 Jahren, zum Cäsar zu erklären. Dieser wurde ihm aber bald verhaßt, weil er an seinen schrecklichen Ausschweifungen der Wollust und Verschwendung keinen Antheil nehmen wollte. Seine ganze Regierung dauerte noch nicht volle 4 Jahre, und er wurde folglich noch nicht 19 Jahre alt, und dennoch hatte er während der kurzen Zeit 6 Gemahlinnen genommen. Eine unter denselben war eine Vestalin, die er nicht lange hernach wieder verstieß; er nahm sie jedoch bald wieder zu sich. Sie wäre, sagte er eine Priesterin, und er ein Priester; die Kinder, die sie mit einander zeugten, müßten also der unsterblichen Götter würdig werden. Seine Unverschämtheit in der Wollust wurde hauptsächlich durch die vielen sitten-

tenlosen Leute befördert, die sich an seinem Hofe, und in seiner Gesellschaft, befanden. Es waren meistens Leute, die auf dem Theater, oder Amphitheater, seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. In ihrer Gesellschaft erlaubte er sich alle nur ersinnlichen Arten von Ausschweifungen, und er erlaubte sie sich sogar öffentlich, vor den Augen des Publikums. Solche Leute besaßen sein ganzes Vertrauen. An sie verkaufte oder verschenkte er die wichtigsten Aemter, die einträglichsten Provinzen. Selbst alte Männer mußten, wenn sie sich in seiner Gunst erhalten wollten, an seinen Thorheiten Antheil nehmen, und wenn sie dieses nicht thaten, so waren sie in Gefahr, ein Gegenstand des muthwilligsten Spottes zu werden. Sehr oft ließ er alle ausschweifenden Frauenzimmer aus ganz Rom zusammenkommen, um sich mit ihnen über die Geheimnisse ihrer Kunst zu unterreden, und er pflegte sie alsdenn, gleichsam als wenn er ihr General gewesen wäre, seine Cameraden zu nennen. Er kleidete und putzte sich nicht nur wie eine Dame, sondern er bedauerte es auch recht sehr, daß es unmöglich wäre, ihn durch

Kunst

Kunst in ein Frauenzimmer umzuschaffen. Söhne wünschte er nicht zu zeugen, weil er besorgt war, daß sie nicht so ausschweifend als er gerathen möchten; doch tröstete er sich noch mit dem Gedanken, daß er sie nach seinem Plane könnte erziehen lassen. Seiner Wollust war seine Verschwendung völlig gleich. Der Weg von seinem Zimmer bis zum Wagen, in welchem er ausfuhr, war mit Goldstaub bedeckt. Er litt in seinem Pallaste kein andres Geräthe und Geschirr als von Massivgold. Einen Ring oder ein Kleid, und wenn sie noch so kostbar waren, trug er nie mehr als einmahl. Nach der Tafel theilte er unter seine Gäste und Bedienten sehr oft das goldne Geschirr aus, welches auf derselben gebraucht worden war. Doch selbst die Soldaten und den Pöbel beschenkte er mit goldnen und silbernen Gefäßen, mit Edelsteinen, mit Anweisungen auf große Summen. Die Fischteiche ließ er mit Rosenwasser, die Naumachia mit Wein anfüllen. Die Hunde wurden mit Gänselebern, die Pferde mit Rosinen, die wilden Thiere in der Menagerie mit Rebhünern und Fasanen gefüttert. Kurz, auf

eine

eine unvernünftigere Art hat nie ein Sterblicher verschwendet. Natürlich wurde er dadurch bald ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues. Da sich nun sein Vetter Alexian oder Alexander durch sein mäßiges und bescheidenes Leben bey jedermann Liebe und Zutrauen erwarb, so wünschte er ihn aus der Welt zu schaffen; aber die Leibwache nahm sich desselben so nachdrücklich an, daß Heliogabal (222 im März) darüber selbst ums Leben kam.

Alexander, der unter der Aufsicht seiner Mutter, der Julia Mammäa, sehr gut unterrichtet und erzogen worden war, hielt sich ganz an den Rath dieser guten Mutter, und seiner klugen Großmutter, und wählte sich daher unter den Senatoren sechzehn der rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer aus, die seinen Cabinetsrath ausmachten. Dieß hatte die wohlthätige Folge, daß die untauglichen Beamten und Diener entfernt, und manche unter den vorigen Regierungen eingerissene Mißbräuche abgestellt wurden. Die Leibwache wollte aber die große Freyheit, die sie sich angemaßt hatte, so wenig

ein-

einschränken lassen, daß sie ihren Oberbefehlshaber, Ulpian, der auf eine strengere Kriegszucht drang, in Gegenwart des Kaisers ermordete. Doch Alexander selbst hatte (235 im Aug.) das Schicksal, von den Soldaten der gallischen Armee, die er in der Gegend von Maynz commandirte, getödtet zu werden, weil er ihnen nicht so viele Freyheiten, als seine Vorgänger, gestatten wollte. Schade, daß die römische Welt diesen gutmüthigen, wohlthätigen und braven Kaiser so bald verlohr!

Während der Verwirrung, die Alexanders unvermutheter Tod verursachte, riefen die Officiere und Soldaten ihren Obergeneral (C. Julius Verus) hernach Maximinus, der an Alexanders Ermordung großen Antheil hatte, zum Imperator aus, und die übrigen Armeen schlossen sich, als dieser Ernennung niemand widersprach, an sie an. So bestieg Maximin, der Sohn eines Geten und einer Allanin, in Thracien gebohren, und durch seinen ausserordentlich großen und starken Körper ausgezeichnet, den römischen Kaiserthron. Der Senat genehmigte seine Wahl,

weil

weil er sie nicht zu mißbilligen wagte. Er erklärte seinen Sohn, der den väterlichen Nahmen trug, für seinen Cäsar. Seine Regierung bezeichnete eine unbarmherzige Strenge, weil er dieselbe zur Behauptung des Thrones für nothwendig hielt; weil er sich an den vornehmen Römern, von denen er sich seiner geringen Herkunft wegen verachtet glaubte, rächen wollte; weil er das Vermögen von manchem reichen Manne zu besitzen wünschte. Als Feldherr zeichnete er sich durch große Tapferkeit und bewundernswürdigen Muth aus. Er drang (236) tief in Deutschland ein, und schleppte viele Gefangene, und vieles Vieh mit fort. Es war sein Plan, das römische Reich bis an die Nordsee auszubreiten. Um dem so angefochtenen Theile des Staates in der Nähe zu seyn, schlug er seine Residenz zu Sirmium, in dem jetzigen Slavonien, auf. Während der Zeit übten seine Statthalter zu Rom sehr viel Böses aus, und ihre Habsucht war so gränzenlos, daß sie die reichsten Leute in Bettler verwandelten, daß sie selbst die Tempel und die öffentlichen Kassen nicht schonten. Die Unzufriedenheit der Nation, und be-

son-

sonders der vornehmern, brach endlich in eine fast allgemeine Empörung aus. In dem römischen Theile von Afrika wurde (238) der bisherige Statthalter Gordian, ein achtzigjähriger Mann, aber von großem Reichthum und vortreflichem Charakter, zum Imperator ausgerufen. Dieser nahm seinen Sohn, der den Nahmen seines Vaters führte, zum Mitregenten an, und setzte seinen Aufenthalt in Karthago fort. Aber die beyden Gordiane spielten eine kurze Rolle. Sie wurden von dem Capellian, dem Statthalter von Mauretanien, geschlagen; der Sohn kam in der Schlacht ums Leben, und der Vater tödtete sich selbst. Dennoch besaß Maximin den Thron nicht mehr ruhig. Der römische Senat, der wegen seines Marsches nach Rom sehr besorgt war, wählte in der Angst zwey neue Kaiser, den Stadtpräfecten Maximus Pupienus, der sich aus dem Stande der Niedrigkeit durch ausserordentliche Verdienste emporgeschwungen hatte, und den Clodius Balbinus, den sein vornehmer Stand und sein Reichthum empfahl. Mit diesen Kaisern aber war das Volk zu Rom so wenig zufrieden, daß es

ei-

einen Aufstand erregte, und den Senat nöthigte, einen jungen Herrn aus der gordianischen Familie zum Cäsar zu ernennen. Nun wurde ein jüngerer Gordian, ein Enkel des ältern, der erst 12 Jahre alt war, herbey geholt. Maximin war indessen ohne Widerstand in Italien eingerückt; da er aber für den Unterhalt seiner Soldaten zu wenig sorgte; da er sie noch überdieß mit unbarmherziger Strenge behandelte, so brachte er sie dadurch so in Wuth, daß sie ihn (238 im May) in seinem Zelte ermordeten.

Da der junge Gordian III noch minderjährig war, so ließen die Soldaten und das Volk es sich gefallen, daß die vom Senat ernennten Kaiser, Pupien und Balbin, regierten. Man hatte Ursache, ihre Regierung lobenswürdig zu finden; da es aber die Prätorianer endlich unerträglich fanden, sich von Kaisern befehlen zu lassen, die nicht ihnen, sondern dem Senate, ihre Erhebung zu danken hatten, so nahmen sie denselben (im Jul.) das Leben, und riefen den Gordian III zum Kaiser aus. Für diesen regierte sein Schwiegervater Misitheus,

der

der Oberbefehlshaber der Prätorianer. Allein Philippus, der nach dem Tode desselben (243) sein Nachfolger geworden war, nöthigte erst den Gordian, die Regierung mit ihm zu theilen, und in der Folge wollte er ihn ganz verdrängen. Gordian wehrte sich zwar; aber er unterlag dem Kampfe. Nun (244 im Febr.) ward also M. Julius Philippus zu Rom Augustus. Seine Vaterstadt war Bostra, im peträischen Arabien. Doch Philipp besaß die Herrschaft über den römischen Weltstaat nicht lange allein. Da die Feldarmeen die Ehre, den Kaiserthron zu besetzen, der Leibwache nicht allein gönnen wollten, so trat ein neuer Kaiser nach dem andern auf, und die römische Staatsverwaltung befand sich zehn Jahre hindurch in großer Verwirrung. Philipp, der sich durch seine sorgfältige Regierung zu Rom beliebt machte, der besonders den Ausschweifungen in der Wollust Gränzen zu sezzen sich bemühete, aber doch die drückenden Abgaben nicht abschaffen konnte, erfuhr das Schicksal, das sich nicht nur die asiatischen Provinzen, sondern auch die Donau-Länder Mösien und Pannonien unabhängig

zu

zu machen suchten. Sein General Decius, der die letztern zur Beobachtung der Unterwürfigkeit zurückbringen sollte, wurde von eben denselben genöthigt, die Würde eines Augustus anzunehmen. Philipp wurde (249 Sept.) von ihm geschlagen, und zu Verona ermordet. Er hatte 5 Jahre und 6 Monathe regiert.

Decius, ein Pannonier aus dem Gebiethe von Sirmium, ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, opferte sich (251 im Oct.) dem Kriege gegen die Deutschen auf. Zu seinem Nachfolger wählte die Armee den Trebonianus Gallus, während dessen Regierung Pest, Hungersnoth, Krieg und Empörung den römischen Staat zerrütteten. Gallus, der indessen zu Rom blos dem Vergnügen lebte, hatte das Schicksal, daß die Soldaten (253) seinen braven General Aemilian zum Augustus ausriefen, nnd ihn ermordeten. Dieser, von sehr geringer Herkunft, aber kriegerischen Talenten, schmeichelte dem Senate durch die Erklärung, daß er blos der Feldherr desselben seyn wollte. Aber schon nach 3 Monathen verdrängte ihn

Va-

Valerian, der Oberbefehlshaber der gallischen Truppen, die dem Gallus zu Hülfe gezogen waren, und Aemilian wurde von seinen eignen Soldaten getödtet.

Valerian, der von vornehmen Stande war, und viele gute Eigenschaften besaß, der die Abgaben verminderte, treffliche Gesetze gab, und die Staatsbeamten mit vielem Glücke wählte, zeigte nur zu wenig eigene Thätigkeit und Entschlossenheit, und hatte das Unglück (259) in die Gefangenschaft der Perser zu gerathen. Darüber freute sich vielleicht niemand mehr als sein Sohn Gallienus, der ihm als Regent folgte, aber so wenig Thätigkeit und so viele Laster besaß, daß er sich fast allgemeinen Haß und Verachtung zuzog. Jetzt warfen sich beynahe die Obergenerale von allen Armeen zu unabhängigen Beherrschern auf. Dieß war die Zeit der sogenannten dreyßig Tyrannen. Hier mögen aber nur diejenigen auftreten, welche die bedeutendsten Rollen spielten.

Zu ihnen gehörte Macrian in Asien, Posthumius in Gallien, und Aureolus in Il-

Illyrien. Um gegen den Posthumius, der alle eines Regenten würdige Eigenschaften besaß, Beystand zu bekommen, mußte Gallienus (261) sich entschließen, den Aureolus zum Mitregenten anzunehmen. Dennoch behauptete sich Posthumius 7 Jahre lang. Aureolus besiegte dagegen (262) in einer Schlacht an der thracischen Gränze den Macrian. Doch nun spielte wieder Aemilianus zu Alexandria in Aegypten einen unabhängigen, und guten Regenten, bis ihn (263) Theodotus, ein Aegypter, überwand, und nach Rom schickte, wo er erdrosselt wurde.

In Asien maßte sich Odenatus die Regierung an, und er vertheidigte die dasigen Provinzen gegen die Perser so glücklich, daß ihn Gallienus, der ihn ohnedieß nicht unterdrücken konnte, (266) zum Mitregenten erklärte. Seine Residenz war die reiche Handelsstadt Palmyra. Als er (267) von seinem Vetter Maeonius ermordet worden war, folgte ihm, als Vormünderin ihrer Söhne, seine kluge und entschlossene Gemah-

mahlin Zenobia', die sich gar nicht als Freundin der Römer bewies.

Gallienus war in Europa zu sehr beschäftigt, als daß er sich um den Orient hätte bekümmern können. In Gallien warf sich Tetricus der Statthalter von Aquitanien, ein Mann von vielen guten Eigenschaften, zum Regenten auf, und ihm gehorchte auch Hispanien und Britannien. Während daß Gallien einmahl selbst gegen die Deutschen zu Felde zog, machte Aurelius (268) den Plan, ihm die Herrschaft ganz zu entreissen. Nun siegte zwar Gallien; er büßte jedoch (im März) in der Belagerung von Mayland sein Leben ein. Sterbend empfahl er den M. Aurelius Claudius zu seinem Nachfolger, und so wenig auch Gallien bey der Armee in Ansehn stand, so leuchteten doch des Claudius vorzügliche Eigenschaften den Soldaten so sehr in die Augen, daß sie ihn wirklich zum Augustus wählten. Von ihm wurde Aureolus bey Mayland besiegt und gefangen genommen. Das Leben des Aureolus hätte er gern geschont; aber die Soldaten liessen sich von seiner Ermordung nicht abhalten. Als Clau-

dius II auch gegen die Zenobia einen Feldzug vornahm, überraschte ihn zu Sirmium (269 im Oct.) der Tod.

Indessen war Aurelian IV ein Pannonier, der sich vom gemeinen Soldaten bis zum Obergeneral der Armee in Pannonien emporgeschwungen hatte, von derselben zum Augustus gewählt worden, und dieser stellte nicht nur Ruhe und Ordnung im römischen Kaiserthume wieder her, sondern überwand auch (272) die Zenobia, und führte sie im Triumphe auf. Uebrigens wurde sie, eben so wie Tetricus, der nun in seine Gewalt gerieth, von ihm sehr menschenfreundlich behandelt. Man nennte den Aurelian der Ruhe und Ordnung in den römischen Staat zurückführte, den Wiederhersteller des Weltstaates; aber einer Verschwörung seines Geheimsekretärs Mnestheus, der sich vor seinem strengen Verfahren fürchtete, zog ihm (275 im Jan.) das Schicksal zu, in Illyrien ermordet zu werden. Weil alle Obergenerale an Aurelians gewaltsamen Tode Antheil genommen hatten, so konnten sich die übrigen Officiere und Soldaten

daten nicht entschließen, einen von ihnen zum Augustus zu ernennen. Sie überließen daher die Wahl desselben dem Senate, der sich aber auf Anrathen seines ältesten Mitglieds, des Tacitus, diese Ehre verbath. Nachdem Antrag und Weigerung dreymal gewechselt hatten, und 8 Monathe darüber verflossen waren, wählte man endlich den 75jährigen Tacitus, der, ausser seinem hohen Alter, keinen andern Fehler hatte. Er schenkte sein ganzes ungeheures Vermögen dem Staate, und theilte alles baare Geld, was er hatte, unter die Saldaten aus. Seines hohen Alters ungeachtet, gieng er auch nach Cicilien, um die Feinde des Staates zurückzutreiben; er starb aber schon nach 6 Monathen (276 April), und sein Bruder Florian, der Oberbefehlshaber der Leibwache, genoß die Ehre, Imperator zu heißen nur 2 Monathe, weil die orientalische Armee sich für ihren Obergeneral Probus erklärte. Florian ward nun von seinen eignen Soldaten getödtet.

Probus, einer der lobenswürdigsten Kaiser, aus Sirmium in Pannonien, der

Sohn eines Gärtners, bekriegte die Feinde am Rhein und an der Donau mit der glücklichsten Entschlossenheit, baute siebzig neue Städte oder besserte sie aus, und pflanzte in Gallien, Pannonien und Mösien die ersten Weinreben. Weil er aber die Soldaten zu viel arbeiten ließ; weil er auch einmahl äusserte: man würde die Soldaten bald nicht mehr nöthig haben, so ermordeten sie ihn (282) nachdem er noch nicht 6 Jahre regiert hatte. Die Thronveränderungen wurden jetzt immer häufiger, und die Nothwendigkeit, mehrere Regenten zugleich zu haben, immer fühlbarer. Carus, der Nachfolger des Probus, ernennte seine beyden Söhne zu Mitregenten; den Schwelger Carinus, und den durch die Wissenschaften gebildeten Numerian. Der Vater starb (283) auf einem Feldzuge gegen die Perser, und Numerian wurde (284) von seinem eignen Schwiegervater, dem prätorischen Präfectus Aper, ermordet. Diocletian, ein Dalmatier von geringer Herkunft, aber großen Geistesgaben, den hierauf die Armee zu Chalcedon (284 am 17. Sept.) als Kaiser ausrief, erklärte (286), nachdem Carinus

umgekommen war, seinen Mitgeneral, den Maximian, einen der besten, aber auch strengsten Feldherren seiner Zeit, welcher aus einem pannonischen Dorfe abstammte, zum Mitkaiser. Dieser, der sich zu Trier aufhielt, vertheidigte die westlichen Provinzen des Reichs, während daß Diocletian zu Antiochien für die Sicherheit der östlichen sorgte. Bald (292) fanden sich aber die beyden Kaiser bewogen, sich jeder einen Cäsar zuzulegen; Diocletian wählte den Galerius, und Maximian den Constantius Chlorus (den Blassen), zwey der ausgezeichnetsten Feldherren. Der römische Weltstaat wurde nnn in vier Theile abgesondert; es waren aber auch nun vier Residenzen; es war auch nun ein vierfacher Hofstaat vorhanden, und jeder kostete so viel, als vorher der Hofstaat des vereinigten Kaiserthums gekostet hatte. Doch Diocletian, der Beherrscher der asiatischen Provinzen, der gleichsam den Oberkaiser vorstellte, vereinigte sich mit dem Cäsar Galerius, unter dessen Aufsicht Thracien und die Donauländer standen, so sehr, daß eine wichtige Veränderung dadurch veranlaßt wurde. Galerius

war

war auf einem Feldzuge gegen die Perser unglücklich gewesen. Diocletian, der alles aus seinem Cabinette commandirte, glaubte sich deswegen berechtigt, ihn verächtlich zu behandeln. Galerius verbarg seinen gekränkten Stolz. Er zog noch einmahl gegen die Perser, kehrte siegreich zurück, und Diocletian, der sein Alter und seine Kränklichkeit immer lebhafter fühlte, legte (303) die Regierung nieder. Doch soll es ihm Ueberwindung gekostet haben. Er zog, wie man sagt, zu Nicomedie in Kleinasien sehr ungern aus dem kaiserlichen Pallaste auf seine schöne Villa bey Salona in Dalmatien. Noch weniger hierzu geneigt, fühlte sich der occidentalische Kaiser Maximian, der über Italien, Afrika und die Inseln regiert hatte, aber, auf Diocletians Verlangen, abdanken mußte. Die bisherigen Cäsaren Galerius und Constantius wurden nun Kaiser; Constantius bekam alle westlichen Provinzen, von welchen er jedoch Italien und Africa an den Galerius, dem die östlichen Länder zufielen, abtrat. Jeder von ihnen sollte wieder einen Cäsar haben. Galerius, der sie wegen seines größern Ansehns ernennte,

wählte

wählte nicht etwa Verwandten der vorigen Kaiser, sondern, zu jedermanns Erstaunen, zwey Officiere, die wegen ihrer niederträchtigen und schändlichen Lebensart bekannt waren. Dem Maximinus wurde der Orient, und dem Severus Italien, Afrika, nebst den Inseln im mittelländischen Meere, anvertraut.

Der Kaiser Constantius, der über Gallien, Germanien, Britannien, Hispanien und Lusitanien herrschte, bemühete sich, diese Länder das Glück, einen sorgfältigen und wohlthätigen Regenten zu haben, recht innig fühlen zu lassen. Um so weniger bekümmerte er sich aber um Italien und Afrika, welche der habsüchtige Sever mit ungewöhnlichen Auflagen so gewaltig drückte, daß sehr viele Familien aus Italien wegzogen, um sich unter des Constantius glücklicher Regierung niederzulassen. Aber auch die Soldaten, die in Italien gebohren waren, oder doch wenigstens lange Zeit in diesem schönen Lande gelebt hatten, wollten es nicht gegen Afrika vertauschen, wohin sie Severus zu versetzen im Begriffe war. Sie

riefen

riefen daher (306) den Maxentius, einen Sohn des Maximians, zum Cäsar aus. Hierdurch bekam der alte Maximian, der seit seiner Abdankung, auf einem sechs Meilen von Rom liegenden Landguthe ein lasterhaftes und schändliches Leben geführt hatte, eine erwünschte Gelegenheit, den Thron, den er ungern verlassen hatte, wieder zu besteigen, und es gab nun auf einmal sechs Beherrscher des römischen Staates, die sich alle den Kaisertitel anmaßten. Von allen diesen 6 Kaisern war keiner ein Römer, und nicht einmahl ein Italiener. Galerius, der mächtigste unter ihnen, hatte für Rom und Italien so wenig Achtung, daß er mit der Ausführung des Planes umgieng, den Sitz des Reichs nach Dacien, seinem Vaterlande, zu verlegen.

So viele Beherrscher eines Staates zogen natürlich mancherley Streitigkeiten und bürgerliche Kriege nach sich, für welche Italien den vornehmsten Schauplatz abgab. Severus wollte die Wahl des Maxentius nicht genehmigen. Er rückte gegen Rom; aber Maxentius wußte dessen Soldaten zur Untreue

treue zu verleiten, und Severus kam einige Monathe darauf (307) durch verrätherische Veranstaltung des Maximians ums Leben. Galerius ernennte nun an Severs Stelle einen Nachfolger, der Cajus Licinius hieß, und, weil Galerius nicht lange mehr lebte, (st. 311) auch dessen Rechte sich zueignete. Dieser mußte aber den Maxentius in Rom unangefochten lassen, weil ihn Maximin, sein College im Orient, genug beschäftigte.

Doch Maxentius bekam jetzt an dem Constantin, dem Sohne des Constantius, der um diese Zeit (306) an die Stelle seines Vaters getreten war, und von den über des Maxentius grausame Regierung erbitterten Römern herbeygerufen war, einen furchtbaren Gegner. Dieser rückte (312) nach Italien, und Maxentius unterlag. Maximin wurde (313) vom Licinius unterdrückt, und endigte sein Leben durch Gift. So blieben von allen 6 Kaisern nun niemand als Constantin und Licinius übrig, und auch der letzte machte (323) dem Constantin, als Alleinherrscher, Platz. Dieser ließ ihn (324) hinrichten.

Sechs-

## Sechstes Kapitel.

Neuperfisches Reich. Große deutsche Völker, welche das römische Reich am Rhein und an der Donau beunruhigen. Constantin der Große.

Die auswärtigen Feinde, welche die römischen Provinzen so beunruhigten, daß mehrere Kaiser für die Vertheidigung des römischen Weltstaates unentbehrlich wurden, waren die Neuperser und die Deutschen. Der parthische Staat, der sich der römischen Herrschaft so glücklich erwehrt, und die römischen Kaiser so manchmahl in Verlegenheit gesetzt hatte, wurde durch Kriege mit den Römern und andern Feinden so merklich

lich geschwächt, daß die so lang unterdrückten Perser den muthigen Plan entwarfen, sich unabhängig zu machen. Ihr Anführer Ardschir (Artaxarxes) dessen Vater Sassan hieß, überwand den parthischen König Arsaces, und wurde (226) von den Großen seiner Nation zum Könige erwählt. Da das parthische Reich aber schon viele Länder verlohren hatte, als die arsacidische Herrschaft ihr Ende erreichte, so wurde das neuperssische Reich auch nicht so beträchtlich, als das parthische gewesen war. Der Stamm der parthischen Könige, oder der Arsaciden, dauerte noch einige Zeit in Armenien fort. Die neuperssischen Könige geriethen aber bald mit den Römern in Händel, weil sie alle Länder, über welche die Arsaciden jemahls geherrscht hatten, und vornehmlich Mesopotamien, wieder erobern wollten, und schon Ardschir hatte Mühe, es gegen den Kaiser Severus zu behaupten. Sein Sohn Sabur (Sapor I) eroberte nicht nur Armenien, sondern drang auch bis nach Syrien, Cicilien und Cappadocien vor, und der brave Kaiser Valerian, der mit zu vielen Feinden auf einmahl zu kämpfen hatte, erfuhr (263) das traurige Schicksal, nicht nur

den

besten Theil seiner Armee, sondern auch seine Freyheit, zu verlieren, und vom barbarischen Sieger gemißhandelt zu werden. Unter andern soll er ihm, wenn er zu Pferde stieg, zum Tritt gebraucht haben.

Ungleich nähere und schlimmere Feinde für die Römer aber waren jetzt die Deutschen, die seit den Zeiten des Marcus Aurelius (170) sich immer enger an einander schlossen, und immer stärker nach dem Rhein und nach der Donau hindrängten. Die fortgesetzten Kriege mit den Römern, und die häufigen Dienste, die sie unter den Armeen derselben nahmen, machten sie mit der römischen Kriegskunst, und mit dem Verfalle derselben, immer bekannter, und eben dadurch wurde ihr angebohrner Wanderungsgeist zu Versuchen gereitzt, ihr unfreundlicheres Vaterland gegen die schönen Provinzen des römischen Reichs zu vertauschen. Die deutschen Völker, welche, seit der Mitte des dritten Jahrhunderts, die römischen Gränzländer gewaltig beunruhigten, führten aber ganz andre Nahmen, als zu den Zeiten des Augustus und Tiberius. Entweder hatten

mehr

rere Völker einen neuen gemeinschaftlichen Nahmen angenommen, oder mehrere Völker hatten sich an einen Stamm angeschlossen, der vorher weniger bekannt gewesen war. Genug, die vielen kleinen Stämme, aus welchen die Bewohner Deutschlands einige Jahrhunderte früher bestanden, waren in einige größere Völker zusammengeschmolzen. Am Rhein machten sich Alemannen, Franken und Sachsen, an der Donau Gothen und Vandalen den Römern vorzüglich furchtbar.

Die Alemannen waren, wie schon ihr Nahme verräth, ursprünglich Leute von allerley Stämmen, welche die ehemaligen Wohnsitze der Marcomannen zwischen dem Mayn und dem Neckar eingenommen hatten. In der Folge, als die meisten suevischen Völkerschaften mit ihnen in Verbindung traten, wurden sie so zahlreich, daß sie sich bis nach dem Rhein und der Donau hin ausbreiteten; daß sie von der Lahn bis zur Donau, und von dem Oberrhein bis zum Lech, wohnten. Jeder Stamm derselben behielt seine eigne Verfassung, und nur im

Krie-

Kriege gehorchten sie einem gemeinschaftlichen Oberhaupte. Als Feinde der Römer zeigten sie sich zuerst unter der Regierung des Caracalla (213) und gleich bey ihrer ersten Erscheinung wurden die römischen Generale durch ihre große Menge, und durch ihre furchtbare Cavallerie, in Erstaunen und Verlegenheit gesetzt.

Die Franken, die nördlichen Nachbarn der Alemannen, breiteten sich zwischen dem Niederrhein und der Weser, und auch auf der rechten Seite der Weser, in den Gegenden aus, wo vorher Chamaver, Chatten, Attuarier und Sigambrer wohnten. Diese und andre kleine Völker waren in den Franken vereinigt, und ihr Nahme kömmt zuerst um das Jahr 240 vor. Sie giengen seitdem manchmal über den Rhein, um aus den römischen Provinzen auf der linken Seite desselben sich Beute zu holen.

Die Sachsen wohnten zuerst oberhalb des Ausflusses der Elbe, also im jetzigen Meklenburg. Sie rückten ihre Wohnsitze aber bald auf die linke Seite der Elbe, so

daß

daß sich dieselben, längs der Nordsee und Ostsee, von dem Rhein und der Weser bis über die Elbe erstreckten. Zu ihren Vorfahren gehörten die Chaucen. Den Römern wurden sie schon zur Zeit des Marcus Aurelius bekannt, und sie thaten nicht nur manchen Streifzug über den Rhein, sondern sie schlichen sich auch mit ihren kleinen Schiffen längs den Küsten hin, drangen aus den Mündungen der Ströme landeinwärts, und setzten ihre Seeräuberey, von den Orkneys-Inseln bey Schottland bis an die spanischen Küsten, fort.

Die Gothen, welche von den in Thracien wohnenden Geten verschieden waren, lebten zuerst an der Ostsee, um die Oder und Weichsel. Von hier giengen einige nordwärts nach Schweden, wo der südliche Theil des Landes noch immer ihren Nahmen im Andenken erhält; andere zogen sich aber durch das jetzige Polen und Rußland bis ans schwarze Meer, bis in die Krim, und nord-westwärts bis nach Siebenbürgen, wo sie die Donau von den römischen Provinzen trennte. Mit den Römern geriethen

sie

sie seit der Regierung des Caracalla in Händel, und sie fielen den benachbarten Provinzen Thracien, Mösien, Illyrien, Griechenland und Kleinasien durch ihre Einfälle und Streifereyen sehr beschwerlich. Man theilte sie in der Folge in Ost- und Westgothen. Zu den mit ihnen verwandten Stämmen gehörten auch die Vandalen und die Burgunder; jene in Ungern um die Marosch, und diese an der Donau, in der Gegend von Schwäbisch-Halle. Deutsche breiteten sich also, schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts, vom Rhein, und längs der linken Seite der Donau, bis an das schwarze Meer, aus. Deutsche wohnten folglich nicht nur in dem jetzigen Deutschland, sondern auch in Ungern, Siebenbürgen, in der Walachey und Moldau, in Bessarabien und in Südrußland.

Im eigentlichen Deutschland hatten sich Land und Clima noch wenig geändert. Noch immer nahmen undurchdringliche Wälder, und große Moräste und Sümpfe, den größten Theil des deutschen Bodens ein. Die Einwohner hatten noch immer blonde und

röth-

röthliche Haare, blaue Augen und eine riesenmäßige Gestalt, welche die Furcht der verzärtelten Römer manchmal noch vergrößert haben mag. Nach den Berichten derselben waren die Burgunder sieben Fuß hoch, und die Franken nahmen sich gegen die Legionsoldaten gar als Thürme aus. In dem großen, rüstigen und abgehärteten Körper wohnte der unerschrockenste Kriegsgeist, die unbändigste Freyheitsliebe, die unerschütterlichste Kühnheit. Die Sachsen fühlten sich nicht glücklicher, als wenn ein Abentheuer das andere drängte, als wenn ihr kleines Schiff von Sturm und Wellen recht herumgeschleudert wurde. Nordischer, scharfer Frost war ihnen das angenehmste Clima. Diesem Clima war ihre Kleidung angemessen, welche meistens aus Häuten und Pelzen bestand. Die Franken und Alemannen liebten knappanliegende Kleider, und sie bedeckten ihre Hüften entweder mit Hosen von Leinewand oder Leder, oder mit einer bis an die Wade reichenden Schürze, die, wenn sie aufgezogen war, das Knie blos zeigte. Um den Leib trugen sie einen Gurt, an den Füßen borstige Schuhe, die bis an die

Knöchel giengen. In Ansehung der Behandlung der Kopfhaare fand bey den damahligen deutschen Völkern ein auffallender Unterschied statt. Die Köpfe der Sachsen starrten, so wie bey den Chatten, von vielen Haaren, und ihr Bart durfte ungestört fortwachsen. Bey den Franken waren hingegen die Haare auf dem Wirbel und Hinterkopfe abgeschnitten, und die äussern über die Stirne gekämmt; auch erschien das Gesicht ganz glatt geschoren. Langes Haar aber machte eine Zierde ihrer Edlen aus, besonders wenn es in Locken über die Schultern herabwallte. Die Gothen trugen ihre Haare zurückgelegt und gekräuselt. Die Häuser oder Hütten der damahligen Deutschen bestanden meistens aus übereinandergeschichteten Balken. Sie standen noch einzeln, noch nicht in Gassen, und es war für das Freyheitsgefühl der Deutschen, für ihre unbändige Neigung zu Streifereyen etwas unerträgliches, sich in eine Stadt eingeschlossen zu sehen. Ihre liebste Speise gewährte ihnen die Jagd. Die Waffen der Deutschen waren jetzt mannichfaltiger und furchtbarer, als einige Jahrhunderte vorher. Zwar verwahrten sie

ihren Kopf noch selten, und ihre Brust und ihre Glieder durch weiter nichts, als durch den Schild; aber die Franken hatten, ausser dem Wurfspieße, noch eine Streitaxt, einen Hakenspieß, und einen Stoßdegen. Mit der zweyschneidigen Streitaxt trafen sie ein ziemlich entferntes Ziel. Ihr Hakenspieß von mittlerer Länge, fast am ganzen Schafte mit Eisenblech überzogen, und sowohl über als unter der Spitze mit Widerhaken versehen, war eben sowohl auf den Wurf, als auf den Stoß, eingerichtet. Die Wunde, die er beybrachte, konnte wegen der Widerhaken nicht geheilt werden, und blieb er im Schilde stecken, so trat der herbeygesprungene Franke sogleich auf den Schaft, der Schild wurde weggerissen, und der Feind war verlohren. Die Franken brauchten wenig Pferde, und ihr Angriff zu Fuß war so lebhaft, daß sie beynahe ihren Wurfspießen zuvoreilten. Die Gothen, die hingegen meistens zu Pferde fochten, führten kleine, runde Schilde und kurze Degen, ingleichen Bogen von ungewöhnlicher Größe, die, gleich den parthischen, die Gestalt des abnehmenden Mondes hatten.

Ueber ihren Schaaren flatterten Fahnen aus langen, bunten Streifen zusammengesetzt, die, vom Winde aufgeblähet, fliegenden Drachen glichen, und ein auffallendes Rauschen und Pfeifen hervorbrachten. Ihr Lager schlossen sie durch eine Wagenburg ein. Die Wagen waren meistens mit Ochsen, zuweilen aber auch mit Hirschen, oder Rennthieren, bespannt. Die Sachsen bedienten sich eines eigenthümlichen Streitmessers, welches sie Sachs nennten, und von welchem sie ihren Nahmen bekommen haben sollen.

So lebten, so kleideten sich, so fochten die deutschen Völker, mit welchen die römischen Kaiser über zwey hundert Jahre lang fast ununterbrochen im Kampfe begriffen waren. Schon unter dem Valerian fielen Franken und Alemannen in das auf der linken Rheinseite liegende Gallien ein, und die Gothen plünderten die auf der rechten Donauseite liegenden Länder. Die Alemannen setzten ihre Streifzüge bis nach Italien, die Franken bis nach Spanien, fort; die Gothen fuhren sogar über das schwarze

Meer

Meer bis nach Asien. Die Angriffe der deutschen Völker wurden immer dringender, immer unaufhaltsamer. Die Gothen boten alle ihre Kräfte auf, um in das römische Gebiet auf der rechten Seite der Donau einzudringen. Decius trieb sie (250) von Nicopolis in Untermösien zurück; sie kamen aber, von ihrem Könige Kniva geführt, bald wieder, hieben die ganze Armee, die des Decius Sohn anführte, nieder, und verwüsteten Thracien, nebst einem großen Theile von Macedonien. Decius siegte zwar (251) über dieselben; aber er sah seinen Sohn fallen. Nun drang er in die Mitte der Feinde ein, und fand seinen Tod. Gallus bewilligte den schrecklichen Gothen, um nur von ihnen nicht beunruhigt zu werden, einen jährlichen Tribut; sie fielen aber doch bald wieder in Mösien und Pannonien ein. Valerians Feldherren hielten sie noch ziemlich glücklich von der Donau ab. Hierauf nahmen sie, in Verbindung mit einigen mit ihnen verwandten Völkern (258 — 267) einen großen Zug nach Kleinasien vor. Sie fuhren, von der Mündung des Dniesters, mit einer Flotte von einigen tausend kleinen Schiffen, aus, und fuhren damit

über

über dar schwarze Meer nach den Küsten von Asien und Griechenland, wo sie sich gewaltig viele Beute holten. Der Kaiser Claudius II richtete aber (269) in Griechenland eine schreckliche Niederlage unter ihnen an; die Zahl der getödteten Gothen belief sich auf hundert tausend, und der gefangenen Weiber waren so viele, daß jeder Sieger sich zwey bis drey aussuchen konnte. Dennoch erlaubte ihnen Aurelius, sich in Dacien niederzulassen. Zum Glücke für die Römer wurden aber die Streifzüge der Gothen durch die Händel zwischen ihren Fürsten und Edlen auf einige Zeit gehemmt.

Die Franken, Sachsen und Alemannen wurden indessen dem westlichen Theile des römischen Staates immer gefährlicher. Die Franken und Sachsen beunruhigten besonders die Küsten von Belgien und Gallien. Maximilian konnte ihnen nicht genug widerstehen, und Carausius, der sich in Britannien zum Kaiser aufwarf, schloß, um sich zu behaupten, sogar eine Verbindung mit ihnen, und gab ihnen nicht nur Schiffe, sondern auch Officiere, die sie in der Schifkunde, und im

See-

Seekriege, unterrichten mußten. Nun war es ganz natürlich, wenn die Deutschen immer glücklichere Fortschritte machten; wenn die Franken sich in dem jetzigen Holland festsetzten; wenn sie auf der linken Rheinseite bis Trier vordrangen, und wenn Maximilian ihnen sogar einen Theil der Gegend von Trier einräumen mußte. Die Alemannen machten einen Versuch nach dem andern, sich in dem schönen und vortrefflich angebauten Gallien festzusetzen. Sie drangen 140000 Mann stark in Italien ein, schlugen den Aurelian bey Piacenza, und versetzten Rom in einen großen Schrecken. Erst nach drey Siegen gelang es (271) dem Aurelian, die Alemannen zur völligen Räumung Italiens zu nöthigen. Nach dem Tode des Aurelians, brachten die Alemannen sechzig gallische Städte in ihre Gewalt; Probus jagte sie aber (277) wieder über den Neckar und die rauhe Alb zurück. Er legte, zur bessern Verwahrung der römischen Gränzen, auf der rechten Rheinseite, einige Festungen an. Die nächsten deutschen Völkerschaften wurden von den Römern so gedemüthigt, daß sie nicht nur Vieh und Getreide liefern, sondern auch

16000 Mann Recruten stellen mußten, welche unter die Gränztruppen vertheilt wurden. Probus glaubte, daß es zur Dämpfung des kriegerischen Geistes der Franken sehr viel beytragen würde, wenn er einen ansehnlichen Theil derselben in die römischen Provinzen in Italien vertheilte. So schön und so angebaut das Land war, welches man den Franken zum Aufenthalt anwies, so wenig konnten sie sich an einen Zustand gewöhnen, der ihrem Hang zur ungebundenen Freyheit Fesseln anlegte. Sie bemächtigten sich aller Schiffe und Fahrzeuge, die sie in ihre Gewalt bekommen konnten, plünderten die Bewohner der griechischen Küsten, eroberten und mißhandelten die Stadt Syracus in Sicilien, giengen nach Africa über, wo sie von Karthago zurückgeschlagen wurden, und fuhren, um Hispanien und Gallien herum, nach ihrem Vaterlande zurück. Constantius, der in Britannien residirte, sorgte zweckmäßiger für die Vertheilung der muthigen Franken. Er versetzte (um 298) viele tausend derselben in die verwüsteten Gegenden zwischen der Mosel und der Schelde. Nichts aber wirkte den Streifereyen der Franken

und

und andrer Deutschen mächtiger entgegen, als Diocletians Entschluß, die Regierung über den westlichen Theil des römischen Reichs dem Maximian abzutreten, der seine Residenz zu Trier aufschlug. Seitdem war fast beständig ein Kaiser, oder ein Cäsar in der Nähe, und die muthigen Deutschen fühlten ihre Streifereyen nachdrücklicher eingeschränkt. Die römische Gränze wurde nun bis zur Quelle der Donau vorgerückt, und durch Festungen und andre gute Anstalten gesichert. Kein Kaiser wußte die muthigen Deutschen aber nachdrücklicher in der Furcht zu halten, als Constantin der Große, der die Franken in ihrem eignen Lande besiegte, der, um ihnen Schrecken einzuflößen, zwey gefangene Fürsten derselben zu Rom von den wilden Thieren zerreissen ließ. Seine Siege über die Franken kamen ihm so wichtig vor, daß er das Andenken an dieselben durch ein besondres Fest verewigte. Constantin zeigte sich aber auch den Völkern an der Donau, den Gothen und den Sarmaten, sehr furchtbar. Die Sarmaten, die zwischen dem karpathischen Gebirge, dem Don, der Weichsel und der Ostsee, (in Polen

len und Südrußland) wohnten, wurden erst durch die Römer, hernach durch die Gothen, und endlich durch ihre eigne Leibeigne, denen sie die Waffen in die Hände gegeben hatten, so ins Gedränge gebracht, daß einige hundert tausend von denselben bey den Römern Schutz suchten, die Soldaten und Bauern aus ihnen machten. Die Gothen entschlossen sich gleichfalls, den Römern ein Heer von 40000 Mann in Sold zu geben.

Die Gefahr, in welcher sich der östliche Theil des römischen Staates, wegen der Einfälle der Gothen und andrer deutschen Völker, befand, war eine von den Hauptursachen, welche den Constantin bewogen, den Sitz des Kaiserthums (330) nach Byzanz zu verlegen, und diese Stadt, dieser Absicht gemäß, zu erweitern und zu verschönern. Jetzt stieg ein kaiserlicher Pallast, so groß und prächtig, als der in Rom, ein Capitolium, ein Amphitheater, und manches andere herrliche Gebäude, in der neuen Residenzstadt empor, und die öffentlichen Plätze bekamen an Säulengängen und öffentli-

lichen Bädern eine prachtvolle Einschließung. Die großen Freyheiten und Vorrechte, welche die Einwohner erhielten, lockten ganze Schaaren von Familien aus den benachbarten Ländern herbey; auch wurde die Volksmenge der neuen Residenzstadt, welche Constantin nach seinem Nahmen Constantinopel nennte, durch die Leute vermehrt, die nach einer Verordnung desselben, keine Länderey verkaufen oder vererben durften, wenn sie in der neuen Residenzstadt kein neues Haus bauten. So wurde Constantinopel bald eine der größten, volkreichsten und schönsten Städte. So gab Constantin aber auch Gelegenheit, daß der römische Weltstaat, zu dessen Theilung jedoch schon durch Diocletian der Grund gelegt worden war, in der Folge in zwey von einander auf ewige Zeiten abgesonderte Reiche zerfiel.

Constantin, der sich um die Sicherheit des römischen Staates so sehr verdient machte, gab der Eintheilung desselben eine andre Einrichtung. Das Ganze wurde in vier große Theile abgesondert, welche von den General-Gouverneuren, die Präfecten hiessen,

hiessen, Präfecturen genennt wurden. Jede Präfectur war in Diöcesen, und jede Diöces in eine gewisse Anzahl von Provinzen getheilt, die sich zusammen auf 120 beliefen. Die vier Präfecturen waren Orient, Illyrien, Gallien und Italien, deren Hauptstädte Constantinopel, Thessalonica, Trier und Rom vorstellten.

In dem großen römischen, auf diese Art organisirten Staate machte Constantin der Große den Glauben der Christen, die bisher so sehr gedrückt worden waren, zur herrschenden Religion. Dieser Glaube hatte sich, aller Verfolgungen ungeachtet, immer weiter ausgebreitet. Von jeher haben aber Verfolgungen keine Ueberzeugung bewirken können, und die Verfolgungen, welche die Christen unter der römischen Herrschaft erfuhren, waren meistens weder so allgemein, noch so wüthend, daß sie die Verehrer des Christenthums hätten ausrotten können. Diese Verfolgungen der Christen waren übrigens eine natürliche Wirkung von den Grundsäzzen der Römer, welche, die Einrichtungen und Anordnungen ihrer Vorfahren heilig ver-

verehrend, durchaus keine neue Religion wollten aufkommen lassen. Sie betrachteten die Religion als eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staats. Selbst die einsichtsvollesten, die menschenfreundlichsten Kaiser konnten die Christen für nichts anders, als für Staatsverbrecher, halten. Es war nicht nöthig, das Christenthum erst durch besondre Gesetze zu verbiethen; man durfte nur die bereits vorhandenen Verordnungen, welche alle Religionsneuerungen untersagten, auf die Christen anwenden. Selbst ein Trajan, selbst ein M. Aurel konnten sie daher nicht schonen. Doch führte Trajan schon ein gesetzmäßigeres Verfahren gegen die Christen ein; er befahl, sie nicht eher zur Strafe zu ziehen, als bis sie regelmäßig angegeben worden wären. Die deswegen gegebenen Verordnungen wurden zwar nicht wieder aufgehoben, aber auch nicht durch neue vermehrt, und die Auslegung derselben hieng meistens nur von den Leidenschaften und der Laune der römischen Statthalter ab. Unter dem Maximin, dem Gallus und dem Valerian wurden die Christen zwar verfolgt, aber nur auf kurze Zeit, und mit ziemlich vieler

Scho-

Schonung. Das traurigste Schicksal erfuhren sie unter dem Decius und Diocletian. Letztrer verfolgte nicht nur die Christen; er focht auch ihre heiligen Bücher an. Galerius, der sich anfangs als einen ergrimmten Feind der Christen zeigte, verschaffte ihnen durch eine Verordnung endlich Ruhe.

Doch selbst die Verfolgungen der Christen dienten dazu, die Aufmerksamkeit auf ihren Glauben hinzulenken. Unter denen, die den wilden Thieren vorgeworfen, oder mit den ausgesuchtesten Martern hingerichtet wurden, befanden sich zwar viele Schwärmer, aber auch manche edle Menschen, die, aus inniger Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenglaubens, demselben ihr Leben aufopferten. Die Standhaftigkeit solcher Menschen erregte Bewunderung, und flößte eine hohe Meynung von dem Werthe einer Religion ein, welche selbst die Schrecken des Todes zu überwiegen vermochte. Sicherlich wurde nicht leicht ein standhafter Bekenner des Christenthums hingerichtet, ohne daß die Zahl derer, die es verehrten, ansehnlich wuchs. Man nennte jene Märtyrer,

das

das heißt Zeugen der Wahrheit, und das Andenken von den vornehmsten unter denselben ist durch die Nahmen verewigt, welche die Tage in unserm Kalender führen. Zur Ausbreitung des Christenthums trugen aber Handelsreisen, Ausgewanderte, und selbst die römischen Legionen, welche zur Besatzung von Ländern und Städten dienten, sehr viel bey. Das Christenthum fand in Asien, und vornehmlich in Syrien, wo der König von Edessa sich zu demselben bekannte, ingleichen bey den Arabern, Armeniern und Persern, immer mehr Verehrer. In Afrika kam es schon bis nach Abessynien, und in Europa hatten sich bereits im zweyten Jahrhundert nicht nur in Hispanien und Galien, sondern auch in Britannien, christliche Gemeinden gebildet. Unter den römischen Colonien und Legionen am Rhein und an der Donau gab es auch schon manchen, der den heydnischen Glauben gegen den christlichen vertauscht hatte. In Zeit von dritthalb hundert Jahren war es so weit gekommen, daß viele von den angesehensten Einwohnern des römischen Staates das Christenthum verehrten.

Dieß

Dieß brachte den schlauen Constantin, dessen Vater schon ein Gönner der Christen gewesen war, zu dem Entschlusse, sich für die mächtige Parthey der Christen zu erklären, um sich auf den Beystand derselben desto sicherer verlassen zu können. Seine öffentliche Erklärung erfolgte (311) auf dem Zuge gegen den Maxentius, nachdem ihn, wie man erzählt, eine wunderbare Erscheinung dazu aufgefordert hatte. Als er gegen Untergang der Sonne vor seiner Armee hermarschiert, zeigt sich am Himmel ein Kreutz von lauter Lichtstrahlen gebildet, mit der Umschrift: „durch dieses Zeichen erwirb dir den Sieg!" Constantin läßt sich am folgenden Tage eine Fahne verfertigen, (das Labarum) auf welcher das, was er gesehen hat, abgebildet wird. Verschiedene Bischöfe unterrichteten ihn in den Grundsätzen des Christenglaubens. Seine ganze Familie folgt diesem Beyspiele. Constantin selbst läßt sich (324) durch den römischen Bischof Silvester taufen, und wenn er demselben auch kein Land geschenkt hat, so war es für die christliche Gemeinde in Rom, und für den Vorsteher derselben, doch schon äusserst wichtig,

daß

daß der Beherrscher des Weltstaates sie öffentlich in seinen Schutz nahm; daß er ihrem Gottesdienste die herrlichen Tempel einräumte, die bereits vorhanden waren; daß er auch manchen neuen baute.

Der römische Staat, welchen Constantin der Große allein mit so vieler Klugheit und Würde beherrscht hatte, kam schon unter seinen Nachfolgern wieder in Verwirrung. Constantin hinterließ (337) drey Söhne, welche die große römische Monarchie dergestalt theilten, daß Constantin II die gallische, Constans die italienische und illyrische, und Constantius die orientalische Präfectur, erhielt. Aber sie blieben nicht lange einig. Constantius, der zuerst nach Constantinopel kam, ließ sogleich 10 Personen von der kaiserlichen Familie, und noch verschiedene andere Personen, hinrichten. Der ältere Constantin der II verlangte von dem jüngern Constanz, er sollte ihm noch Italien und Afrika, abtreten. Darüber brach ein Krieg aus, und Constantin kam (240) in einer Schlacht bey Aquileja ums Leben. Constanz, der sich, mit Bewilligung des Constantius,

Landes bemächtigte, welches Constantin besessen hatte, aber sehr schlecht regierte, wurde zehn Jahre (350) hernach, in dem Schlosse Helena bey den Pyrenäen, von den Anhängern eines fränkischen Obergenerals, des Magnentius, ermordet. Dieser Magnentius, welcher, seines deutschen Ursprunges ungeachtet, die feinste Bildung eines Römers besaß, brachte Italien, Afrika und Gallien in seine Gewalt, und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Die Armee in Illyrien erklärte sich für ihren Obergeneral Veteranio. Zu diesen Revolutionen munterte hauptsächlich der unglückliche Krieg auf, welchen Constantius II gegen den neupersischen König Sapor geführt hatte. Allein Constantius II, welcher von seinen Brüdern noch allein übrig war, nöthigte nicht nur den Veteranio, der kaiserlichen Würde zu entsagen, sondern brachte den Magnentius so ins Gedränge, daß er (353) zu Lyon sich selbst das Leben nahm. Constantius II herrschte jetzt wieder allein, wie sein Vater. Er fühlte aber die Regierungslast bald so groß, daß er sie (351) mit seinem Vetter Constantius Gallus, dessen Vater und ältern

Bru-

Bruder er hatte ermorden lassen, theilte, und ihm die Vertheidigung der asiatischen Länder übertrug. Aber dieser Cäsar wurde ihm durch seinen Uebermuth bald so gefährlich, daß er ihn (253) mußte umbringen lassen. An dessen Stelle kam (255) der jüngere Bruder Julian, der nicht nur die Rheingränze gut vertheidigte, sondern auch tief in Deutschland eindrang. Constantius, der nun über ihn so mißtrauisch wurde, daß er dessen Armee von ihm abzuziehen suchte, hatte das Mißvergnügen, daß (360) diese den Julian, zum Kaiser ausrief. Als er sich zum Feldzuge gegen denselben rüstete, überraschte ihn in Cilicien der Tod.

Julian, der wegen seiner Verfolgung der Christen den Beynahmen, Apostata (der Abtrünnige) bekommen hat, besaß Tapferkeit, Enthaltsamkeit und manche andre gute Eigenschaft, welche die christlichen Geschichtschreiber freylich nicht an ihm finden konnten. Er entfernte die am Hofe und in den Gerichtshöfen eingerissenen Mißbräuche, und machte manche vortrefliche Anordnung, um den Wohlstand der Unterthanen zu befördern.

Wenn er für den Glauben der Christen wenig Zutrauen fühlte, so war seine Erziehung, so war die ungerechte Behandlung, welche die christlichen Kaiser seiner mit ihihnen verwandten Familie widerfahren ließen, so war seine Neigung zur Zauberey und Theurgie, so war sein Umgang mit heydnischen Philosophen, daran Ursache. Anfangs wollte er nur eine allgemeine Religionsordnung einführen, wollte er nur seinem reformirten Heydenthume mehr Eingang verschaffen; aber sein Eifer für seinen reformirten Götzendienst wurde allmählig so leidenschaftlich, daß er ihn zu harten Verfahren gegen das Christenthum verleitete. Der Wiederhersteller der Ordnung in der Staatsverwaltung wollte sich auch um die Sicherheit der östlichen Gränzen des römischen Staates verdient machen, und deswegen den König von Persien recht empfindlich schwächen. Er zog daher (362) nach Syrien, und wählte Antiochien zum Orte seines Aufenthaltes. Seine Unternehmungen jenseits des Tigers waren anfangs glücklich; aber der dem Alexander nachgeahmte Entschluß, seine Flotte zu verbrennen, brachte ihn in

große

große Verlegenheit. Der Mangel an Lebensmitteln wurde immer fühlbarer. Da nun die Perser gegen die kraftlose Armee immer muthiger anrückten, so gerieth sie in die größte Noth. Julian selbst bekam (363 Jun.) in einem Gefechte eine tödtliche Wunde, die ihm, wie man vielleicht aus Religionshaß vermuthet, ein Christ beygebracht haben soll. Mit ihm endigte sich der Mannsstamm der Familie des großen Constantins.

An die Stelle des Julians rief die Armee seinen Oberhofmarschall Jovian, welcher zu Singidunum (Belgrad) gebohren war, zum Kaiser aus. Dieser mußte, um sich aus einer sehr gefährlichen Lage herauszureissen, alle Eroberungen jenseits des Tigers an den König von Persien abtreten. Er starb zu Nicaea (364 Febr.) in Kleinasien, nachdem er noch nicht 8 Monathe den Kaisertitel geführt hatte. Die Armee erklärte nun den Valentinian, den Obersten eines Gardebatallions, einen braven Officier, zum Beherrscher des römischen Staates. Dieser überließ die östliche Hälfte desselben seinem Bruder Valens. Valentinian gerieth

mit

mit den Alemannen, und andern deutschen Völkern, in einen sehr lebhaften Kampf.

Die Alemannen und Franken hatten sich seit dem Tode Constantins des Großen, welcher das Ansehn des römischen Staates so standhaft und glücklich gegen sie vertheidigte, so furchtbar gemacht, daß Constantius sie nur mit vieler Mühe von Gallien zurückhielt. Dieses Land wurde aber hauptsächlich von den Alemannen beunruhigt, die in der Gegend des jetzigen Schwarzwaldes, im Breisgau und im Badenschen, wohnten. Constantius beschloß (354) sie in ihrem eignen Lande zu demüthigen. Er gieng deswegen über den Rhein; aber die schlauen Fürsten der Alemannen wußten ihm friedliche Gesinnungen einzuflößen. Der getäuschte Constantius mußte es bald bereuen, daß er die Gelegenheit, die Alemannen recht empfindlich zu schwächen, nicht besser benutzt hatte. Sie waren, während daß die Franken die Gegenden am Niederrhein plünderten und verwüsteten, in Obergermanien eingedrungen, und hatten Maynz, Worms, Speyer, Straßburg, und andere Städte,

gemiß-

gemißhandelt. Doch der Cäsar Julian trieb sie (357) nicht nur wieder über den Rhein zurück, sondern suchte sie auch in ihrem eignen Lande auf. Die vereinigten Stämme der Alemannen stellten ihm ihr Heer, welches sich auf 35000 Mann belief, bey Straßburg entgegen. Chnodomar, der Oberbefehlshaber desselben, welcher das uneingeschränkteste Ansehn ausübte, stützte sich, als es zur Schlacht kam, mit einem großen feuerfarbigen Federbusche auf seinem Helme geziert, und voll Vertrauen auf seine zahlreichen und tapfern Krieger, auf seine Lanze. Aber diese vermochten endlich dem von feinerer Kriegskunst geleiteten Angriffe der Römer, deren Zahl sich nur auf 13000 belief, so wenig Widerstand zu thun, daß 6000 Alemannen getödtet, und eben so viele gefangen wurden. Unter den letztern befand sich der stolze Chnodomar. Julian führte hierauf bey Maynz seine Armee über den Rhein, und rächte sich für die Verwüstungen, welche die Alemannen jenseits des Rheins angerichtet hatten, durch das Abbrennen ihrer kleinen Dörfer. Die Einwohner derselben flüchteten in einen dicken, unwegsamen Wald,

dessen

dessen Eingang theils umgehauene Bäume, theils tiefer Schnee, noch mehr versperrten. Julian mußte überhaupt dreymahl über den Rhein gehen, ehe es ihm gelang, die Alemannen alles Widerstandes unfähig zu machen. Die Vortheile, die die glückliche Endigung dieses Krieges dem römischen Staate brachte, waren wichtig genug. Auf 20000 Römer, die sich in der Gefangenschaft der Alemannen befunden hatten, erhielten ihre Freyheit wieder, und die römischen Armeen bekamen manche Schaar von ausgesuchten alemannischen Jünglingen. Eben so glücklich bekriegte Julian die Franken, die bereits bis in die Gegend zwischen der Maas und Schelde vorgedrungen waren. Die gefangenen Franken, die er dem Kaiser Constantius schickte, kamen den Römern wie Thürme vor. Constantius reitzte die Alemannen gegen den Julian zu Feindseligkeiten, die denselben zu dem Entschlusse brachten, das viertemahl (361) über den Rhein zu gehen. Die folgenden Kaiser wußten sich aber nicht so, wie Julian, den Deutschen furchtbar zu machen. Vielmehr gedieh es dahin, daß die Römer die Streifereyen derselben durch

jähr-

jährliche Geschenke abkaufen mußten. Diese wollten ihnen Valentinians I Minister abstreiten. Die Alemannen giengen nun über den Rhein, um sich durch Beute zu entschädigen. Valentinian nahm (368) selbst einen Feldzug gegen die Alemannen vor. Er rückte mit drey Colonnen bis in die Gegend von Rothweil am linken Ufer des Neckars; aber sowohl der beträchtliche Verlust, den er in einem blutigen Gefechte erlitten hatte, als der herannahende Winter, bewogen ihn, den Rückzug anzutreten. Im Grunde war durch diesen Feldzug wenig bewirkt worden. Dennoch hatte Valentinian über den Ausgang desselben eine so große Freude, daß er zu Trier herrliche Schauspiele veranstaltete. Die Festungen am Rhein wurden jetzt nicht nur wieder hergestellt, sondern auch durch neue vermehrt. Um die Alemannen, und vornehmlich diejenigen, die zwischen dem Mayn und der Lahn ihre Wohnsitze hatten, und die sich am längsten wehrten, völlig zu schwächen, verband sich Valentinian mit den Fürsten der Burgunder, welche von der Weichsel her bis an den Mayn gezogen waren. Diese drangen bis an den Rhein vor,

und

und die Alemannen geriethen in so große Verlegenheit, daß sie zum Theil nach Rhätien flüchteten. Die Nähe der Burgunder schien den Valentinian aber so sehr bedenklich, daß er weiter keinen Beystand von denselben verlangte; nun wollte er jedoch auch das nicht halten, was er ihnen versprochen hatte, und die Burgunder kehrten mit dem lebhaftesten Unmuthe über das Verfahren der Römer in ihr Land zurück. Valentinian that (371) noch einen Feldzug gegen die Alemannen; aber er konnte sie nicht zur Unterwerfung bringen.

Einen eben so lebhaften Kampf verursachten den Römern die deutschen Völker an der Donau. Quaden, Gothen, Vandalen und Alanen machten unaufhörliche Versuche, in die römische Provinzen einzudringen. Die Quaden, die sich im jetzigen Mähren, und im westlichen Theile von Ungern bis an die Donau, ausbreiteten, giengen manchmal über diesen Strom, um die Bewohner der römischen Länder zu plündern. Zuweilen schlossen sich die in Polen und Südrußland wohnenden Sarmaten an sie an. Schon

der

der Kaiser Constantius war dadurch zu einem Feldzuge gegen sie bewogen. Er drang bis in die Gegend vor, wo die Donau die Gran aufnimmt. Hierauf wurden einige quadische Stämme Unterthanen, andere aber Bundesgenossen der Römer. Als die letztern zur Zeit des Valentinians, von einem Statthalter treulos behandelt wurden, drangen sie in das römische Gebieth ein, und hieben fast zwey ganze Legionen nieder. Valentinian wurde jetzt wegen des Schicksals der römischen Provinzen an der Donau so besorgt, daß er (374) vom Rhein nach Pannonien eilte. Zwar drang er in das Land der Quaden ein, aber Gebirge (die karpatischen?) verhinderten ihn, sie weiter zu verfolgen. Es erschien vor ihm (375 Nov.) eine Gesandschaft der Quaden. Ueber diese erzürnte sich Valentinian so gewaltig, daß er während des Redens von einem tödtlichen Schlagflusse befallen wurde. Wegen seiner Grausamkeit und Habsucht wurde sein Verlust von niemand bedauert.

Sein Bruder Valens schlug sich indessen nicht nur mit den Gothen und Persern, son-

sondern auch mit einem Gegenkaiser, herum. Der letzte, Procopius, ein Verwandter Julians, hatte sich (365) in Kleinasien zum Kaiser aufgeworfen; er spielte seine Rolle aber nicht länger als 8 Monathe. Valens rückte (366) gegen ihn an. Procopius, den seine Leute verließen, wurde gefangen und hingerichtet. Gefährlicher war (372) der Kampf mit dem persischen Sapor, der Armenien und Iberien (das jetzige Imirette) sich unterwürfig machte, und noch gefährlicher der Kampf mit den Gothen. Ueber die Ostgothen herrschte damahls der König Hermanrich, der eine Menge kleiner Völker unterjochte, und dadurch einen Staat bildete, der sich, vom Dniester und Don bis an die Ostsee, erstreckte. Die Westgothen, die sich um diese Zeit, von der rechten oder westlichen Seite des Dniesters, durch Polen, die Walachey, Siebenbürgen und Oberungern ausbreiteten, hatten den Athanerich zum König, mit welchem Valens drey Jahre lang (367 — 369) einen Krieg führte, der sich zum Nachtheile der Westgothen endigte. Diese mußten nehmlich ihrem jährlichen Tribut entsagen,

und

und ihren Handel auf zwey Städte einschränken lassen. Sowohl über die Deutschen, als über die Römer, stürzte sich aber jetzt ein neues sehr furchtbares Volk her, welches um diese Zeit aus Asien nach Europa übergieng.

## Siebentes Kapitel.

Geschichte von China. Ankunft der Hunnen in Europa. Gänzlicher Verfall des weströmischen Kaiserthums.

In Asien stand, ausser dem römischen Provinzen, blos Neupersien mit der übrigen Welt, und vornehmlich mit dem römischen Weltstaate, in einer unmittelbaren politischen Verbindung. Indien und Arabien waren den Römern blos in Ansehung des Handels wichtig. Aber auf der Ostseite Asiens breitete sich, schon seit vielen Jahrhunderten, ein ungeheurer Staat aus, dessen Daseyn den Römern jetzt kaum bekannt zu werden anfieng, welcher aber dem ungeachtet auf andre

Länder

Länder Asiens, und besonders auf den mittlern Theil desselben, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß hatte. Dieser Staat, der von den Russen und Nordasiaten Kitaj, von den Südasiaten aber Sina oder China (Tschina) genennt wird, entstand erst zu Hannibals Zeiten; aber die chinesische Nation war schon 1200 Jahre vor unserer Zeitrechnung so gebildet, daß ihre vornehmsten Begebenheiten aufgezeichnet wurden, daß ihre Annalisten seit 722 v. Chr. alle Sonnenfinsternisse anmerkten. Unter mehrere kleine Staaten vertheilt, konnte jedoch diese Nation keine bedeutende Rolle spielen. Die kleinen Staaten geriethen sehr oft in Händel, in Kriege, die weiter keine wichtigen Folgen hervorbrachten, als daß sie den trägen Geist der Chineser etwas mehr zur Thätigkeit stimmten. Diese hatten indessen doch schon die meiste Cultur, die ihnen jetzt eigen ist; denn es giebt unter den Bewohnern unserer Erde wenige Nationen, die, so wie die Chineser, den von ihren Vorfahren ererbten Sitten und Kenntnissen so standhaft treu geblieben sind. Sie hatten damahls eine sehr vernünftige Religion. Sie machten

sich

sich von der Gottheit so reine und richtige Begriffe, daß sie keine Götzenbilder, keine vergötterten Menschen, keine leblosen Dinge, sondern nur ein einziges höchstes Wesen, verehrten. In der Folge nahmen sie die Gewohnheit an, demselben ihre Dankbarkeit durch Opfer von Thieren, und von Feldfrüchten, zu erkennen zu geben. Sie brachten ihm diese Opfer zur Zeit der Sonnenwende und der Nachtgleichen; sie brachten sie anfangs unter freyem Himmel, und hernach in Tempeln. Die Unsterblichkeit der Seele gehörte zu ihren vornehmsten Religionsmeynungen, und sie glaubten, daß die vom Körper getrennten Seelen zu dem höchsten Wesen versammelt würden. Diesen Glauben aber bemühete sich (600 v. Chr.) Lao-kjun, der Epikur der Chineser, ihnen zu entziehen. Dieser berühmte Mann, dessen Mutter auf eben die Art, wie Maria von Nazareth, in den Stand der Fruchtbarkeit versetzt worden seyn soll, lebte, nachdem er die Geschichte und die Gebräuche seiner Nation studiert hatte, als ein frommer Einsiedler in großem Ansehn, und pries diese Lebensart auch seinen Freunden und

Schü-

Schülern als ein wirksames Beförderungsmittel der Moralität an. Um ihnen aber das Andenken an seine guten Lehren zu erleichtern, hinterließ er ihnen eine Sammlung von 6000 moralischen Sprüchen. Seine Philosophie gründete sich hauptsächlich auf den Satz, daß Gott und die Seele körperlich und folglich vergänglich wären. Durch diese Behauptung fiel eine starke Stütze der Moralität hinweg. Seine Anhänger und Verehrer überließen sich um so bereitwilliger dem Genusse der sinnlichen Lebensfreuden. Von Einem körperlichen Gott giengen sie sehr leicht zu mehrern, zur Abgötterey, und selbst zur abgöttischen Verehrung der Fürsten und Helden, über. Da sie auf den Lebensgenuß einen so großen Werth setzten, so war ihnen die Kunst, das Leben zu verlängern, sehr wichtig, und sie übten diese Kunst mit vielen abergläubischen Gebräuchen aus. Doch funfzig Jahre nach dem Laokjun stand ein frommer Schwärmer auf, der mit dem wärmsten Eifer daran arbeitete, die Grundsätze der Verehrer des Laokjuns auszurotten. Konfutse, in der jetzigen Provinz Schangton gebohren, und von Jugend auf

mit der Philosophie, und vornehmlich mit der Moral, genau bekannt, gab bis in sein 55stes Jahr einen herumziehenden Tugendlehrer ab, wurde sodenn erster Minister des Königs von Lu, dessen Staat die Weisheit des philosophischen Rathgebers seiner Monarchen auf eine sehr wohlthätige Art erfuhr, und legte, weil der König und seine Hofleute seine strenge Sittenlehre nicht pünktlich genug in Ausübung bringen wollten, seine hohe Stelle nieder, um seine philosophische Wanderungen von neuem fortzusetzen. Nach mancherley Schicksalen starb er als ein Greis von 73 Jahren (478). Man widmete ihm ein prächtiges Grabmahl, und eine fast göttliche Verehrung. Die Religion, die er lehrte, war im Grunde eben die, welche vor Laokjuns Zeiten in China geherrscht hatte. Er schrieb und lehrte Sachen, die weder Er noch sonst ein Sterblicher verstand. Aber um so mehr wurde seine hohe Weisheit bewundert. Sie wurde und blieb die Staatsreligion. Die Chineser hatten um diese Zeit aber nicht nur philosophische, sondern auch andre Kentnisse, welche vor der Philosophie vorausgehen müssen.

sen. Sie waren unter andern in der Sternkunde, die sie wahrscheinlich aus Babylon bekommen hatten, schon so weit fortgeschritten, daß sie das Sonnenjahr von 365 Tagen und einigen Stunden kennten. Sie bedienten sich schon seit langer Zeit einer Art von Bilderschrift, welche aus vielen tausend willkührlichen Zeichen der Wörter zusammengesetzt war. Sie schrieben auf hölzerne Tafeln mit eisernen Griffeln, oder auf Stücke von Seidenzeug und Leinewand. Ihre Regierungsform war von jeher monarchisch.

China befand sich damals schon in einem glücklichen Zustande; aber, unter mehrere Staaten getheilt, konnte es auf entfernte Länder wenig Einfluß haben. Dies dauerte so lange, bis die chinesischen Staaten unter einem gemeinschaftlichen Beherrscher vereinigt wurden. Die Uneinigkeit, die unter den Königen von China herrschte, erleichterte es dem einen derselben, dem Tschingwang, sie größtentheils unter sein Joch zu beugen. Man nennte ihn deswegen Schihoangti d. i. den erhabenen Kaiser. Da er

sich über manche Vorurtheile der Chineser hinwegsetzte; da er bey seinen Veränderungen in der Staatsverfassung sehr eigenmächtig verfuhr, so fühlte sich mancher von den Großen der Nation sehr beleidigt; so regte sich hier und da Unzufriedenheit, die zuweilen in laute Klagen ausbrach. Hauptsächlich wurden diese Klagen durch die schweren Arbeiten verursacht, welche der leidenschaftliche Baugeist des Schihoangti den Chinesern auflegte. Er ließ besonders viele Denkmähler von Gold und von Erz verfertigen, die ein so erstaunenswürdiges Gewicht hatten, daß es mehrere von den folgenden Kaisern schon für eine große Unternehmung hielten, sie von einer Stadt in die andere schaffen zu lassen. Diese Bildsäulen und andre Denkmähler waren zur Zierde der herrlichen Paläste bestimmt, die er in seiner Residenzstadt Sinangfu aufführen ließ. Die Chineser, von jeher so große Verehrer des Alten, erstaunten über die kühnen Neuerungen ihres Kaisers, und die Gelehrten äusserten sich sehr laut darüber, daß die Pracht, die Schihoangti einführte, von der Sitteneinfalt der vorigen Zeiten, die man in alten

Büchern

Büchern beschrieben fände, sehr verschieden wäre. Ihre unvorsichtigen Aeusserungen bewirkten, daß Schihoangti die Gelehrten nicht nur drückte, sondern daß er auch den Entschluß faßte, alle alten Bücher verbrennen zu lassen, und dieser Befehl wurde so pünktlich vollzogen, daß nur diejenigen Bücher übrig blieben, die von der Arzneywissenschaft, von der Landwirthschaft, von der Sterndeuterey, und von andern dergleichen Kenntnissen, handelten. So wenig aber Schihoangti ein Gönner der Gelehrten und der Wissenschaften war, so sehr machte er sich um die Verfassung, und die Sicherheit seines großen Staates, verdient. Er theilte denselben in 40 Statthalterschaften, und versah die Gerichtshöfe mit zweckmäßigen Gesetzen. Er schickte eine chinesische Colonie nach einer von den japanischen Inseln, um den Handel seiner Nation zu befördern. Da die an die Nordseite von China gränzenden Tataren (d. i. Ausländer oder Nichtchineser) das Reich durch ihre Streifereyen sehr oft heimsuchten, so hatten schon die kleinen Könige ihre Gränze nicht besser, als durch eine Mauer mit Thürmen, zu sichern gewußt.

gewußt. Diese einzelnen Gränzmauern brachte Schihoangti in Verbindung, und daraus entstand die berühmte chinesische Mauer. Er regierte 37 Jahre (bis 210 v. Chr.).

Der mächtige Staat, den Schihoangti gebildet hatte, blieb nicht lange ungetheilt. Sein ältester Sohn, welchen er zu seinem Nachfolger ernennt hatte, wurde von dem jüngsten verdrängt, und dieser stellte noch obendrein einen schlechten Regenten vor. Dieß veranlaßte (207) eine Revolution. China zerfiel wieder in mehrere Staaten, und niemahls war die Verwirrung größer gewesen. Allein Lieupang, aus der Provinz Kiangnan, der sich vom Anführer einer Bande von Straßenräubern bis zum General emporgeschwungen hatte, warf sich (206) zum König auf, und brachte, von Glück und Klugheit unterstützt, alle besondern Staaten von China in seine Gewalt. Er stiftete die Kaiserfamilie Hang, welche 426 Jahre über China geherrscht hat.

Während der Regierung der Kaiser aus der Familie Hang hatte die Macht des gro-

ßen

ßen Staates von China nicht nur auf die benachbarten, sondern selbst auf die entfernten Länder in Asien, einen nicht unbedeutenden Einfluß. Die Tataren, die Schihoangti weiter nach Norden zurückgedrängt hatte, waren, während der nach seinem Tode herrschenden Verwirrung, wieder vorgerückt, und hatten China durch ihre Einfälle manchmal beunruhigt. Die nun wieder vereinigten Kräfte der Chineser wurden aber den Tataren bald so unwiderstehlich, daß jene bis in die Bucharey an der Ostseite des kaspischen Meeres, bis nach Samarkand und bis nach Kaptschak am Ausflusse der Wolga, vordringen konnten. Die kleine Bucharey wurde eine chinesische Provinz. Die chinesischen Kaiser machten aber auch auf der Südseite ihres Reiches Eroberungen. Sie besetzten die hinterindischen Länder Tunkin, Kotschin-Tschina, Pegu, Siam, Camboya; sie kamen sogar über den Ganges bis nach Bengalen, und bis nach Khorasan in Persien. Eine chinesische Armee marschierte nach Samarkand, um den dasigen König abzusetzen; die Fürsten von Kaptschak mußten Geschenke schicken, und selbst der König von Parthien

gab

gab dem Kaiser von China Beweise seiner Hochachtung. Zu Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, richtete ein chinesischer Kaiser seine Aufmerksamkeit sogar auf die römischen Provinzen in Asien. Die Bewohner derselben gaben sich alle Mühe, mit den Chinesern unmittelbare Handelsgeschäffte zu machen; sie wurden aber von den Parthern daran gehindert. Der Kaiser Antonin der Philosoph schickte endlich eine Gesandtschaft von Kaufleuten über Indien nach China, die dem Beherrscher dieses Reiches Geschenke brachten; man weiß aber nicht, wie viel diese Geschenke, und diese Gesandtschaft, bewirkt haben. Gegen das Ende des 3ten Jahrhunderts sollen die asiatischen Römer den Chinesern abermahls Geschenke überbracht haben. China hatte während der Zeit manchen wohlthätigen Kaiser, der Wissenschaften und Künste beförderte. Zur Zeit des Kaisers Nero kam eine neue Religion nach China. Dieß war die Religion des Fo, unter welchem Christus verstanden werden soll. Aber die Geschichte und die Grundsätze des Christenthums sind in der Religion des Fo, durch viele mährchenhafte und

aben-

abentheuerliche Zusätze, so entstellt, daß man sie, ohne absichtlich darauf auszugehen, gar nicht wieder finden kann.

Unter den Tataren, welche die nordlichen Nachbaren von China abgaben, steckten nun die Vorfahren der jetzigen Mongolen und Kalmücken, ingleichen der Hunnen, die in dem letzten Viertel des 4ten Jahrhunderts nach Europa kamen. In ihrem ursprünglichen Vaterlande, der jetzigen Kalmückey, waren sie den Chinesern durch ihre Streifereyen manchmal sehr lästig geworden. Als sie aber die Mauer der Chineser, und andre gute Vertheidigungsanstalten derselben, von China zurückhielten; als die mächtigen chinesischen Kaiser sie in ihren Wohnsitzen sehr ins Gedränge brachten; da suchten sie immer mehr von China, wo sie keine Beute mehr holen konnten, sich wegzuziehen, und so kamen sie endlich an der Wolga, einem ins kaspische Meer fließenden Strome, an.

Dieses zahlreiche Volk der Hunnen, war, sowohl in Ansehung seiner Gestalt, als seines Körpers, von allen Nationen, die man damahls

damahls in Europa kannte, sehr verschieden. Von dem plattgedrückten Kopf hinab, über die breiten Schultern, hieng ein schwarzes, langes und schmutziges Haar, welches dem gelblich schwärzlichen Gesichte mit eingebogener Stirn, kleinen tiefliegenden Augen, geplättscherter Nase, und bartlosem Kinne, ein schreckliches Ansehn gab. Der häßliche Kopf saß auf einem kurzen Halse, an welchen sich eine breite Brust mit einem schmal ablaufenden Rumpfe, und gedrungenen, festen Gliedern anschloß. Diese schrecklichen Leute ritten sehr schnell daher, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ihr Angriff war husgrenmäßig, schnell und ungestüm, in regellosen Haufen, die sich leicht trennten, und die Fronte veränderten. Sie hatten mit den jetzigen Kalmücken und Kirgisen die meiste Aehnlichkeit; auch gehörten sie zu den Stammvätern derselben. Den Nahmen Hunnen erhielten sie von den von ihnen manchmal unterjochten Tungusen, die sie in ihrer Sprache Hunju (Herren) nennten.

Diese Hunnen fielen nun nach ihrem Uebergange über die Wolga zuerst (375)

über

über die erstaunten Alanen her, einen schön-gewachsenen Völkerstamm mit gelblichen Haaren, der sich zwischen der Wolga und dem Don ausbreitete, blos von der Jagd und Viehzucht lebte, und eine vortrefliche Reiterey abgab. Dennoch waren die Alanen nicht im Stande, den unerwarteten Angriff der Hunnen auszuhalten, und die meisten von ihnen faßten in der Verzweiflung den Entschluß, sich den barbarischen Siegern zu unterwerfen. Die Hunnen, die sich über die Verbindung mit einem so kriegerischen Volke freuten, setzten nun über den Don, und stürzten sich über die Ostgothen her. Der hundertjährige König Hermaurich versuchte es vergeblich, seinen erschrockenen Ostgothen Muth einzuflößen. Um der Gefangenschaft der fürchterlichen Hunnen zu entgehen, nahm er sich selbst das Leben. Eben so wenig gelang es dem westgothischen Könige Athanerich, den Hunnen den Uebergang über den Dniester zu verwehren. Er flüchtete mit einem kleinen Haufen von seinen Landsleuten in das karpathische Gebirge; die meisten Westgothen aber eilten, auch von den Ostgothen gedrängt, nach der Donau, und

flehe-

fleheten den Kaiser Valens um die Erlaubniß an, im römischen Thracien, jenseits des Stromes, ihre Rettung suchen zu dürfen.

Schon befanden sich viele tausend Gothen, und andre Deutsche, in den verwüsteten Provinzen an der Donau. Wenn zu diesen noch der ungeheure Schwarm von einer Million Menschen, unter welchen sich wenigstens zweymal hundert tausend Männer zählen ließen, hinzukam, so war dieß für die römischen Besitzungen dieser Gegend allerdings sehr bedenklich. Wie wollte man der Raubsucht der vielen muthigen Deutschen, die man nun so in der Nähe hatte, Einhalt thun? Wie konnte man dieß, da die Zahl aller römischen Soldaten sich damahls nicht über 150000 Mann belief? Allein die rüstigen Deutschen gaben vortreffliche Soldaten ab. Man konnte, wenn man ihnen einen Theil der verwüsteten Länder einräumte, den Sold und das Werbegeld ersparen. Auch schmeichelte es der Eitelkeit des zu Antiochien sich befindenden Kaisers Valens, und seiner Günstlinge, daß

so

so tapfere Leute sich in den Schutz der Römer begaben. Man wurde also mit ihnen einig, daß sie Land bekommen, aber dafür auch Kriegsdienste thun sollten. Den ganzen großen Haufen aber auf einmahl übersetzen zu lassen, widerrieth die Vorsichtigkeit. Die Gothen sollten in kleinen Abtheilungen, sollten ohne Waffen über den Strom gehen, und sichs gefallen lassen, daß ihre Kinder in Kleinasien vertheilt römisch erzogen würden. Mit dem Uebersetzen gieng es etwas langsam her. Darüber wagten sich einige junge Leute, die ungeduldig zu werden anfiengen, selbst über die Donau; aber die meisten wurden niedergehauen, oder gefangen. Die Gothen fühlten sich gekränkt, daß sie ihre Waffen abgeben sollten. Doch schöne Weiber und Kinder, ingleichen andre Geschenke, bewirkten, daß die römischen Officiere, welche auf die Beobachtung des kaiserlichen Befehles sehen sollten, sich sehr nachsichtsvoll bewiesen. Eine so große Menge von Leuten, als die Gothen ausmachten, brauchte viele Lebensmittel. Diese waren in Thracien, in dem Lande, in welches die Gothen versetzt worden waren, in großem

Ueber-

flusse vorhanden, und dennoch benutzten die römischen Staatsbeamten die Verlegenheit der Deutschen, sich ihre Bedürfnisse theuer, zuletzt mit ihren Kindern, bezahlen zu lassen. Die Gothen fiengen an, sehr laute Beschwerden zu führen. Nun ließen sie die römischen Staatsbeamten in die innern Provinzen bringen. Zur Bedeckung derselben brauchte man die Soldaten, die bisher zur Bewachung der Donau gedient hatten. Jetzt kamen die Ostgothen, die man vorher abgewiesen hatte, auf Flößen nach Mösien (Servien und Bulgarien), und der Weg über die Donau blieb für die Deutschen nun immer geöffnet. Ihre Menge in den römischen Provinzen diesseits der Donau wurde jetzt immer zahlreicher, und ihr unbändiger Freyheitsgeist äusserte sich jetzt immer lebhafter. Die von den römischen Staatsbeamten gar zu sehr gedrückten Westgothen empörten sich, und verheerten Niedermösien und Thracien. Mit ihnen vereinigten sich viele Landleute, die theils als Colonisten, theils als Sklaven, unter den Römern gelebt hatten. Vorzüglich gute Dienste thaten ihnen die thracischen Bergleute ihrer Nation.

Sie

Sie wählten sich jetzt einen ihrer edelsten und tapfersten Männer, den Frithigern, zum König. Ihr Hauptlager schlugen sie bey den Ausflüssen der Donau auf, und wenn auch Adrianopel und andre feste Städte vor ihrem Ueberfalle sicher waren, so waren die unbewohnten Oerter ihrer Plünderung und Mißhandlung um so mehr ausgesetzt.

Doch Valens ließ gegen die Deutschen, welche die Donauprovinzen verwüsteten, ein Heer anrücken. Die Generale desselben machten ihre Einrichtung so gut, daß die eingeschlossenen Gothen durch Mangel an Lebensmitteln in große Verlegenheit kamen. Nun häuften sich aber im Rücken der römischen Armee große Schaaren von Ostgothen, Alanen und andern Deutschen, an welche sich auch Hunnen anschlossen, und jene sahen sich dadurch zur Veränderung ihrer Stellung genöthigt. Gratian, den Valens zu Hülfe gerufen hätte, wurde durch Alemannen und Quaden aufgehalten. Indessen reitzte der erbärmliche Zustand, in welche die Donauprovinzen durch die erbitterten und raubsüchtigen Deutschen versetzt worden war, den

von

von Antiochien herbeygeeilten Valens so mächtig zur Rache, daß er, ohne den nahen Gratian zu erwarten, die bis Adrianopel vorgedrungenen Gothen anzugreifen beschloß. Aus Eifersucht wollte er, wie man glaubt, den Ruhm, den er sich durch einen Sieg über die Deutschen zu erwerben hoffte, mit dem Gratian nicht theilen. Vergebens äusserte Frithigern, welcher wegen eines Kampfes mit der römischen Armee nicht unbesorgt war, das Verlangen, der Schlacht durch einen Vergleich zuvorzukommen. Valens ließ sich durch keine Friedensanträge, durch keine Vorstellungen, zurückhalten. Er griff (378 Aug.) die Gothen wirklich an. Aber die leichte Cavallerie der Gothen, auf welche Valens wegen ihrer Entfernung nicht gerechnet hatte, kam so schnell herbey, und zerstreute die römische mit so unaufhaltsamer Behendigkeit, daß das auf den Flügeln entblößte Fußvolk umringt und niedergehauen werden konnte. Die Römer büßten fast alle Officiere, und 40000 Gemeine, zwey ganze Drittel von ihrer Armee, ein. Valens selbst hatte, als er sich auf der Flucht in einer Bauernhütte verbarg, das traurige

Schick-

Schicksal, in derselben zu verbrennen. Bis zum adriatischen Meere hin, wurde nun von den unbarmherzigen Deutschen alles schrecklich verwüstet. Selbst die Vorstädte von Constantinopel blieben nicht verschont.

Gratian, der (375) seinen Vater Valentinian I gefolgt war, und seinem Bruder Valentinian II die Regierung der italienischen und illyrischen Präfectur anvertraut hatte, theilte, als er durch den Tod des Valens alleiniger Beherrscher des römischen Weltstaates wurde, die schwere Regierungsbürde desselben mit dem vortrefflichen Theodos, einem Spanier, der, vom Hofe ungerecht behandelt, im stillen, aber glücklichen Privatstande lebte. Der edeldenkende, muthige und rastlosthätige Theodos, der, mit einem Alter von 33 Jahren, eine ausgezeichnete Kriegserfahrenheit vereinigte, übernahm die Vertheidigung der östlichen Länder des römischen Reichs, und nur seiner einsichtsvollen und klugen Benutzung der noch übrigen Hülfsquellen derselben hatte man seine Rettung zu danken. Die Armee wurde, so gut als es die Umstände erlaubten, ergänzt.

Der Soldat erwarb sich, durch die nähere Bekanntschaft mit den Gothen, die ihm bisher so fürchterlich vorgekommen waren, wieder Muth. Die weisen Anordnungen des Theodosius wurden aber auch vom Glück unterstützt. Der Tod raubte den Gothen ihren braven König Frithigern, und mit diesem Manne von so entschiedenem Ansehn schien alle Einigkeit unter den gothischen Feldherren verschwunden. Ihr furchtbares Heer löste sich in mehrere Abtheilungen auf, die zum Theil in römischen Sold traten. Zwar schlossen sich viele Krieger des Frithigern an den alten westgothischen König Athanerich an, der sich jetzt aus dem karpathischen Gebirge wieder hervorwagte; dieser fühlte jedoch so wenig Neigung, den Krieg zu erneuern, daß er vielmehr selbst nach Constantinopel gieng, um sich mit dem Kaiser Theodos zu vergleichen. Hier starb er aber (381) und vielleicht ward sein Tod durch den übermäßigen Genuß der Tafelfreuden beschleunigt. Die eines gemeinschaftlichen Oberhauptes beraubten Gothen nahmen nun römische Kriegsdienste an, wofür ihnen Länderey eingeräumt wurde. Seitdem hatten die römischen Kaiser

eine

eine Armee von 40000 Gothen in ihrem Sold. Die übrigen Gothen wohnten dorfweise, oder gar in zerstreuten Hütten, und Gothen traf man jetzt nicht allein in Thracien, sondern auch in Italien und Kleinasien, an.

Während daß nun Theodosius, durch seine klugen und entschlossenen Anordnungen, den Orient noch vom Untergange rettete, brachte sich Gratian im Occident, durch seine Unbesonnenheit, um alle Liebe, um alles Zutrauen. Unter seinen Soldtruppen befand sich auch ein kleines Heer von Alanen. Diesen räumte er, wegen ihrer besondern Geschicklichkeit in der Jagd, so viele Vorzüge ein, daß er sich bey den übrigen Soldaten dadurch verhaßt machte. Da er sich nun in seiner Regierung überhaupt sehr nachläßig bewies, so durfte es Maximus, ein Landsmann und alter Nebenbuhler des Theodosius, um so eher wagen, sich in Gallien zum Kaiser aufzuwerfen. Gratian verlohr (383) eine Schlacht gegen ihn, und wurde auf der Flucht bey Lyon getödtet. Maximus war jetzt so mächtig, daß ihm Theodosius, doch unter der Bedingung, daß er den Valentinian II im Besitze von

Italien nicht beunruhigen sollte, die jenseits der Alpen liegenden Provinzen überließ. Maximus erfüllte jedoch die ihm vom Theodosius gemachte Bedingung nicht. Er nahm vielmehr, um dem Valentinian Italien zu entreissen, eine große Armee von Deutschen in Sold. Allein Theodos, der sich aus Dankbarkeit gegen den Gratian, dem er die Kaiserwürde schuldig war, des Valentinians annahm, zog (388) gegen den Maximus zu Felde, schlug ihn bey Aquileja, und ließ ihn enthaupten. Auch den Victor, den unmündigen Sohn des Maximus, und dessen Vormünder, ließ Theodos hinrichten. Die vornehmste Stütze Valentinias II aber war der fränkische Edle Arbogast, ein einsichtsvoller, tapferer Feldherr, der zu Valentinians Rettung sehr viel beygetragen hatte. Das Gefühl seiner Wichtigkeit machte ihn jedoch so übermüthig, daß sich Valentinian seiner zu entledigen suchte. Er wollte ihm daher die Oberfeldherrnstelle nehmen. Allein Arbogast stand bey der Armee in so großem Ansehn, daß Valentinian seinen Plan nicht durchsetzen konnte, daß er vielmehr, wahrscheinlich auf Arbogasts Veranstaltung, (392) ermordet wurde.

wurde. Vielleicht hieng es jetzt blos vom Willen des Arbogasts ab, den Kaiserthron zu besteigen. Er hielt es aber für rathsamer, einen Kaiser zu schaffen, der sich von ihm lenken lassen müßte. So wurde der bisherige Großkanzler Eugenius Beherrscher des römischen Occidents. Allein Theodosius wollte zu dieser Veränderung so wenig seine Einwilligung geben, daß Eugenius Anstalten machen mußte, sich mit Gewalt auf dem Throne zu behaupten. Er nahm deswegen viele Franken und Alemannen in Sold. Doch Theodosius siegte (394) über ihn am Frigidus (Wybach) nicht weit von Aquileja. Eugenius war so unglücklich, in des Theodosius Gefangenschaft zu gerathen, und dieser ließ ihn, als einen unrechtmäßigen Besitzer des Thrones, hinrichten. Arbogast, der nun auch kein gutes Schicksal erwarten konnte, stürzte sich in zwey Schwerdter zugleich. Theodosius war nunmehr alleiniger Beherrscher des römischen Reiches; aber schon im folgenden Jahre (395) überraschte ihn der Tod. Um die Vertheidigung des Reiches, besonders gegen die Gothen, erwarb er sich große Verdienste; aber durch seine Einmischung in die Zänkereyen

der

der Theologen, und durch seinen Verfolgungseifer, brachte er heftige Erschütterungen hervor, die das von ihm gestiftete Gute zum Theil wieder vernichteten; auch bewirkten die nun in Sold genommenen deutschen Truppen manche Neuerung in Ansehung der Waffen und der Kriegskunst.

Theodos hinterließ zwey Söhne, den Arcadius von achtzehn, und den Honorius von eilf Jahren. Zwar wies er jedem eine besondere Residenz an; aber eigentlich sollte es noch immer Ein Reich bleiben. Beyde Prinzen hatten wenig Fähigkeiten; beyde waren so kraftlos und so kenntnißleer, als die meisten Römer ihrer Zeit. Theodos hatte daher die Nothwendigkeit gefühlt, jeden von seinen Söhnen mit einem erfahrnen und einsichtsvollen Rathgeber zu versehen. Diese Männer waren keine Römer. Stilico, der dem Honor zugesellt wurde, war ein Vandale, der sich im römischen Kriegsdienste bis zur Würde eines Oberfeldherrn emporgearbeitet hatte. Theodos hatte ihn mit seiner Nichte Serena vermählt, und man hielt ihn fast allgemein für denjenigen, welcher den Verlust des Theo-

dos ersetzen könnte. Der Regierungsgehülfe des Arcadius war Rufinus aus der gallischen Provinz Aquitania (Gascogne) der sich als Staatsbeamter, durch seine Verstellungskunst und Heucheley, das Zutrauen des Theodosius so sehr erworben hatte, daß er dasselbe, zur Befriedigung seiner Habsucht und andrer Leidenschaften, mit schändlicher Unverschämtheit brauchen konnte. Mancher rechtschaffene Mann war darüber aufgeopfert worden, und Rufin hatte sich dadurch, eben so sehr bey der Armee als bey dem Volke, verhaßt gemacht. Da Theodos nicht die Absicht gehabt hatte, den römischen Weltstaat unter seine zwey Söhne zu theilen, so glaubte sich Stilico berechtigt, der Sicherheit des östlichen Theiles desselben sich gleichfalls anzunehmen. Er marschierte daher mit der orientalischen Armee, die seit des Theodosius Feldzug gegen den Eugenius im Occident gewesen war, nach dem Orient, um denselben gegen die Einfälle der Gothen zu schützen. Allein Rufin, der ihn nicht in der Nähe haben wollte, schickte ihm im Namen des Arcadius den Befehl zu, nicht weiter vorzurücken. Doch der gothische Obergeneral Gainas, welcher die Armee des

Orients

Orients nun nach Constantinopel führte, rächte den Stilico, an den Rufin. Dieser wurde (395), als das Heer in Constantinopel angelangt war, vor den Augen des jungen Kaisers niedergehauen. Dieser Tod brachte jedoch, ausser der Befriedigung der Rachsucht, dem Stilico weiter keinen Vortheil. Denn nun eigneten sich Eudoxia, die Gemahlin des jungen Kaisers, eine schöne Frankin, und ihr Oberhofmeister Eutropius, ein Verschnittener, den wichtigsten Antheil an der Regierung des Ostreiches zu. Eutropius wurde zwar von den gothischen Generalen Gainas und Tribigild (399) ermordet; allein die beyden Theile des großen römischen Staates wurden seit der Zeit doch nie wieder vereinigt.

Eben diese Trennung war eine Ursache, die den muthigen deutschen Völkern ihre Unternehmungen gegen die römischen Provinzen erleichterte. Es herrschte zwischen den Monarchen der beyden Kaiserthümer gewöhnlich Kaltsinn, oder Uneinigkeit; und oft freute sich der eine recht herzlich darüber, wenn er dem andern die Feinde zuschicken konnte. Da nun

nun die Armeen, von deren Schutze die Sicherheit der beyden Reiche abhieng, jetzt meistens aus Deutschen bestanden; da die Obergenerale derselben Deutsche waren, welche mit römischer Schlauheit und Kriegskunst deutsche Unerschrockenheit und Tapferkeit vereinigten, so war es ganz natürlich, daß diese Obergenerale bey der geringsten Beleidigung, die ihnen der Kaiser und seine ränkevollen Hofleute zufügten, sich eine nachdrückliche Genugthuung verschaffen, daß sie ihrer Denkart gemäß die schönsten Provinzen plünderten und verwüsteten, daß sie sich in diesen Provinzen endlich nach Gefallen niederließen. Solche Obergenerale aber waren, ausser dem Gainas, der den Oberfeldmarschall des oströmischen Kaiserthums vorstellte, noch Alarich und Rhadagais. Rhadagais commandirte ein Heer von Vandalen, Alanen und Sueven. Alarich, von der edlen und westgothischen Familie der Balten, der die gothische Armee, die sich im römischen Solde befand, unter seinem Befehle hatte, wünschte Oberstatthalter des östlichen Illyriens (Dalmatiens und Albaniens) zu werden. Da ihm dieses abgeschlagen wurde; da man ihm und seinen

Gothen

Gothen auch noch manches entziehen wollte, so warf er sich (399) um sich zu rächen, zum Anführer aller mißvergnügten deutschen Soldtruppen auf, und nun wurde das herrliche Griechenland, das ihm in der Nähe lag, gemißhandelt, nun wurden die Städte Theben, Korinth, Argos und andre mehr verwüstet. Athen rettete sich durch einen Vergleich. Stilico kam (397) dem unglücklichen Lande, welches Arcadius nicht schützen konnte, zu Hülfe. Alarich zog sich nun nach Epirus zurück, bewaffnete seine Gothen aus den kaiserlichen Zeughäusern, und wurde von ihnen zum Könige gewählt. Jetzt weigerte sich der Hof zu Constantinopel auch nicht länger, ihn zum Oberstatthalter des östlichen Illyriens zu ernennen.

Alarich beunruhigte nun die östlichen Provinzen des römischen Staates nicht mehr. Aber gleichsam, als wenn er es mit dem Gainas abgeredet hätte, zog er (400) nach Italien, während daß jener den Versuch machte, Constantinopel und den Orient in seine Gewalt zu bringen. Die Ostgothen des Gainas hatten sich mit verborgenen Waffen

in

in die Hauptstadt geschlichen, um sich derselben durch einen Ueberfall zu bemächtigen. Ihr Anschlag aber wurde verrathen. Man hieb sie nieder, und Gainas kam auf der Flucht in einem Gefecht ums Leben. Sein Kopf diente in Constantinopel zur Schau. Ein hunnischer Chan leistete damahls dem Hofe zu Constantinopel gegen die Ostgothen wichtige Dienste.

Alarich spielte seine Rolle glücklicher als Gainas. Italien war nur an den Gränzen, und auch da so schlecht, mit Soldaten besetzt, daß dem Alarich das Eindringen über die julischen Alpen (400) gar nicht schwer wurde. Seine Westgothen behandelten gleich die ersten Gegenden Italiens, die in ihre Gewalt kamen, so unbarmherzig, daß Schrecken und Bestürzung überall vor ihnen hergiengen. Honorius, welcher von Mayland nach Gallien fliehen wollte, kam nicht weiter als bis nach Asti. Hier rettete ihn der muthige Stilico, der dreyßig tausend gebohrne römische Soldaten, alles, was von ihnen noch übrig war, zusammen gerafft hatte. Dennoch war er froh, den Alarich auf eine friedliche Art, durch

einen

einen Vergleich, aus Italien zu entfernen. Der westgothische König wollte hierauf nach Gallien ziehen; Stilico besetzte aber die engen Wege bey Verona so gut, daß Alarich (403) den Rückweg nach Pannonien antreten mußte.

Nicht lange nach Alarichs Abzuge, (405) brach Rhadagais mit einem großen Schwarme von Sueven, Quaden, Burgundern, Vandalen und Alanen, unter welchen sich wenigstens 200000 streitbare Männer befanden, in Italien ein. Stilico war jetzt in neuer Verlegenheit. Er verschaffte sich, ausser seinen 30000 schlechten Römern, noch hunnische und andre Hülfstruppen. Die Deutschen drangen, durch sein Lager zwischen Pavia und Ravenna bis Toscana durch, und belagerten Florenz. Stilico schloß sie hier ein, und der Mangel an Lebensmitteln, der unter einer so großen Menge von Menschen sehr bald einriß, wirkte so mächtig, daß mehr Deutsche durch den Hunger, als durch das Schwerdt der Römer, getödtet wurden. Rhadagais selbst gerieth (406) in die Gefangenschaft des Stilico, und dieser ließ ihn hinrichten.

Von

Von den vielen übrigen Gefangnen wurde einer in den andern für ein Goldstück verkauft.

Die Vandalen, Sueven und andre deutsche Völker, aus welchen der unglückliche Schwarm zusammengesetzt gewesen war, hatten aber noch eine so große Volksmenge, daß gleich im folgenden Jahre (407) ein großer Haufe derselben nach dem Rhein aufbrechen konnte. Dieser Strom wurde, seitdem Stilico alle noch übrigen römischen Soldaten nach Italien gezogen hatte, blos von den mit dem westlichen Kaiserhofe in Verbindung stehenden Fürsten der Franken und Alemannen bewacht. Die Alemannen hielten die Vandalen und ihre Bundesgenossen nicht auf; die Franken brachten ihnen aber eine so große Niederlage bey, daß nur die Hülfe der Alanen sie vom gänzlichen Untergange rettete. Nun giengen sie (408) über den Rhein, verwüsteten Maynz, Worms und andre Städte, und drangen plündernd und verwüstend bis zu den Pyrenäen durch. Das schöne, das herrlich angebaute Gallien wurde von ihnen schrecklich gemißhandelt,

und

und die Vandalen zeigten sich bei dieser Gelegenheit als wahre Barbaren.

Niemand hielt die Vandalen auf. Honor brachte seine ganze Kriegsmacht gegen den Alarich, und seine schlechte Regierung bewirkte nichts, als Unruhen und Revolutionen. Der thätige Stilico lebte nicht mehr. Stilico war ein Opfer seiner Herrschsucht geworden. Er hatte, um den westlichen Kaiserthron an seine Familie zu bringen, zwey Töchter nach einander an den Honorius vermählt; er hatte, als diese Heyrathen die Ausführung seines Planes nicht beförderten, seinem Sohne Eucharius (wie man sagt) die Thronfolge versichern wollen. Ein andrer Hofbeamter, Nahmens Olympius, ein scheinheiliger Bösewicht, brachte es aber durch seine Ränke dahin, daß Stilico zu Bologna (408 Aug.) ermordet wurde. Doch Olympius genoß die Freude, des Stilico Nachfolger zu seyn, nur kurze Zeit, indem er schon im folgenden Jahre umkam.

Die schlechte und verwirrte Regierung des Honorius, welcher, wegen der Einfälle

der

der Deutschen, seine Residenz (404) nach Ravenna verlegt hatte, veranlaßte in den Provinzen Unzufriedenheit und Unruhen. Die Britten wählten und ermordeten zwey Kaiser nach einander. Nach diesen glückte es einem gemeinen Soldaten, weil er den Nahmen des großen Constantins führte, sich zum Kaiser aufzuwerfen, und, ausser Britannien, auch Gallien, Hispanien und Lusitanien unter seine Herrschaft zu bringen. Die Mannschaft, mit welcher er alles dieses ausführte, belief sich nicht höher, als auf 5000 Mann. Honorius mußte ihn anerkennen; aber er konnte weder die eindringenden Vandalen zurücktreiben, noch sich lange auf dem Throne behaupten. Er wurde von andern, die ihm die Kaiserwürde streitig machten, so sehr ins Gedränge gebracht, daß er derselben (411) entsagte, und dennoch konnte er der Hinrichtung nicht entgehen. Indessen drangen die Vandalen über die Pyrenäen nach Spanien durch, und da die daselbst befindlichen deutschen Soldtruppen sich zu ihnen schlugen, so hatte auch Spanien das traurige Schicksal, von den Vandalen und ihren Bundesgenossen, den

Sueven

Sueven und Alanen, der Plünderung und Verwüstung preisgegeben zu werden. Die Raubsucht der barbarischen Deutschen war so unersättlich, daß sie den unglücklichen Einwohnern die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens entriß; daß sie Hungersnoth, daß sie ansteckende Krankheiten erzeugte. Da das Weltmeer den Streifzügen der Deutschen Gränzen setzte, so beschlossen sie, in Spanien und Lusitanien sich niederzulassen. Die Vandalen setzten sich in Gallizien, Leon und Altcastilien, die Sueven im nordlichen Portugal, und die Alanen in Südspanien, fest. Die alten Einwohner mußten sich entweder zum Tribut, oder zur Auswanderung, bequemen.

Zu diesen deutschen Bewohnern Hispaniens und Lusitaniens gesellten sich noch Alarichs Westgothen, nachdem sie in Italien und Gallien sich sehr furchtbar gemacht hatten. Alarich, der als Obergeneral in Illyrien in die Kriegsdienste des Honorius getreten war, hatte sich die Subsidiensumme von 4000 Pfund Gold bedungen. Stilico hatte sie ihm versprochen, weil er, wie

man

man sagt, durch Hülfe der Deutschen, seinen Sohn Eucharius auf den Thron zu bringen hoffte. Als nun Stilico ermordet war, weigerten sich des Honarius neue Rathgeber, dem Alarich die versprochnen Subsidien auszuzahlen. Zu gleicher Zeit ließen sie die Weiber und Kinder der Deutschen, die sich in den italienischen Städten befanden, tödten oder sonst mißhandeln. Die deutschen Truppen in Italien schworen nun den Römern Rache zu, und sie bathen den Alarich, der das ihm zugefügte Unrecht schon ohnedieß ahnden wollte, um seinen Beystand. Alarich brach nun (408 Oct.) aus Illyrien plötzlich in Italien ein, vereinigte sich mit 30000 mißvergnügten Deutschen, und rückte, ohne sich um den Honorius zu bekümmern, ungehindert bis vor Rom, welches, seiner großen üppigen und meistens verzärtelten Volksmenge wegen, einem Angriffe oder einer Einschließung nicht lange widerstehen konnte. Honor, der sich indessen mit einem großen Hahn, welchen er seiner ansehnlichen Gestalt wegen Rom genennt hatte, mehr als mit der Hauptstadt der Welt beschäftigte, machte keine Anstalten,

den Alarich zur Aufhebung der Einschließung zu zwingen. Er konnte aber auch wenig Anstalten machen, weil die meisten Soldaten nach Gallien geschickt worden waren. Man mußte also zu Unterhandlungen mit dem Alarich seine Zuflucht nehmen. Alarich war endlich mit 5000 Pfund Gold, 3000 Stück rohen Häuten, und 3000 Pfund Pfeffer zufrieden. Es kostete Mühe, alle diese Dinge, und besonders die edlen Metalle, in Rom zusammen zu bringen. Vermuthlich war an dieser Verlegenheit nicht sowohl der eigentliche Mangel, als die Ungeneigtheit der Reichen, ihre Schätze mitzutheilen, Ursache. Man sah sich daher genöthigt, Tempelgeräthe und Götzenbilder einzuschmelzen.

Alarich zog sich hierauf nach Toscana zurück, weil aber die Bedingungen des mit den Römern geschlossenen Vertrags nicht erfüllt wurden, und so machte er Anstalten, den Kaiser selbst zu bekriegen. Sein Schwager Adolf kam mit einer Verstärkung von Gothen und Hunnen herbey, die sich von der Donau her den Weg mit Gewalt geöffnet hatten.

hatten. Hierzu gesellten sich noch 40000 Deutsche, die sich dem Sklavendienste der Römer entzogen hatten. Hierdurch wuchs das Heer des Alarich bis auf 150000 Mann an. Mit diesem rückte Alarich (409) in die Gegend von Rimini. Honor, der sich nun zu Ravenna in großer Verlegenheit sah, ließ sich mit ihm in Unterhandlungen ein. Alarich verlangte nicht nur einträgliche Generalsstellen und Jahrgelder, sondern auch viele Getreide, und ganze von Einwohnern entblößte Länder, als Noricum, Dalmatien, und den Bezirk von Venetien. Allein der Oberminister Olympius wollte die Vergleichspunkte des Alarichs nicht eingehen, und ob er gleich noch in diesem Jahre gestürzt wurde, und obgleich Alarich die Hälfte von seinen Forderungen fallen ließ, so folgte Honorius endlich doch der Parthey von seinen Rathgebern, die auf einer beharrlichen Weigerung bestand, und Honorius und sein ganzer Hof verschworen sich, die Würde des römischen Staates zu retten, und mit dem Alarich durchaus keinen Frieden einzugehen. Alarich rückte nun (409) zum zweytenmahl vor Rom, und Hungersnoth erzwang sehr

bald die Uebergabe. Die Großen in Rom wünschten, die Hauptstadt von einer unbarmherzigen Behandlung der Gothen zu retten. Sie wurden daher mit dem Alarich einig, dem Honorius, welcher seine Forderungen nicht befriedigen wollte, den Gehorsam aufzusagen, und den Attalus zum Kaiser zu erwählen. Alarich sollte Oberfeldherr seyn. Der von jedermann, selbst von seinem Minister, und von seinem ersten Generale verlassene Honorius schien ganz verlohren, und schon war er auf die Flucht bedacht, als er auf einmahl so viel Hülfstruppen bekam, daß er sich in Ravenna halten konnte. Hauptsächlich unterstützte ihn der gothische Fürst Sarus, ein Feind des Alarichs und seiner Familie. Auch blieb die Provinz Afrika dem Honorius treu, und entzog der Stadt Rom, wegen ihrer Ergebenheit für den Attalus, die Zufuhre von Getreide, die diese nicht entbehren konnte. Alarich war mit dem Benehmen des Attalus auch bald so unzufrieden, daß er ihn (410) wieder absetzen ließ. Er überschickte dessen Zeichen der Kaiserwürde dem Honorius, und hoffte diesem dadurch mehr Neigung zu

einem

einem freundschaftlichen Vergleiche einzulassen; aber Honorius und seine Minister wollten ihm seine Friedensbedingungen noch immer nicht bewilligen; sie fuhren vielmehr fort, ihn feindlich zu behandeln.

Alarich gieng nun, um sich deswegen zu rächen, zum dritten Mahl vor Rom (410 Aug.). Ravenna, wo sich der Kaiser mit seinem Hofstaate befand, war ihm vermuthlich zu fest, und mit Belagerungen hielten sich die Deutschen nicht gern auf. Rom war hingegen ohne große Mühe einzunehmen, und welche reitzende Aussichten öffneten sich da nicht für die Plünderungssucht der Gothen! Sklaven und gemeines Volk verschafften dem Alarich Gelegenheit, während der Nacht in die Stadt einzudringen, und Alarich gab das so leicht eroberte Rom der Plünderung seiner Krieger preis. Einige Kirchen sollten ausgenommen seyn; auch sollte man keinen Wehrlosen tödten dürfen. Aber nun rächten sich 40000 Deutsche, welche die Römer als ihre Sklaven sehr unbarmherzig behandelt hatten, an ihren ehemaligen Herren. Wer sich nicht in

den

den Vatican, oder durch die Flucht rettete, der mußte sich das Schicksal eines Sklaven gefallen lassen, oder seine Freyheit theuer erkaufen. Ein großer Theil der ersten Hauptstadt der Welt ward das Opfer einer von den erbitterten Gothen angelegten Feuersbrunst. Rom hatte ein trauriges Schicksal; aber doch noch lange kein so trauriges, als Karthago, Korinth und Jerusalem. Roms Eroberung und Mißhandlung durch die Gothen verursachte eine allgemeine Bestürzung. Man hielt sie für einen Vorbothen des jüngsten Tages. Wie benahm sich aber Honorius bey dem Unglück, welches die Stadt Rom traf? Der Verschnittene, der die Aufsicht über sein Vogelhaus führte, rief ihm bestürzt entgegen: „Rom ist verlohren!" Honorius erschrack heftig, weil er sich einbildete, sein großer Hahn wäre gestorben, und er tröstete sich sehr leicht, als man ihm sagte, daß nicht sein Leibhahn, sondern die Hauptstadt der Welt, verlohren sey.

Alarich verließ Rom schon nach einigen Tagen, durchplünderte die umliegenden Länder Unteritaliens, und starb noch in eben dem

dem Jahre (410) als er den Plan machte, Sicilien und Africa zu erobern, oder vielmehr zu durchstreifen. Nun wurde sein Schwager Adolf das Oberhaupt der Westgothen. Dieser verglich sich (412) mit dem Honorius, und gieng mit seinen, durch den Aufenthalt in dem, mit allen Bedürfnissen der Schwelgerey so reichlich versehenen Italien, üppig gewordenen Gothen, nach Gallien, um den Gegenkaiser Jovinus zu bekriegen. Dieser nahm den vom Hofe zu Ravenna beleidigten Fürsten Sarus in Sold. Dennoch gerieth er in die Gefangenschaft des Adolfs, und dieser schickte ihn nach Ravenna. Auch Sarus unterlag einem Ueberfalle von 10000 Kriegern des Adolfs, gegen die er sich mit 18 bis 20 Getreuen wehrte. Adolf und seine Gothen ließen sich nun im südlichen Frankreich, in der Gegend von Narbonne, Toulouse und Bourdeaux, nieder. Zu Narbonne vollzog Adolf (414) seine Vermählung mit der Placidia, der Schwester des Honorius, die er als Geisel, oder als Gefangne mitgenommen hatte. Aber sein Nebenbuhler Constantius, den er um die schöne Braut gebracht hatte, bekriegte

kriegte ihn nun mit so glücklicher Standhaftigkeit, daß er sich entschließen mußte, über die Pyrenäen nach Spanien zu gehen. Hier ermordete ihn (414) ein Gothe, über dessen körperliche Gebrechen er mit unedler Unvorsichtigkeit gespottet hatte. Sein Nachfolger Wallia, vielleicht sein Bruder, machte sich (416) verbindlich, gegen die übrigen deutschen Völker in Spanien zu fechten, und gab die Placidia wieder heraus. Diese wurde nun die Gemahlin des Constantius, mit welchem Honorius die Regierung theilte. Beyde starben aber nicht lange hinter einander; zuerst Constantius (421) und hernach Honorius (423).

Nun wurde der Sohn des Constantius und der Placidia, Valentinian III, weströmischer Kaiser, ein Prinz von 6 oder 7 Jahren. Seine Mutter Placidia wurde von dem großen Minister Bonifacius so nachdrücklich unterstützt, daß der von den Soldaten zum Kaiser ernennte geheime Sekretär Johannes, der freylich aber auch (425) durch den morgenländischen Kaiser Theodor II geschlagen wurde, nicht aufkommen

men konnte. Aber die Regierung unter dem ganz untauglichen, und blos mit der Befriedigung der Wollust beschäftigten Valentinian, war nicht vermögend, den Verfall des weströmischen Kaiserthums wirksam aufzuhalten. An dem Hofe zu Ravenna dauerte die bisherige Sittenverderbheit, und die arglistige Verfahrungsart, immer fort. Placidia behandelte den Bonifacius, ihren edlen und getreuen Freund, mit unvorsichtiger Undankbarkeit. Aetius, der zweyte große Staatsmann im weströmischen Kaiserthume, ein sehr talentvoller, aber auch boshafter Mann, nöthigte durch 60000 Hunnen, die er, zum Dienste des Kaisers Johannes, von der Donau herbeygezogen hatte, die Kaiserin Placidia, seinem Nebenbuhler Bonifacius die Statthalterschaft über Afrika zu nehmen. Bonifacius, der das ihm zugefügte Unrecht innig fühlte, und dabey auf sein großes Ansehn, und seine vielen Freunde rechnete, zögerte, seine Statthalterschaft niederzulegen. Man behandelte ihn nun wie einen Empörer. Die Provinz Afrika nahm sich ihres braven Statthalters zwar eifrig an; da aber ihre Kräfte gegen die Macht des

Kai-

Kaiserhofes zu gering waren, so faßte Bonifacius in der Verzweiflung den Entschluß, die muthigen Deutschen aus Südspanien herbeyzurufen. Die Vandalen, und die mit ihnen verbundenen Alanen, welche die Uneinigkeit der römischen Generale benutzt hatten, um Charthagena, Hispalis (Sevilla) und andere in dieser Gegend liegende Oerter in Besitz zu nehmen; welche seit einiger Zeit schon allerley Versuche gemacht hatten, sich auf den bei Spanien liegenden Inseln Majorca und Minorca festzusetzen; welche, und wenn ihnen auch kein römischer Statthalter Veranlassung gab, gewiß noch Lust bekommen hätten, nach Africa überzusetzen; diese Vandalen und Alanen verbanden sich mit manchen gothischen Abentheurern, und landeten (429) von ihrem Könige Geiserich geführt, etwa funfzig tausend Mann stark, glücklich auf der Küste des römischen Gebiethes in Afrika. Hier schlugen sich die über die römische Herrschaft äusserst erbitterten Mauritanier (in Fes) zu ihnen. Die schöne Provinz Afrika, wo kaum drey Städte mit Mauern versehen waren; welche die wenigen Garnisonen und die neugeworbe-

nen

nen Truppen sehr schlecht vertheidigten, wurde eine Beute der schrecklichen Raub- und Mordsucht der unbarmherzigen Deutschen, und man kannte seit der Zeit keine grausamere Behandlungsart, als das Verfahren der Vandalen. Doch läßt sich mit Recht vermuthen, daß die barbarischen Mauern zu diesem üblen Gerüchte das meiste beigetragen haben mögen. Bonifacius, den der Hof zu Ravenna wieder gewonnen hatte, und der es gewiß bereute, die Vandalen nach Afrika gelockt zu haben, gab sich nun vergebliche Mühe, den Geiserich zurückzutreiben. Er mußte das schöne Afrika seinem Schicksale überlassen, und nun langte auch (481) sein Feind Aetius mit einem Heere von deutschen Soldtruppen aus Gallien an. Bonifacius siegte zwar; aber er wurde tödtlich verwundet. Niemand that nun dem Geiserich Widerstand. Er eroberte (439) auch die Hauptstadt Karthago, die, ihres Handels und Reichthums ungeachtet, doch noch mit leeren Plätzen und Trümmern angefüllt war. Der kaiserliche Hof mußte mit ihm Frieden schliessen, um nur den Besitz von Mauritanien zu retten. Die Vandalen

brachten

brachten hierauf nicht nur die balearischen Inseln, sondern auch Sicilien, Sardinien und Corsica, in ihre Gewalt. So bildete sich das vandalische Reich auf der Nordküste von Afrika! Geiserich, der Stifter desselben, verband sich mit dem fürchterlichen Attila, dem Monarchen der Hunnen.

Die Hunnen, die seit funfzig Jahren in den Wohnsitzen der Gothen an der Niederdonau, in dem jetzigen Ungern, sich festgesetzt hatten, wo sie hauptsächlich mit der Pferde- und Hornviehzucht sich beschäftigten; diese Hunnen durchstreiften, den Sitten ihrer Väter getreu, nicht nur ihr eignes, sondern auch die angränzenden Länder, behandelten manche kleine Völker als Unterthanen, manche andre als Bundesgenossen, und gaben den römischen Kaisern mehr als eine große Schaar in Sold. Ihr Chan oder Oberfeldherr Rua zwang den Hof zu Constantinopel, ihm einen jährlichen Tribut zu entrichten. Er hatte (433) seine Brudersöhne, den Attila und den Bleda, zu Nachfolgern, welchen der oströmische Kaiser die Fortsetzung des Friedens mehr als einmahl

abkaufen

abkaufen mußte. Attila wünschte über alle Hunnen allein befehlen zu können; sein Bruder, der ihn daran hinderte, mußte deswegen (444) sterben. Seitdem war Attila einziger Gebiether über alle Horden der schrecklichen Hunnen, und über alle die großen und kleinen Völker, die mit ihnen in Verbindung standen.

Der hunnische Monarch, dessen Kalmükkenkörper von einem ausserordentlichen Unternehmungsgeist, und von besondrer Schlauheit, aber auch von gränzenloser Habsucht und von trotzigem Uebermuth, beherrscht wurde; der für einen Hunnen ein recht großer Mann war; der unter die größten Helden in der Geschichte gehört; der, während er mit den Höfen zu Constantinopel und Ravenna unterhandelte, mit dem Kaiser von China ein Bündniß schloß, und den König von Persien in Schrecken setzte, der behauptete die Herrschaft über die vielen ihm unterworfenen Hirtenvölker mit der unerbittlichsten Strenge; der bildete sich aus denselben, ihrer verschiedenen Kleidung und Rüstung ungeachtet, ein sehr furchtbares Heer; der lenkte die Bewe-

gungen

gungen desselben durch seine Befehle, ohne an dem Gefecht selbst Antheil zu nehmen; der trieb, durch verrätherische Römer, unterrichtet, die Kunst, Städte zu erobern, höher, als alle Feldherren der barbarischen Völker seiner Zeit; der behandelte die gefangenen Feinde mit mehr Menschlichkeit, als bisher statt gefunden hatte. Seine Residenz hatte er in der Gegend von Tokay aufgeschlagen, an welche ihn vielleicht der herrliche Wein fesselte. In einem aus hölzernen Hütten zusammengesetzten mit Planken umgebenen Dorfe (einer Slobode) erhob sich in der Mitte der geräumige mit vielen Hallen versehene hölzerne Pallast des Attila, mit römischen Kostbarkeiten im hunnischen Geschmack reichlich ausgeschmückt. Die Opfer für seine Wollust lieferte ein mit vielen schönen Mädchen angefülltes Serail, welches aber keiner strengen orientalischen Aufsicht unterworfen war. An diesen Pallast schlossen sich die Wohnungen der Großen an. Die Lebensart in dieser Residenz war fast ganz türkisch.

Aus dieser großen Slobode marschierte nun der Attila aus, vor welchem Rom und Constan-

Constantinopel, vor welchem Europa und Asien, zitterte. Vorher versetzte er das Oestreich in die lebhafteste Bestürzung. Geiserich, dem die Kaiserhöfe Afrika wieder entreissen wollten, trug ihm durch Gesandten, die herrliche Geschenke mitbrachten, ein Bündniß an. Der Vorwand zum Kriege fand sich sehr leicht. Attila griff zuerst das östliche Reich an, wo seit (408) Theodos II, der Sohn des Arcadius, der, seiner geringen Verstandesgaben wegen, seinem Schwager Anthemius den größten Antheil der Regierung überlassen mußte, Kaiser war. Attila drang durch die Gränzposten an der Donau, und seine zahlreichen Horden schlugen die schlechten kaiserlichen Armeen dreymahl nach einander, und überschwemmten alle Länder an der rechten Seite des Stromes. Wie manche schöne Stadt wurde damahls ausgeplündert und verwüstet! Dieß gieng bis zu dem Passe von Thermophylae so fort. Aus 70 Städten wurden Schutt- und Aschenhaufen. Den elenden Kaiserhof, wo ein üppiger Kaiser sich ganz der Leitung seiner Minister und Hofbeamten überließ, retteten nur noch die Mauren von Constantinopel. Man mußte

um

um Frieden bitten, und sich harten Bedingungen unterwerfen. Der jährliche Tribut von 7000 Pf. Gold wurde auf das Dreyfache erhöht. Ausserdem mußten noch 6000 Pfund für die Kriegskosten bezahlt werden. Auch bedung sich der Hunnen-Monarch noch einen ansehnlichen Landstrich an der Donau aus. So demüthigte Attila den Kaiser zu Constantinopel! Zum Kriege mit dem westlichen Kaiserthume hatte er schon eine entschiedene Neigung, als ihm Honoria die Schwester des Valentinians, einen erwünschten Vorwand dazu gab.

Honoria, die ihr Bruder zur Augusta (Kronerbin) ernennt hatte, konnte den Antrieben der sinnlichen Liebe so wenig widerstehen, daß sie sich mit dem Kammerherrn Eugenius in einen sehr vertraulichen Umgang einließ. Darüber wurde sie nicht nur vom Hofe verbannt, sondern man sperrte sie auch in ein Kloster zu Constantinopel ein, damit sie zur Bekämpfung ihrer Sinnlichkeit um so mehr Gelegenheit haben möchte. Darum war es ihr aber freylich nicht zu thun. Sie wünschte vielmehr wieder

der in der Welt zu leben; sie wünschte sich zu verheyrathen. Diese beyden Wünsche konnte, weil sie glaubte, so leicht niemand besser, als Attila, erfüllen. Durch einen Vertrauten überschickte sie ihm in einem Ringe ein Recht auf ihre Hand. Attila ließ jetzt nicht sowohl aus Heyrathslust, als aus Politik, bey dem Valentinian um seine Schwester anwerben. Sie wurde ihm verweigert, und man brachte sie nach Italien zurück, wo sie zum Scheine verheyrathet, und dann eingesperrt wurde.

Attila brach hierauf (450) mit einem ungeheuren Heere von Hunnen, und andern Völkern, das man auf 700000 Mann schätzte, nach dem weströmischen Kaiserthume auf. Er richtete seinen Zug durch den mittlern Theil von Deutschland, wo sich noch manches deutsche Volk gutwillig oder gezwungen an ihn anschloß, nach dem Rhein hin. Den Uebergang über diesen Strom erleichterte ihm die Verbindung mit einem fränkischen Fürsten, der ihm gegen seinen Bruder zu Hülfe gerufen hatte. In Gallien fand er desto größere Schwierigkeiten.

Aetius, der Oberstatthalter dieses Landes, ein kluger und thätiger Mann, ein ehemaliger Freund der Hunnen, und ein Kriegsgefährte des Attila, machte, während daß Valentinian und seine Lieblinge zu Ravenna sorgenlos schwelgten, die wirksamsten Anstalten, Gallien zu vertheidigen, und dem fernern Vordringen des Hunnen-Königs Einhalt zu thun. Er verstärkte seine Kriegsmacht durch eine Verbindung mit den Westgothen, Burgundern und Franken, die sich in Gallien niedergelassen hatten. Ueber die Westgothen, die sich auf beiden Seiten der Pyrenäen weiter ausgebreitet hatten, herrschte jetzt Theodomir, ein Sohn des berühmten Alarichs, der einige Zeit hindurch mit dem vandalischen Könige Geiserich, dem Bundesgenossen des Attila, und einem Erzfeinde der Römer, in dem freundschaftlichsten Verhältnisse stand. Geiserichs Sohn hatte seine Tochter zur Gemahlin. Diese sollte, wie man ihr Schuld gab, den Schwiegervater haben vergiften wollen, und dieser schickte sie, nachdem er ihr die Nase und die Ohren hatte abschneiden lassen, ihrem Vater wieder nach Hause. Aus Rachsucht schloß

sich

sich nun Theodemir von neuen an die Römer an; seine Westgothen ließen sich aber doch nur mit Mühe bewegen, den Hunnen entgegen zu rücken. Die Burgunder hatten sich mit Bewilligung des Kaisers Jovinus, dem sie Beystand leisteten, an den beyden Seiten der Rhone niedergelassen. Die Franken waren aus den Niederlanden schon bis in den nordwestlichen Theil von Gallien eingedrungen. Ausser diesen Deutschen warb Aetius auch noch Alemannen, Sueven, Alanen und Sachsen an.

Attila, der sich mit dem zu seinen Bundesgenossen gehörenden Fürsten der Franken unweit der Mündung des Neckars (bey Mannheim) vereinigt hatte, verwüstete die Städte zwischen dem Rhein, der Mosel, der Maas und der Seine mit hunnischer Unbarmherzigkeit. Schon war Attila bis an die Loire vorgedrungen; schon belagerte er die wichtige Stadt Orleans. Aetius eilt zu ihrem Entsatze herbey. Attila zieht sich nach Champagne zurück. Bey Chalons an der Marne kömmt es zu einer entscheidenden Schlacht. Aetius erficht einen vollkommenen

Sieg, zu welchem Theodemir und seine Westgothen das meiste beytragen. Theodemir ward ein Opfer seiner Unerschrockenheit. Die Schlacht war überhaupt sehr mörderisch; 150000 Todte lagen auf dem Kampfplatze. Attila floh nach seiner Wagenburg, und war fest entschlossen, sich, mit allen seinen Habseligkeiten, zu verbrennen. Allein man ließ ihn hier unangefochten, weil es schon spät im Jahre war, weil es für so viele Streiter an Lebensmitteln fehlte. Die Schaaren der besondern Völker zogen also nach Hause, und nur von den Franken wurde Attila bis über den Rhein verfolgt.

So wenig dem Attila sein Einfall in Gallien geglückt hatte, so sehr stand sein Muth noch aufrecht, und er wiederhohlte noch im folgenden Jahre (451) seine Bewerbung um die Honoria, und um ihre Ausstattung. Als sie ihm abermahls abgeschlagen wurde, beschloß er, sie aus Italien selbst zu holen. Das Eindringen in Italien kostete ihm keine Mühe, weil die Zugänge nicht besetzt waren. Die Stadt Aequileja im Lande der Carner (im Friaul

und

und einem Theile von Krain), eine Hauptfestung an der Gränze von Deutschland, wurde nach einer langen Belagerung erobert und zerstört. Schon bey den vorigen Einbrüchen der Deutschen in Italien waren viele Bewohner dieser Gegend, oder des Landes Venetien, nach den Lagunen geflüchtet. Diesen Zufluchtsort suchten sie auch jetzt wieder auf. Von diesen blieben nun viele zurück, die sich auf den kleinen Inseln in dieser Gegend anbauten. So wurde zu der herrlichen Stadt Venedig der Grund gelegt. Attila's Horden verwüsteten aber noch manche Stadt; auch plünderten sie Mayland und Pavia. Valentinian und sein Hofstaat flüchteten nach Rom. Aetius wollte dem bedrängten Italien zu Hülfe ziehen; aber die Gothen weigerten sich, ihm Beystand zu leisten. Attila hätte also ungehindert bis nach Rom vordringen können. Aber die Sage, daß die, welche sich an dieser Hauptstadt der Welt vergriffen, kein Glück hätten, bewog den Hunnen-Monarchen, sich wieder zurückzuziehen. Um so eher gab er nun den Friedensanträgen des Kaisers, die ihm zwey Minister und Leo, der Vorsteher

der

der römischen Geistlichkeit überbrachten, Gehör. Attila that für eine große Geldsumme auf den Besitz der Honoria Verzicht. Er legte sich dafür ein andres schönes Mädchen, Nahmens Ildico, zu. Als er (353) das Hochzeitfest mit derselben feyerte, trank er so unmäßig, daß er in der Nacht einen heftigen Blutsturz bekam, der das Ende seines Lebens beschleunigte.

Mit Attila's Tode hörte die hunnische Herrschaft diesseits der Wolga wieder auf. Er hinterließ mehrere Söhne. Diese stritten sich um die Herrschaft. Ihre Uneinigkeit ermunterte die Ostgothen, Gepiden, Burgunder, und andre Völker mehr, sich dem hunnischen Joche zu entziehen. Attila's ältester Sohn, Ellak, der sie daran verhindern wollte, wurde im Treffen erschlagen. Sein ältester Bruder Dengisich wurde von den Völkern, die sich wieder in Freyheit gesetzt hatten, in seine Wagenburg zurückgedrängt. In der Verzweiflung wagte er einen Einfall in das Gebieth des oströmischen Kaiserthums. Da fand er seinen Tod; sein Kopf wurde nach Constantinopel

nopel gebracht, und öffentlich aufgesteckt. Nun zog sich sein jüngerer Bruder Irnak, der Liebling seines Vaters, mit den noch übrigen Hunnen über die Wolga zurück, und die hunnische Herrschaft in Europa, die etwas über siebzig Jahre gedauert hatte, hörte nun wieder auf.

Attila hatte das weströmische Kaiserthum zwar erschüttert, aber es dauerte doch noch zwanzig Jahre, freylich unter mancherley Anfechtungen, fort. Seine schönsten Provinzen befanden sich bereits in der Gewalt der Deutschen. In Afrika herrschten die Vandalen. Spanien und Portugal hatten sich die Sueven und Westgothen zugeeignet. Die Westgothen besaßen auch den südlichen Theil von Gallien. Das übrige war unter die Burgunder, Franken und Römer getheilt. Die letztern behaupteten sich nur noch zwischen der Seine und Loire. Im westlichen Theile, und vornehmlich in Bretagne, hatte sich seit 5 Jahren geflüchtete Britten niederlassen.

Diese Britten waren durch Ausländer aus ihrem Vaterlande vertrieben worden. Das

gut

gut angebaute Britannien, welches damahls schon 92 Städte und 30 bis 40 Bisthümer zählte, sah sich seit einiger Zeit von dem römischen Schutze, der es gegen die Einfälle der muthigen Bewohner des heutigen Schottlands, der Picten und Scoten, vertheidigt hatte, ganz verlassen. Schon unter dem Honorius marschierte nicht nur die brittische Legion ab, weil man sie in andern Gegenden des so bedrängten römischen Reiches noch nothwendiger brauchte; sondern man schleppte auch fast alle andre wehrhafte Mannschaft der Britten nach Gallien. Seitdem wurden die Picten und Scoten durch nichts mehr abgehalten, die friedlichen Britten, die unter der Herrschaft der Römer der Beschäftigung mit den Waffen fast ganz entwöhnt worden waren, so oft, als sie dazu Lust hatten, heimzusuchen. Zu ihnen gesellten sich noch seeräuberische Sachsen, die den Weg nach der schönen Insel Britannien sehr leicht fanden. Vergebens fleheten die Häupter der Britten den Honorius um Hülfe an, und es war ihnen ein schlechter Trost, daß er weiter keinen Gehorsam von ihnen verlangte. Vortiger, den die Britten zu

ihrem

ihrem Könige wählten, entsprach den Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht hatte, gar nicht. Er schloß sich in seinem Pallast ein, und rief, als Aetius nicht helfen wollte oder konnte, die sächsischen Seeräuber zu Hülfe. Hengst und Horsa, zwey aus Altsachen vertriebene Edle, landeten (449) mit drey Schiffen, auf welchen sich 500 Mann befanden, in Britannien. Bald kamen noch dreyzehn Schiffe mit Verstärkung nach. Unter den Weibern, welche die muthigen Sachsen begleiteten, befand sich auch Rovena, Hengsts Tochter. Diese gefiel dem Vortiger so wohl, daß er sich ihren Besitz durch das Land Kent erkaufte. Nun langten noch vierzig Schiffe voll Sachsen an, und da die Anzahl derselben durch neue Ankömmlinge noch immer vermehrt wurde, so waren die Britten zuletzt nicht vermögend, die Absicht der Sachsen, in Britannien sich festzusetzen, zu verhindern. Manche opferten der Freyheit ihre Leben auf; manche flüchteten in die westlichen Gebirge (in dem jetzigen Wallis); manche giengen nach Gallien, nach der Halbinsel Armorica (Bretagne) wo schon früher viele Britten ihre Zuflucht

gefunden

gefunden hatten. Die Uebrigen mußten sich unter das Joch der Sachsen schmiegen, zu welchen auch Angeln, ein Stamm der Sachsen, ingleichen Jüten, Bewohner der Halbinsel Jütland, gehörten. Sieben Anführer der vereinigten Völker stifteten nun eben so viele kleine Königreiche; ein jütisches: Kent; drey sächsische: Sussex, Wessex, Essex; und drey anglische: Nordhumberland, Ostangeln und Mittelangeln. Von den Angeln entlehnte Britannien in der Folge seinen jetzigen Nahmen; vielleicht weil die Angeln den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste von Gallien vorzüglich bekannt waren.

Lusitanien, Hispanien, Gallien, Britannien war also für das weströmische Kaiserthum fast ganz verlohren. An die Länder zwischen dem Rhein und der Maas durften die Römer schon lange nicht mehr denken. Also schränkte sich die ganze Herrschaft der weströmischen Kaiser noch auf Italien, und die zwischen den Alpen und der Donau liegenden Provinzen, ein. Aber auch diesen Ueberrest des occidentalischen Kaiserthums konnte die schwache, von den deutschen Generalen

neralen ganz abhängige, Regierung nicht lange mehr behaupten. Der Einfluß der Günstlinge, welche das Vergnügen des Monarchen zu befördern suchten, war so mächtig, daß rechtschaffene, um den Staat verdiente Männer ihrer Eifersucht und ihren Ränken nicht entgehen konnten. Dieß Schicksal hatte auch Aetius, der muthige Vertheidiger Galliens. Freylich bewies er ein zu starkes Selbstgefühl seiner Verdienste. Er verlangte die Tochter des Kaisers zur Gemahlin, und kränkte durch seine großen Anmaßungen Valentinians Hofbeamten so innig, daß sie sich zu seinem Untergange verschworen. Valentinians Erbitterung wurde so gereitzt, daß er ihm (454) mit eigner Hand das Schwerdt durch die Brust stieß. Kammerherren und Verschnittene vollendeten die Ermordung. Eben das Schicksal hatten noch andre würdige Staatsbeamte. Bald stand jedoch ein Rächer derselben auf. Der Senator Maximus, dessen Gemahlin Valentinian, theils durch List, theils durch Gewalt, zur Untreue verleitet hatte, schwor dem untauglichen Kaiser den Tod. Zwey ehemalige Trabanten des Aetius hieben ihn

(455) auf öffentlichem Platze, und im Angesichte seiner Leibwache, nieder. Maximus, ein sehr reicher und fein gebildeter Mann, wurde hierauf zum Kaiser gewählt, und Eudoxia, Valentinians Gemahlin, mußte sich entschließen, ihn zu heyrathen. Aber die stolze Tochter des oströmischen Kaisers Theodos II konnte dem Maximus die Theilnahme an der Ermordung ihres ersten Gemahls, die er ihr unvorsichtig gestand, nicht verzeihen. Aus Rachbegierde lud sie den vandalischen Geiserich nach Rom ein. Dieser erschien ohne Verzug (455 Jun.) mit einer großen Flotte vor der Tiber. Maximus war wegen des großen Anhanges, den die Eudoxia hatte, sogleich verlohren. Von jedermann verlassen, hatte er das schreckliche Schicksal, von dem Pöbel gesteinigt, und von den Soldaten niedergehauen zu werden. Der römische Bischof Leo I gieng an der Spitze der Geistlichkeit, mit Kreutzen und brennenden Fackeln, dem Könige der Vandalen entgegen. Kaum wurde aber durch die demüthigsten Bitten bewirkt, daß die Vandalen die herrliche Stadt nicht abbrennten, daß sie die Wehrlosen nicht tödteten,

daß

daß sie die Gefangenen nicht folterten, um ihnen die Bekanntmachung der verborgenen Schätze abzupressen. Rom wurde von den raubsüchtigen Vandalen volle vierzehn Tage geplündert. Die heiligen Geräthe aus dem Tempel zu Jerusalem, die Bildsäulen der Götter und Helden im Capitol, welche der Habsucht der Christen bisher noch entgangen waren, wurden jetzt auf ein Schiff gepackt, um sie nach Karthago zu schaffen. Das Schiff gieng jedoch unter, und es war von der ganzen Flotte der Vandalen das einzige Schiff, welches eine Beute des Meeres wurde. Die Menge der übrigen Kostbarkeiten, welche die Vandalen zusammengeplündert hatten, kam glücklich in Karthago an. Auch mehrere tausend von den Einwohnern Roms, ja selbst die Kaiserin Eudoxia und ihre Töchter, wurden dahin geschleppt.

Rom und Italien konnten sich seit der vandalischen Mißhandlung gar nicht mehr erholen, weil es an Zuflüssen aus den Provinzen fehlte. Die herrlichen Staatsgebäude und Pälläste in Rom verwandelten sich nun in kleine Privathäuser. Die schönen Parks

und Landhäuser der vorigen Zeiten waren nicht mehr. Die Regierung der folgenden Kaiser, die von dem suevischen Obergeneral Ricimer (Richmar) abhiengen, konnte dem völligen Umsturze des weströmischen Kaiserthums keinen Einhalt thun. Avitus, der nach dem Tode des Maximus erst am westgothischen Hofe zu Toulouse, und hernach in Gallien, zum Kaiser gewählt wurde, stand dem Ricimer nicht lange an. Er nöthigte ihn (456 Oct.) den Kaiserthron mit der Bischofswürde zu Piacenza zu vertauschen; aber der römische Senat gönnte ihm nicht einmahl diese, sondern ließ ihn gar hinrichten. Erst nach sechs Monathen (457 April) beförderte Ricimer den Majoran, einen Mann von ausserordentlichen Verdiensten, auf den Thron. Dieser, der so viel für die Widerherstellung des kaiserlichen Ansehens that; der für Ordnung, Wohlstand und Sittlichkeit die größte Sorgfalt bewies; der die Land- und Seemacht des Staates, freylich die erste meistens durch deutsche Truppen, in eine furchtbare Verfassung brachte, der entwarf den edlen Plan, das vandalische Reich in Afrika zu zerstören. Geiserich

war

war wegen dieses Angriffes so besorgt, daß er die westliche Hälfte seines Reiches in eine Einöde verwandelte, um den Römern das Eindringen in die Mitte desselben zu erschweren. Allein der brave Majoran unterlag den Ränken seiner Feinde. Verrätherey bewirkte, daß seine Flotte bey Neukarthago (Carthagena) an der Küste von Spanien, überfallen und vernichtet wurde (461 Aug.) Majoran wurde zur Abdankung gezwungen, und den traurigen Ueberrest seines Lebens endigte sehr bald eine Dysenterie. Seit der Zeit hieng das Schicksal des westlichen Kaiserthrones ganz vom Ricimer und seinen Soldaten ab, und wenn der oströmische Kaiserhof sein Recht, ihn zu besetzen, auch zuweilen ausübte, so behaupteten sich seine Kaiser-Geschöpfe immer nur kurze Zeit. Severus, stellte zwar, unter Ricimer Leitung, den Kaiser in Italien vor; aber Gallien und Dalmatien hatten ihre eignen Regenten. Nach dem Tode des Severs (465) beliebte es dem Ricimer, den Thron 2 Jahre lang ganz unbesetzt zu lassen. Während der Zeit litt Italien sehr viel von der Seeräuberey der Vandalen.

Auch

Auch wurde der Senat zu Rom durch das ungestüme Verlangen des Geiserichs, daß man seinen Schwager Olybrius auf den Thron setzen möchte, so geängstigt, daß er den Hof zu Constantinopel um einen neuen Kaiser bath. Dieser bestimmte hierzu den Anthemius, den reichen Schwiegersohn des Kaisers Leo. Anthemius verwendete 17000 Pfund Gold von seinem Vermögen, um die Zurüstungen zu einem Kriege gegen die Vandalen zu machen. Da diese große Summe zur Bestreitung des nöthigen Aufwandes noch nicht hinreichte, so wurde eine ausserordentliche Kriegssteuer von 47000 Pfund Gold, und 700000 Pfund Silber, zusammen 140000 Pfund Gold (einige und dreyßig Millionen Thaler) ausgeschrieben. Hierdurch wurde so viel bewirkt, daß eine Flotte von 1113 Schiffen, mit 100000 Mann Landtruppen, von Constantinopel auslaufen konnte, während daß ein andres Heer von Osten her gegen das vandalische Reich anrückte. Der schlaue Geiserich wußte aber auch diesen Sturm glücklich abzuwenden. Verrätherey und günstiger Wind waren ihm behülflich, den größten Theil der kaiserlichen

Flotte

Flotte zu verbrennen. Ricimer war mit dem Anthemius so wenig einig, daß er den Olybrius zum Kaiser erklärte, und Rom, wo sich Anthemius befand, hatte (472) abermahls das Schicksal, erobert und geplündert zu werden. Anthemius kam ums Leben. In eben dem Jahre folgten aber auch Ricimer (Aug.) und Olybrius (Oct.) einander bald im Tode nach.

Nun ließ der burgundische König Gundobald, Ricimers Schwestersohn, den Glycerius, einen Menschen von niedrer Herkunft, aber vorzüglichen Eigenschaften, auf den weströmischen Thron steigen. Dieser war also damahls ein Spiel desjenigen, der das Recht der Stärkern ausüben konnte. Dagegen ernennte der orientalische Kaiser Leo den Julius, der damahls die Herrschaft über Dalmatien behauptete, zum Kaiser. Allein Orestes, der General der zu Rom befindlichen Besatzung, jagte (475) den Nepos wieder fort, und ließ seinen Sohn Romulus Augustulus zum Kaiser wählen. Jetzt glaubten sich aber die Befehlshaber eines in Italien stehenden Heeres von deutschen Soldtruppen,

welches aus Herulern, Rügiern und Scyren bestand, berechtigt, nicht nur die bey dem Antritte einer neuen Regierung gewöhnlichen Geschenke, sondern auch ein Drittel von ganz Italien, zu verlangen. Man schlägt ihnen ihre Forderung ab. Nun wählen sie sich einen Oberbefehlshaber. Odoacher, der Sohn des Edekons, der unter dem Attila ein Corps von Scyren commandirt hatte, war lange des Orestes Gefährte bei der Armee des Attila gewesen, und hatte im Noricum, wo ihm ein Heiliger, Nahmens Severin, seine künftige Größe verkündigte, lange Kriegsdienste gethan. Dieser Odoacher stellte sich an die Spitze der Heruler und ihrer Bundesgenossen, erstürmte (476 Aug.) Pavia, ließ den Orestes zu Piacenza hinrichten, und nöthigte den Romulus Augustulus abzudanken. Das Landguth, welches ehemahls der berühmte Lucull besessen hatte, und das ohngefähr 20000 Thaler jährlicher Einkünfte, gewährten ihm vielleicht mehr Glück, als ihm der schwankende Kaiserthron gewährt haben würde. Sein Vorgänger Nepos hatte kein so günstiges Loos; er wurde ermordet. Odoacher nöthigte

nöthigte den Senat zu Rom, den Kaiser zu Constantinopel zu bitten, daß er ihn zum Patricius, und zum Statthalter über die Diöces Italien, ernennen möchte. So wollte also Odoacher gleichsam unter dem Scheine des Rechtes über Italien herrschen. Die Regierung zu Constantinopel, die sich mit Glaubensverordnungen beschäfftigte; die die Armeen blos für die Revolutionen in den Bisthümern brauchte; die ließ es ruhig geschehen, daß der westliche Theil des römischen Kaiserthums auf ewig abgerissen wurde.

# Achtes Kapitel.

## Römische Staatsverfassung zur Zeit des Kaiserthumes.

Das römische Kaiserthum, dessen westlicher Theil von den deutschen Völkern verschlungen worden war, übertraf die römische Republik an Umfang, weil seit der Zeit ein beträchtlicher Theil von Deutschland, ingleichen Britannien und Dacien, noch hinzugekommen war. Das Gebiethe, welche dasselbe in allen drey Erdtheilen besaß, belief sich jetzt wohl auf 90000 Quadratmeilen. *) Die

*) Vergl. Th. IV. S. 275.

Die Zahl seiner Einwohner überhaupt läßt sich nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen, und es sind uns nur von einigen Provinzen genauere Zahlen bekannt. So rechnete man zur Zeit des Vespasians für Aegypten acht, für Palästina fünf Millionen Seelen. In dem tarraconensischen Hispanien, welches ungefähr zwey Drittel des jetzigen Spaniens ausmachte, zählte man allein 681000 freye Köpfe. Dalmatien enthielt über 800000 Menschen. Genug, alle römische Provinzen, von welchen man genauere Angaben hat, waren damahls besser als jetzt bevölkert, und man nimmt also nicht zu viel an, wenn man für jede Quadratmeile 2000 Menschen, und für den ganzen Staat also 180 Millionen, rechnet. Rom allein hatte so viel Einwohner, als eine große Provinz. Diese ungeheure große Stadt faßte zur Zeit der ersten Kaiser wenigstens anderthalb Millionen Menschen, und zuweilen soll sich die Anzahl derselben gar auf 4 Millionen belaufen haben. An der freyen Brodaustheilung hatten wohl eher 300000 Hausväter Antheil. Die Stadt war daher so voll gepfropft, daß man auf 46000 Quartiere

zählte,

zählte, daß manches Privathaus sieben Stockwerk hoch war, daß Augustus, um die Verdunkelung der Gassen zu verhindern, befehlen mußte, nicht höher als 70 Fuß zu bauen.

Rom war der eigentliche Sitz der römischen Bürger; auch befand sich lange Zeit der größte Theil derselben in Rom. Seitdem aber das römische Bürgerrecht ganzen Städten und Provinzen zu Theil wurde, seitdem vermehrte sich die Zahl der römischen Bürger auf einmahl um das Zehnfache. Zwey Jahre vor Cäsars Ermordung zählte man nicht mehr als 463000, und 18 Jahre hernach stieg die Anzahl derselben gleich auf 4,063,000. Unter dem Augustus gab es zuletzt 4,137,000. Unter dem Claudius rechnete man beynahe 7 Millionen, oder 6,944,000. Nimmt man für die Familie eines jeden römischen Bürgers nur vier Personen an, so belief sich die Zahl aller das römische Bürgerrecht genießenden Personen über acht und zwanzig Millionen. Diese machten also ungefähr nur den 6ten Theil aller Bewohner des römischen Staates aus.

Je größer die Anzahl der römischen Bürger wurde, um so mehr verminderte sich ihr Einfluß auf die Staatsverwaltung, und unter der monarchischen Regierung hörte er allmählig völlig auf. Das äussere der republikanischen Verfassung dauerte zwar bis auf Constantin den Großen fort. Der Kaiser oder Princeps stellte gleichsam nur das Haupt der Republik, oder denjenigen vor, der die vollziehende Gewalt ausübte. Daher hiengen, wenigstens gesetzmäßig, nicht alle Provinzen von dem Imperator, sondern auch von dem Senate, ab. Dieser hatte seinen eignen Schatz, und jede Provinz blieb der andern gleichsam ein fremdes Land. Allein Constantin der Große vereinigte die Leitung aller Regierungs- und Staatsangelegenheiten unter einem Staatsrathe, den er das Consistorium des Princeps nennte. Seitdem stellte der Senat eine Versammlung von wenig geltenden Reichsständen vor, und er gab in Rücksicht der Stadt Rom einen wahren Stadtrath ab. Die Consulwürde, die nun noch auf vier Personen, auf zwey Vice- und zwey Ehrenconsuln, ausgedehnt worden war, gewährte

währte jetzt weiter nichts, als einen bloßen Titel. Mit dem Nahmen eines Patriciers war ein sehr hoher Rang verbunden. Die wichtigsten Männer im Staate stellten die Staatsminister, die Mitglieder des Consistoriums, vor. Unter diesem standen die vier Präfecti, oder Generalstatthalter, von welchen jedem wieder sein eigner Staatsrath zugeordnet war. Die Kaiser hatten noch ihre besondern Conferenzminister, oder Staatsconsulenten, lauter einsichtsvolle und erfahre Männer, die sie bey den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu Rathe zogen, die durch ihre Weisheit den kranken römischen Staat noch lange aufrecht erhielten.

Aber die römische Staatsverwaltung hatte Fehler, welche den Untergang des Staates fast unvermeidlich nach sich ziehen mußten. Der Staat war für seine Regierung zu ungeheuer. In der Regierungsform herrschte zu viel Ungewißheit und Unbestimmtheit. Die Macht des Regenten stützte sich zu sehr auf militärischen Despotismus, den stehende Heere, starke Leibwachen, reichliche Gnadengeschenke, ansehnliche Gehalte, großer

Sold —

Sold — den Austheilung von Brod und andern Bedürfnissen — den Schauspiele, und zuvorkommende Artigkeit aufrecht erhielten und beförderten. Die Regierung des Augustus ließ den Despotismus noch nicht ganz durchscheinen; aber unter dem kargen und mürrischen Tiberius wurde er schon sichtbarer. Dieser entzog der Bürgerversammlung ihre wichtigsten Rechte, um sie durch den Senat in seine Gewalt zu bringen. Er befestigte den Despotismus aber hauptsächlich dadurch, daß er die Prätorianer in ein festes Lager zusammenzog; daß er das Majestätsgesetz, welches die Staatsverrätherey zum Gegenstande hatte, auf die Person des Princeps, und auf bloße Reden, ausdehnte. Die schrecklichen Folgen dieser despotischen Anordnungen zeigten sich in verläumderischen und falschen Anklagen. Der Princeps konnte nun alles durchsetzen, und nur auf den Pöbel mußte er einige Rücksicht nehmen. Die neuen Gesetze des Tibers waren allgemein verhaßt. Caligula benutzte diesen Umstand, sich das unbegränzte Vertrauen des gemeinen Volkes zu erwerben. Er schaffte jene harten Verordnungen ab, und nun konnte er

völlig

völlig nach seiner Willkühr regieren. Er wollte seinen Despotenkopf erst mit dem königlichen Diadem zieren; bald überzeugten ihn aber seine schmeichlerischen Freunde, daß er, über alle Könige erhaben, blos durch den Götterglanz sich eine Zierde verschaffen könne. Claudius hatte seine Erhebung auf den Thron der Leibwache zu danken. Dieß war das erste Beyspiel dieser Art. Den Nero erkannte zwar der Senat für einen Feind des Vaterlandes; aber die ausgebrochenen Empörungen flößten ihm erst den hierzu nöthigen Muth ein. Vespasian erhielt die Rechte, die seine Vorfahren durch despotische Mittel sich zugeeignet hatten, auf eine gesetzmäßigere Art; aber Domitian mißbrauchte diese mit schrecklicher Willkühr, und scheute sich nicht, sich einen Herrn und Gott zu nennen. Nerva rettete sich und den Staat durch die Ernennung eines vortrefflichen Nachfolgers, des Trajans. Sein Beyspiel wurde, zum Besten des Staates, in der Folge sehr oft nachgeahmt. Hadrian befolgte Trajans Regierungsgrundsätze schon mit mehr Strenge. Mit ihm fangen die kaiserlichen Constitutionen, oder Verordnungen,

gen, an. Caracalla führte den Despotismus wieder ein, und auch das Aeussere der Regierung bildete sich nun monarchischer aus. Der Staatsrath unterdrückte noch vollends alle Rechte des Senats. Caracalla schuf den mächtigen General der Leibwache zum Großwessir um. Seit eben dieser Zeit mußte Rom die Ehre, die Residenz des Regenten abzugeben, manchmahl einer andern Stadt überlassen. Diocletian führte das orientalische Ceremoniell ein. Die Regierung kam jetzt immer mehr in die Hände der Civilbeamten. Die vielen Kaiser von niedriger Herkunft trugen sehr viel dazu bey, daß der Stammadel vertilgt wurde. So bildete sich die römische Republik allmählig zu einer Monarchie, deren Besitzer, gleich einem orientalischen Herrscher, von niemand eingeschränkt wurde; der, so lange keine Revolution das Ende seiner Regierung herbeyführte, den großen Weltstaat als sein Eigenthum betrachtete; der sich über alle Gesetze erhaben glaubte.

Auch über das Vermögen der Unterthanen glaubte ein römischer Kaiser ganz uneinge-

eingeschränkt gebiethen zu können. Seit Constantins des Großen Zeiten waren die Auflagen ganz willkührlich. Sie bestanden theils aus eigentlichen Steuern, theils aus Naturallieferungen und Frohndiensten, welche von den Grundstücken entrichtet werden mußten. Die Naturalabgaben waren an die Stelle der ehemaligen Zehnten und Fünften getreten. Man nahm dabey auf die vorzüglichsten Produkte eines Landes Rücksicht. Von Aegypten, Afrika, Sicilien, Sardinien wurde Getreide; von Afrika, der Gegend um Nizza und Sparta Baumöhl; von den griechischen Inseln und Pannonien Wein; von Lucanien und Bruttien Schweine Vieh und Geräuchertes; von andern Gegenden Schlachtvieh, von andern Pferde, geliefert. Um die Geldabgaben und Lieferungen verhältnißmäßig einzurichten, wurden die Ländereyen ausgemessen, und in Verzeichnisse gebracht, die man Catastra (Steuerbücher) nennte. Da sich in Ansehung des Verhältnisses in einigen Jahren manches änderte, so wurde alle fünf Jahre eine neue Eintheilung, und alle funfzehn Jahre ein neues Steuerbuch, gemacht. Daraus entstand

stand die Indiction und Zinszahl, die noch jetzt aus den deutschen Kalendern nicht verbannt ist. Man rechnete auf jeden Kopf des Bezirkes eine gewisse Summe, deren Betrag nach dem Catastr vertheilt wurde. Dabey wurde auf die Kräfte der Unterthanen keine Rücksicht genommen, und ein Kopf in den andern bezahlte etwa funfzig Thaler. So viel entrichten jetzt die Unterthanen keines Staates in der Welt! Von den Geldabgaben wurden manche blos in Gold angenommen. Eine zweyte Quelle der römischen Staatseinkünfte machten Zölle und Accise aus. Jene stiegen von dritthalb bis auf dreyzehnthalb Procent, also bis auf den 8ten Theil. Dergleichen Abgaben wurden von den Freygelassenen, von den Erbschaften, von allen zum Verkaufe gebrachten Waaren, entrichtet. Kaufleute und Handwerker gaben eine Gewerbsteuer, die alle 4 Jahre eingetrieben wurde. Bey dem Regierungsantritte eines neuen Kaisers, mußten die Unterthanen das sogenannte Kronengold entrichten. Regalien und Kammergüther, ingleichen Münzstätten, Bergwerke, Salzwerke, Forste, Triften, Monopole, und Schutzgelder

der

Juden, brachten gleichfalls große Summen ein, und welch eine reiche Quelle für den Fiscus (die Privatkasse der Kaiser) gab nicht die Einziehung der Güther von vornehmen Personen ab, die des Hochverraths beschuldigt worden waren? Heimfälle, Strafgelder, Gerichts- und Kanzleysporteln warfen auch nicht unbeträchtliche Summen ab. Sodann ersparte das Aerarium (die Staatskasse) manchen Aufwand, den ihr die Unterhaltungskosten öffentlicher Anstalten verursachen konnten. So mußten z. B. die Consuln für die Schauspiele sorgen. Wenn daher die Kaiser nur einigermaßen gut wirthschafteten, so konnten sie sehr leicht einen großen Schatz sammeln. Augustus legte 8, Tiberius 131 Millionen, zurück.

Die Abgaben, welche die Unterthanen des römischen Staates entrichten mußten, waren aber verhältnißmäßig weniger drückend, als man sich dieselben vielleicht vorstellt, weil so, wie in dem jetzigen England, das baare Geld in großer Menge vorhanden war. Als die römische Republik sich ihrem Ende näherte, konnte man in

Rom

Rom zwischen fünf bis acht hundert Millionen Thaler baares Geld rechnen, und wenn auch jährlich viele Millionen für Bedürfnisse des Luxus nach Persien, Arabien und Indien giengen, so kamen auch viele Millionen wieder als Abgaben ein. Es gab daher damahls manche Privatleute, die ein ganz ungeheures Vermögen besaßen. Apicius, der bekannte Schlemmer, hatte über fünf Millionen, und unter den Senatoren, unter welchen sich allmählich alle Reichen zusammendrängten, gab es mehr als einen, der jährlich über eine Million Thaler Einkünfte besaß. Zur Zeit des Nero hatten sich sechs Familien in alle Landgüter von Afrika getheilt. Bey diesem großen Privatreichthum fehlte es zur Zeit des Tibers doch einmal so sehr an klingender Münze, daß fast alle Senatoren mit einer schweren Schuldenlast kämpften, und daß Tiberius fünf Millionen Thaler auf drey Jahre ohne Zinsen herschießen mußte. Doch dieß war nur eine bald vorübergehende Geldnoth, welche durch verschwenderische Schwelgerey veursacht worden war. Im ganzen genommen mag es gewiß in keinem Staate mehr baa-

res Geld gegeben haben, als in dem römischen Kaiserthume.

Die ungeheuren Summen, welche durch die Steuern und Abgaben in den Staatsschatz flossen, wurden hauptsächlich auf den Kriegsstaat, auf den Gehalt der Staatsbeamten, auf den Unterhalt und die Belustigung der Einwohner Roms, verwendet. Man legte große Magazine an, aus welchen man Getreide, Mehl, Speck, Oehl und Wein, theils für einen wohlfeilen Preis, theils umsonst, austheilte, und man rechnete immer auf 200000 Familien, welche aus diesen Magazinen mit den Bedürfnissen des Lebens versorgt wurden. Wie manche große Summe verzehrte aber nicht die gränzenlose Schwelgerey und Ueppigkeit, welche an dem Hofe der meisten herrschte; verzehrten nicht die ungeheuern Geschenke, welche den Günstlingen der Kaiser zuflossen?

Die Verwaltung der Staatseinkünfte war ziemlich gut eingerichtet. Anfangs unterschied man das Aerarium, die Schatzkammer des Staates von dem Fiscus oder der Casse

Casse des Prinzeps; noch vor Constantins des Großen Zeiten flossen aber diese beyden Cassen so in einander, daß man sie nicht mehr unterscheiden konnte. Alles wurde nun zusammen kaiserliche Staatseinkünfte genennt, und man sonderte von denselben nun wieder die Privatcasse des Monarchen (seine Chatoulle) ab. Ueber jede hatte ein besondrer Finanzminister die Aufsicht. Jener hatte eine große Menge Finanzräthe und Untereinnehmer unter sich. Die Steuern wurden zu gewissen Terminen abgetragen, und zum Theil mit großer Strenge eingetrieben, weil die Einnehmer, welche sich in der Eintreibung säumig bewiesen, und die Steuern anschwellen ließen, zur Strafe gezogen wurden. Die Zölle verpachtete man gewöhnlich auf drey Jahre. Die Generalpächter waren aber nicht mehr, wie zu den Zeiten der Republik, aus dem Ritterstande. Schon manchmahl gaben die Juden Finanzpächter ab, und schon manchmahl machten sie sich durch ihren Wuchergeist verhaßt. Die Unterthanen befanden sich wegen der Finanzerpressungen in einer sehr drückenden Lage, und die Provinzen sanken deswegen immer

tiefer von ihrem Wohlstande herab. Die Einwohner derselben geriethen in solche Dürftigkeit, daß sie wegzogen, und manche große Strecke schöner Länderey mußte mit Colonisten deutschen Ursprunges wieder besetzt werden.

Das römische Kriegswesen, welches einen sehr großen Theil der Staatseinkünfte verzehrte, war zwar ansehnlich, aber nach Verhältniß des Staates noch immer nicht groß genug. Unter dem Augustus belief sich die Landmacht auf 26 Legionen. Jede bestand aus 10 Cohorten, von welchen die erste 1100 Mann, lauter auserlesene Leute, von den übrigen aber jede 555 Mann, zusammen 7215 Köpfe, zählte. Die Legionen-Infanterie betrug demnach 187590 Mann. Hierzu kamen noch 20000 Mann zu Pferde. Hierbey waren 9 Cohorten Leibwache und 3 Cohorten römische Stadtsoldaten, imgleichen die Schaaren der Bundesgenossen, nicht gerechnet. Die ganze Landmacht mochte gegen viermahl hundert tausend Mann betragen, und dieß war die Landmacht eines Staates, welcher den russischen, der eben

so

so viel Landtruppen hat, an Volksmenge sechsmahl übertraf. Zu Severs Zeiten hatten sich die Legionen bis auf 32 vermehrt. Es waren derselben aber noch immer zu wenig, und in manchen Provinzen, als in Kleinasien und in Afrika, gab es fast gar kein ordentliches Kriegsvolk. In der Folge zählte man zwar viele Legionen; aber sie enthielten so wenig Mannschaft, daß sie nicht mehr Brigaden, sondern kaum Regimenter, vorstellten. Von 134 Legionen war jede kaum 1000 Mann stark. Die ganze Mannschaft belief sich etwa auf 213,000 Mann. Der Nahme der Legionen verlohr sich endlich so sehr, daß man ihn um die Mitte des 4ten Jahrhunderts nur noch als einen Gegenstand des Alterthums kennte. Man wußte jetzt nur noch von leichtbewaffneten Cohorten, die man zur Vertheidigung der Gränzen brauchte. Die der Kriegszucht fast ganz entwöhnten, verzärtelten römischen Soldaten waren jetzt so bequem, daß sie das Schlachtschwerdt gegen den Galanteriedegen, den Harnisch gegen einen Oberrock, und den Helm gegen die warme und weiche pannonische Pelzmütze, vertauschten. Sie lie-

ßen sich ihr Gepäcke, oder wohl gar ihre Waffen, nachschleppen; sie fanden es zu mühsam, Wall und Graben um ihre Lager aufzuführen; sie wollten nicht mehr zu Fuße dienen, und alle Bemühungen der Kaiser und Feldherren, sie zu einer strengern Kriegszucht anzuhalten, kamen ihnen so unerträglich vor, daß sie mehr als einen derselben, der sich in diesem Punkte zu eifrig bewies, ermordeten. Augustus suchte die Kriegszucht durch mancherley Anordnungen aufrecht zu erhalten. Die Soldaten mußten sich täglich in den Waffen üben, und dreymahl des Monaths wurden sie in größern Haufen geübt. Unter den folgenden Kaisern aus seiner Familie gerieth die Kriegszucht wieder in Verfall. Vespasian, Trajan, Hadrian arbeiteten aber mit rühmlichem und glücklichem Eifer daran, die Kriegszucht wieder herzustellen, und Hadrian suchte sie durch besondere Verordnungen zu heben. Unter dem Antonin kam aber mit den aus dem Orient zurückkehrenden Truppen nicht allein die Pest, sondern auch Sittenverderbniß aus Antiochien, herbey. Seit der Zeit herrschte immer weniger Zucht und Ordnung

bey

bey den Armeen. Alle Arten des städtischen Luxus schlichen sich unter ihnen ein. Fechterkämpfe, Thierhetzen, Wettrennen, Seiltänzerkünste raubten den Soldaten den größten Theil ihrer Zeit. Der Kriegsdienst, auf welchen der Bürger des freyen Roms so stolz war, verlohr immer mehr von seiner Achtung. Zugleich mit dem Freyheitssinne, und der Vaterlandsliebe, verschwand auch die Neigung zum Kriegsdienste. Die ausserordentlich vermehrte Anzahl der Bürger hatte die natürliche Folge, daß der aus ihnen genommene Krieger nicht mehr so sehr wie ehedem geschätzt wurde. Vergebens suchte man durch erhöhten Sold, und durch allerley Vorrechte, die Lust zum Kriegsdienste einzuflößen. Schon zu Trajans Zeiten durfte derjenige, welcher der Werbung nicht folgen wollte, einen andern Mann für sich stellen. Die Gelehrten, und andere Personen mehr, waren vom Kriegsdienste befreyt. Die Stellung der Recruten war auf die Güther vertheilt. Aber es kam dennoch so weit, daß man gewaltsame Werbungen anstellen, daß man die Leute ohne Rücksicht auf das Maß nehmen, daß man Bewohner

wohner der Provinzen, und endlich gar Deutsche, anwerben mußte. Zuletzt bestanden die besten Truppen blos aus deutschen Subsidien ; Armeen.

Einsichtsvolle und glückliche Feldherren traf sehr oft das Loos, von ihren Officieren und Soldaten zum Imperator ausgerufen zu werden. Diese Ehre war aber mehstens mit großer Gefahr verbunden; es war ein glänzendes Glück von kurzer Dauer. Mancher vermied es also sich auszuzeichnen, um dem blendenden aber gefahrvollen Glückswechsel zu entgehen. Große Generale befanden sich aber auch schon wegen des Neides, und der Besorgniß, die sie in dem Imperator rege machen konnten, in einer gefährlichen Lage. Die vornehmsten und fähigsten jungen Leute fanden es daher bedenklich, sich dem Kriegsdienste zu widmen, und Gallienus verboth es sogar allen Senatoren, Befehlshaberstellen zu verwalten. Seit dieser Zeit waren die Generale und Officiere meistens Deutsche. Constantin führte zwey Generalfeldmarschälle magistri militiae, ein; einen für das Fußvolk, und den andern

dern für die Reiterey. Jedem war ein Kriegscollegium untergeordnet.

Die Seemacht des römischen Staates war nicht beträchtlich; gegen welchen Feind hätte man aber auch furchtbare Flotten nöthig gehabt? Die Kriegsschiffe, die man an den Küsten hatte, dienten blos zur Abhaltung der Seeräuber. Augustus unterhielt zwey Flotten von leichten Schiffen; eine bey Misenum (in der Nähe von Pozzuolo), die andre bey Ravenna. In der Folge gab es auch an der gallischen Küste, und auf dem schwarzen Meere, ingleichen bey Aegypten, und an der Küste von Afrika, besondere Flotten. Die Soldaten, welche zu gleicher Zeit Matrosen abgaben, wurden für geringer gehalten, als die Landsoldaten.

---

# Neuntes Kapitel.

Privatleben. Landescultur. Gewerbe. Künste. Wissenschaften. Religion.

Die römische Welt war schon gegen das Ende der Republik sehr verdorben; unter der Monarchie war sie aber, durch das mächtige Beyspiel der meistens höchst üppigen und wollüstigen Kaiser, noch schlimmer geworden. Die Römer waren jetzt größtentheils ein weichliches, armes, habsüchtiges, fast aller Tugenden unfähiges Menschengeschlecht. Die Ehelosigkeit wurde immer allgemeiner. Sehr auffallend herrschte sie schon unter den Kaisern aus der Familie des Augustus.

Augustus. Vergebens bemühete sich der Stammvater derselben, der die traurigen Folgen sittlicher Ausschweifungen in seiner eignen Familie so lebhaft erfahren hatte, dem Ehestand von neuem ein heiliges Ansehn zu geben. Man bestimmte für vermögende Hagestolze Strafen; man verboth die Verletzung der ehemaligen Treue, und die muthwillige Trennung der ehelichen Verbindung, sehr nachdrücklich; man suchte die ärmern Personen durch Geschenke und Vorrechte zur häufigern Schließung der Ehen aufzumuntern. Allein wegen des Luxus des weiblichen Geschlechtes, blieb es Männern, die kein Vermögen hatten, unmöglich, sich mit einer Gattin zu versehen, und junge Mannspersonen, die sich in dürftigen Umständen befanden, gab es, der herrschenden Schwelgerey und Ueppigkeit wegen, sehr häufig. Wie konnte aber auch für Leute, die sich so frühzeitig und so leicht in den physischen Genuß der Liebe eingeweihet hatten, die Ehe, welche diesen Genuß fesselt, einen bleibenden Reitz haben? Wenn man in eine eheliche Verbindung sich einließ, so geschah es entweder aus politischen, oder

aus

aus sinnlichen Absichten. Eine solche Ehe konnte aber kein häusliches Glück gewähren. Die Ehe war daher schon lange in Rom verhaßt, und selbst das Christenthum bewirkte in diesem Punkte keine Aenderung der Gesinnung. Desto häufiger kam der Concubinat vor, der das sinnliche Vergnügen des Ehestandes, ohne die drückenden Fesseln desselben, gewährte. Die römischen Gesetze hatten daher oft die Einschränkung dieser natürlichen Ehen zum Gegenstande, und es wurde wegen der in ihnen erzeugten Kinder, und ihrer Legitimation, manches verordnet. Das Betragen der verheyratheten Damen war aber, besonders zur Zeit der Kaiser aus der Familie des Augustus, so höchst ausschweifend, daß es die Neigung zum Ehestande vollends unterdrücken mußte. Wollte ein Mann nicht für einen ungeschliffenen, unartigen Menschen gehalten werden, so durfte er es seiner schönen Frau nicht verbiethen, in einer Kleidung, durch welche nicht der geringste ihrer Reitze dem lüsternen Auge entzogen wurde, auf offnem Palankin sich austragen zu lassen. Ein junger Herr, der keine Maitresse hielt, oder

mit

mit der artigen Frau eines andern nicht in einer vertraulichen Verbindung stand, der galt bey den Damen für einen Menschen ohne alle Lebensart.

In solchen Zeiten wurde auch die Erziehung der Kinder vernachläßigt. Die Kinder der Vornehmen wurden zu weichlich, die Kinder der Geringen zu frey erzogen. Man machte damahls, so wie jetzt, öffentlichen Schulen zuweilen den ungerechten Vorwurf, zu der Sittenlosigkeit der Kinder mitgewirkt zu haben. Aber dieser Vorwurf war für die Schulen ganz unverdient, da, eben so wie in unsern Zeiten, weichliche, üppige und nachsichtsvolle, häusliche Erziehung alle Spannkraft des Geistes und Körpers frühzeitig unterdrückte; da die Kinder, von ihrer ersten Jugend an, mit allen Bedürfnissen des Luxus bis zum Ueberflusse vertraut waren; da sie unzüchtige Handlungen mit ansahen, und schamlose Reden so oft mit anhörten. Die Uebertretung einer Vorschrift der Moral verzieh man ihnen eher, als ein Versehen in der Grammatik und im Ceremoniell. In der Folge übersah man

aber

aber auch die Fehler im Ausdrucke und im Anstande. Die Kinder der vornehmen Leute lernten nun fast gar nichts mehr, und sie fanden an weiter nichts, als an Schauspielen und an Pferden, ihr Vergnügen.

Bey einer solchen Erziehung wurde, in Verbindung mit warmen Bädern, mit Brunnencuren, mit Salben und andern Beförderungsmitteln der Verzärtelung, die üppige Weichlichkeit immer herrschender. Doch galt dieses eigentlich nur von vornehmen und reichen Familien; denn die gemeinen Leute ergötzten sich am meisten an Fechterkämpfen, Thierhetzen, und andern dergleichen Schauspielen, die, nebst einem sorgenlosen Müssiggange, ihr ganzes Glück ausmachten. Eben dieser Müssiggang, und eben diese Faulheit des großen Haufens, bewirkte, daß die ehemahls so brave Nation der Römer völlig ausartete. Hierzu trug auch der so ununterbrochene fortdauernde Friede sehr viel bey. Man liebte die Bequemlichkeit immer stärker. Man arbeitete blos, um geschwinde Geld zu bekommen, durch welches man die Befriedigung seiner Leidenschaften

schaften befördern könnte. Man erlaubte sich Hurenwirthschaft, Kuppeley, Mäklerey, geheime Ordensbetrügereyen, ungerechten Wucher, und andere dergleichen Geldschneidereyen und schändliche Mittel, um sich Geld zu erwerben. Man beschäfftigte sich nicht gern mit ernsthaften Wissenschaften, die nicht sehr einträglich waren. Die meisten Verehrer fanden daher die gerichtliche Beredtsamkeit, und die Arzneywissenschaft, weil man bey denselben die glänzendsten Aussichten hatte. Schauspieler, Musiker und andere Künstler, welche die Augen und Ohren angenehm beschäfftigten, wurden gleichfalls sehr gut bezahlt. Da so viele Bewohner Roms vom geringern Stande, die auf die freyen Austheilungen der Lebensbedürfnisse rechneten, sich ganz dem Müssiggange überließen, so war die Zahl der dürftigen, bettelarmen Leute ungeheuer groß, und die Kaiser, die sich der Regierung mit Eifer annahmen, suchten die große Menge der Müßiggänger durch ausgesendete Colonien, durch Verminderung der unentgeltlichen Austheilungen, oder derer, die daran Antheil nahmen, durch Einschränkung der

öffent-

öffentlichen Spiele, durch Aufführung großer Gebäude, zu entfernen. Andere Kaiser aber, welche die Aufmerksamkeit des großen Publikums von ihren despotischen Entwürfen und Anordnungen wegzuziehen wünschten, durften die Augen und den Magen der gemeinen Leute nie unbefriedigt lassen. So wurde aus dem größten Theile der Einwohner Roms zuletzt ein völlig verderbtes, verabscheuungswürdiges Menschengeschlecht.

Die traurigen Folgen der Sittenverdorbenheit zeigten sich in Ansehung des Gewerbes, in Ansehung der Künste und Wissenschaften, immer auffallender. Allmählig verschwand alle Betriebsamkeit. Einige Zeit hindurch befand sich unter der monarchischen Regierung die Cultur des Landes noch in dem blühendsten Zustande, weil die Einkünfte des großen Staates, in welchem so viele schöne Länder vereinigt waren, zur Anlegung von Straßen, Kanälen, Brücken, Wasserleitungen, Dämmen und Teichen, die reichlichsten Mittel darreichten; weil ein langer ununterbrochen fortdauernder Friede, weil die bey Landplagen sich sehr thätig beweisende

weisende Sorgfalt der Kaiser, den Wohlstand der Unterthanen aufrecht erhielt. Das Gewerbe war daher noch lange sehr lebhaft; doch bemerkte man dieß weniger in dem östlichen, als in dem westlichen Theile des römischen Staates. Hispanien war jetzt so vortrefflich angebaut, daß es ein zweytes Italien vorstellte. Vorzüglich im Wohlstande aber befanden sich die Bewohner von Bätica (Andalusien und Granada) die ihr Ackerbau und ihre Bergwerke bereicherten. Auch das narbonensische Gallien (Südfrankreich) war so vortrefflich angebaut, daß es eher mit dem Hauptlande Italien, als mit einer Provinz, Aehnlichkeit hatte. Ein Land, welches durch den sorgfältigen Fleiß der Römer in einen besonders blühenden Zustand versetzt wurde, war Pannonien, welches die Römer in eine Provinz umschufen, welche die herrlichsten Producte aller Art, vornehmlich Obst, Wein, Gemüße, Flachs, Getreide, Vieh, hervorbrachte. Der zu Rom und in Italien herrschende Luxus half den Garten- und Landbau, so wie die Viehzucht, nicht wenig befördern. Selbst von Flandern her wurden große Heerden von Gänsen nach Rom getrieben.

ben. So hatten die Römer, die manche große und herrliche Stadt zerstörten, doch manches Land im südlichen und westlichen Europa vortrefflich angebaut. Die Anzahl der Städte im römischen Staate war daher sehr ansehnlich, und unter die Städte rechnete man damahls noch nicht so viele kleine Oerter, als man in unsern Zeiten darunter zählt. Zu Anfang des zweyten Jahrhunderts mag sich die Anzahl aller im römischen Kaiserthume befindlichen Städte wohl auf sechs tausend belaufen haben. In Lusitanien und Hispanien gab es wenigstens 514, in Gallien etwa 1200, in Italien über 450, in Kleinasien ungefähr 500 Städte. Unter diesen vielen Städten hoben sich Rom, Antiochien und Alexandrien vorzüglich heraus. Antiochien blieb noch lange die Hauptstadt des ganzen Orients, und mehr als ein Kaiser hatte daselbst seine Residenz. Alexandrien hatte auf 4 Meilen im Umfange, und gegen 6 bis 700000 Einwohner. Constantinopel nahm in der Folge nach Rom den ersten Platz ein. Städte vom zweyten Range waren in großer Anzahl vorhanden. Aber gegen das Ende des weströmischen Staates

bewirkten

bewirkten verschiedene Ursachen, daß viele Städte in Verfall geriethen, oder gar aufhörten. Wie manche schöne Stadt wurde nicht von den Deutschen verwüstet? Wie mancher herrliche Landstrich nicht in eine Einöde verwandelt?

Der Landbau in Italien war aber schon vorher in Abnahme gekommen. Da durch die vielen und langen Bürgerkriege zu Ende der Republik manche Länderey derjenigen beraubt worden war, die sie bisher mit Fleiß und Sorgfalt angebaut hatten, so suchte man unter der Regierung der Kaiser die dadurch entstandenen Lücken mit ausgedienten Soldaten auszufüllen. Diese hatten aber für stillen Fleiß und häusliches Glück so wenig Gefühl, daß sie, um ihre freye und zügellose Lebensart fortsetzen zu können, bald wieder in die Provinzen zurückkehrten, wo sie als Soldaten gedient hatten. Die Ländereyen, die wegen Mangel an Arbeitern nicht gut gebaut wurden, kamen in so niedrigen Preis, daß reiche Privatleute ganze Landstriche zusammenkaufen konnten. Diese ließen sie nun von ihren Sklaven bauen.

Dadurch wurde aber den gemeinen Bürgern ein Zweig ihrer Nahrung entzogen, und der Ackerbau war schon deswegen, weil er von leibeignen Knechten getrieben wurde, immer weniger ein Gegenstand der edlen Betriebsamkeit. Diese Betriebsamkeit wurde jedoch auch durch kein Gefühl der Nothwendigkeit gereitzt, da der Ueberfluß der Inseln Sicilien und Sardinien, besonders aber des so ausserordentlich getreidereichen Aegyptens, und der afrikanischen Provinzen, für die Bedürfnisse Roms mehr als hinreichend war.

Die Zufuhren, welche die Bedürfnisse der großen Hauptstadt nothwendig machten, war schon allein vermögend, ein sehr lebhaftes Gewerbe in Gang zu bringen, und nicht allein Ackerbau, Bergbau und Viehzucht, sondern auch Manufacturen und Fabriken in den Provinzen, aufrecht zu erhalten. Die Vereinigung so vieler Provinzen zu einem Ganzen, beförderte das Gewerbe und den Handel ausserordentlich. Auch war ein so reicher Staat, als der römische, im Stande, alle Bequemlichkeiten des Handels

im

im Ueberflusse zu verschaffen. Da gab es Kanäle und Landstraßen in großer Anzahl, welche, in Verbindung mit den vielen schiffbaren Strömen, die Fortschaffung der Waaren sehr leicht und wohlfeil machten. Der wichtigste Handel wurde aber doch zur See getrieben, und die Römer legten sich mit großem Eifer auf das Seewesen. Da sie sich nicht schämten, von andern Nationen zu lernen, die sich besser, als sie, auf die Schifffahrt verstanden, so ahmten sie besonders den gallischen Venetern (um Vannes) sehr viel nach. *) Ihre Schiffe entfernten sich zwar, nach dem Beyspiele der übrigen Seenationen, meistens nicht weit von der Küste; sie schickten aber doch jährlich eine Flotte nach Indien, die sich, um den Weg abzukürzen, auf die hohe See wagte. Durch nichts aber wurde der römische Handel weiter empor gehoben, als durch Aegyptens Verwandlung in eine Provinz. Aegypten sicherte der Hauptstadt Rom einen großen Reichthum von Getreide; es öffnete den

Römern

*) Th. IV. S. 387.

Römern den Handelsweg nach Ostindien, dem Ptolemäus Philadelphus lange vorher den Weg gebahnt hatte. Seit dem Besitze von Aegypten herrschte Rom über das Meer. Aegypten hatte zwey vorzügliche Häfen: Pelusium und Alexandrien. Hier liefen alle Schiffe aus den europäischen Ländern, aus Nordafrika, Kleinasien, und dort alle Fahrzeuge aus Syrien, und andern in jener Gegend liegenden Ländern, ein.

Durch die Verbindung mit Aegypten, und mit dem rothen Meere, bahnten sich die Römer zum Handel mit Arabien und Aethiopien, ingleichen mit Indien, den Weg. Die Stadt Aden, auf der südwestlichen Küste von Arabien, war seit den Zeiten des Augustus, einer der vornehmsten Häfen der Römer. Wegen der Empörung der Araber war nicht allein Aden, sondern auch manche andre Stadt, auf der arabischen Küste von den Römern verwüstet worden; allein Aden wurde so gut wieder hergestellt, und von den römischen Flotten so fleißig besucht, daß man es im gemeinen Leben den römischen Hafen nennte. Von hier schifften die

Römer

mer nach Indien, und holten sich die kostbaren Bedürfnisse ihres Luxus selbst. Noch unter der Regierung des Probus (280) gehörte die Schifffahrt nach Indien unter die gewöhnlichen Gewerbezweige der Römer. Zur Zeit des Arcadius und Honorius unterhielten die Römer in Aegypten zwey beständige Flotten; eine für Alexandrien, und die andere für das rothe Meer. Diese holte die Waaren aus Indien. Vom rothen Meere wurden sie durch Kanäle in den Nil, und von da nach Alexandrien, gebracht. Der Handel, den die Römer nach Indien trieben, war für sie so einträglich, daß er ihnen einen hundertfachen Gewinn brachte. Die Römer kamen jedoch in Indien nicht weiter, als bis an den Ganges. Die indischen Waaren wurden aber immer noch auch zu Lande bis an die Küste des mittelländischen Meeres gebracht. Man schaffte sie in den persischen Meerbusen bis nach Batnä (Sarug) an der Mündung des Euphrats, wo man ein reiches Magazin der kostbarsten Waaren antraf. Hier wurde zu Anfang des Septembers eine große Messe für indische und serische (chinesische) Waaren

ren gehalten, die man zu Lande und zu Wasser dahin brachte. Carawanen schafften diese Waaren nun durch Persien zu Lande bis nach den kleinasiatischen Seestädten fort.

Die Römer wurden seit den Zeiten des Augustus auch mit der Nordsee bekannter. Drusus führte die erste römische Flotte in die Nordsee. Eben derselbe verband durch einen Kanal, der von ihm seinen Nahmen erhielt, den Rhein mit der Yssel. Zur Zeit des Claudius brachte der römische Oberbefehlshaber Corbulo den Rhein und die Maas in Verbindung. Seitdem unter eben diesem Kaiser ein Theil von Britannien zu den Ländern des römischen Staates hinzugekommen war, seitdem unterhielt die römische Regierung eine besondre britannische Flotte. Claudius, unter dessen Regierung überhaupt viel für die römische Schifffahrt gethan wurde, verbesserte den Hafen von Ostia, und versah ihn mit einem Leuchtethurm. Gegen das Ende des weströmischen Kaiserthumes ereignete sich manches, was den Fortgang des Handels hemmte, oder ihm doch eine andre Richtung gab. Seitdem Constanti-

nopel

nopel die zweyte Hauptstadt des Reichs war, wurde der ägyptische Reichthum von Getreide nicht mehr nach dem alten, sondern nach dem neuen Rom, gebracht. Der oströmische Handel litt aber durch die Streifereyen und Seezüge der Gothen ausserordentlich. Die weströmische Schifffahrt machten die Franken und Sachsen sehr unsicher. Der Muth der Seefahrer, der dadurch gewaltig niedergeschlagen wurde, hatte eine besondere Aufmunterung nöthig. Der Kaiser Constans, der Sohn des großen Constantins, fand sich daher bewogen, sich öffentlich zum Beschützer der Seefahrer zu erklären, sie von allen Bedrückungen, von allen Abgaben zu befreyen, und ihnen große Vorrechte zu verleihen. Dennoch gerieth seit der Theilung des Kaiserthumes die Schifffahrt und der Handel der Römer immer mehr in Verfall, und die Kaiser Valentinian, Theodos und Arcadius, die dem Stande der Seefahrer eine größere Würde zu geben wünschten, untersagten es nicht nur armen Leuten, sondern auch denen, die ein niedriges Gewerbe trieben, sich unter die Seeleute aufnehmen zu lassen. Sie erhoben die Seefahrer in

die

die Classe des Equites; sie verstatteten es sogar den Senatoren, an der Schifffahrt Antheil zu nehmen. Indessen durften doch edle, vornehme und reiche Leute keine Handlung treiben, um durch die Ehrerbietung, die ihnen Personen von geringerm Stande schuldig waren, dem Gewerbe keinen Zwang anzuthun.

Der Anfang dieses Zeitraums war für die Blüthe der Künste unter den Römern noch sehr günstig, und die Regierung des Augustus bleibt in diesem Punkte unvergeßlich. Unter ihm, und unter den übrigen Kaisern des ersten Jahrhunderts, erreichte die römische Baukunst die höchste Stufe ihrer Vollendung. Jetzt bildete sich die römische Säulenordnung, die mit korinthischen Knäufen ionische Schnecken in Verbindung brachte, und zuerst am Triumphbogen des Titus gebraucht wurde. Freylich war dieß schon ein Beweis, daß man sich von dem edlen Baustyle der Griechen zu entfernen anfieng. Auch fand man immer mehr Geschmack an überhäuften Zierrathen, und am verschwenderischem Schnitzwerke. Dennoch

stieg

stieg in diesem Zeitraume sowohl zu Rom, als in andern Städten des römischen Reiches, manches prachtvolle Gebäude empor. Der goldne Pallast des Nero, das Amphitheater des Titus (das Colisäum) waren Gebäude, deren Anblick Erstaunen und Bewunderung erregte. Palmyra und Baalbek verwandelten sich erst unter der Regierung der Kaiser in herrliche Städte. *)

Der unter den ersten Kaisern immer zunehmende Luxus hatte auch auf andre Künste einen sehr merklichen Einfluß. Die Kaiser verschönerten die einzelnen Gebäude, und die Plätze Roms durch eine große Menge von Bildhauerarbeiten. Die Zahl der Götterstatüen war (freylich sagt es nur ein witziger Dichter) so groß, daß man fast mehr Götter als Menschen zählte. Fast alle diese Bildhauerarbeit aber wurde von griechischen Künstlern verfertigt. Um die Mitte des 2ten Jahrhunderts gieng der gute Geschmack sichtbar in den unedlern über, und das

*) Th. IV. S. 319.

das Kunstgefühl verlohr sich allmählig so sehr, daß hundert Jahre später die Kunst völlig in Verfall gerathen war. Nun erschien aber auch die Zeit, wo viele Kunstwerke zertrümmert oder vergraben wurden. Wie manche schöne Statüe wurde nicht von den rohen Deutschen, oder den unbarmherzigfrommen Christen, gemißhandelt? Jene zerbrachen die Werke der edlen Kunst, weil sie von dem Werthe derselben keinen Begriff hatten; die Christen aber ließen seit Constantins des Großen Zeiten blos deswegen ihre Wuth an ihnen aus, weil sie in ihrem heiligen Eifer die Denkmähler der heydnischen Religion zerstören zu müssen glaubten, und nur die Verehrung der Heiligen, in Verbindung mit einem prachtvollen Gottesdienst, söhnte sie mit der Kunst wieder etwas aus. Jetzt bekam man Bildsäulen des Heilands, der Apostel und der Heiligen mit dem umstralten Haupte.

Die Mahlerkunst wurde zwar zur Zeit der ersten Kaiser zu Rom ziemlich fleißig getrieben, aber sie blieb von der höchsten Stufe der Vollkommenheit noch weit entfernt.

fernt. Nachdem man anfangs blos historische Stücke gemahlt hatte, erschien unter dem Augustus ein Mahler, Nahmens Ludius, der sich dadurch berühmt machte, daß er es zuerst wagte, auf den Wänden der Zimmer Landschaften und Figuren darzustellen. Daß die Mahlerey der Römer aber nicht viel bedeutete, beweiset der Mahler Amulius, den man für einen großen Künstler hielt, weil eine von ihm gemahlte Minerva den, der sie betrachtete, von allen Seiten ansah. Ein andrer Mahler, Pyreicus, mahlte zwar Vieh und Küchenstücke sehr gut; er konnte aber keine menschliche Figur darstellen. Die Römer mahlten auch mit keinen andern Farben, als mit Operment, gelbem Ocker und Zinnober. Sie mahlten blos mit Wasserfarben, und zu Ende des ersten Jahrhunderts war ihre Mahlerey bereits eine sterbende Kunst. An den Wänden der verschütteten Stadt Herculaneum haben sich Gemählde erhalten, an welchen blos die frischen Farben Lob verdienen.

Die Tonkunst und Schauspielkunst folgte dem Schicksal ihrer Schwestern. Augustus,

kein

kein eigentlicher Liebhaber der Musik, hielt doch die Schauspiele zur Zerstreuung des großen Publikums für dienlich. Er veranstalte daher häufige Schauspiele und Concerte, deren Inhalt von gewissen dazubestellten Aedilen, oder Policeyaufsehern, vor ihrer Aufführung, untersucht werden mußte. Unter dem mürrischen Tiber hatten die verschwesterten Künste ein ungünstiges Schicksal. Es wurde im Schauspielhause ein Mord begangen. Dieß bewog den Tiberius, alle Tonkünstler und Schauspieler aus Rom zu verbannen, und sie durften nicht eher, als unter der Regierung des Caligula, wieder zurückkommen, der sie mit Wohlthaten überhäufte, der den berühmten Sänger und Schauspieler Nestor unter seine Lieblinge versetzte. Um diese Zeit kamen asiatische Tonkünstler nach Rom, welche den Charakter der römischen Musik weichlicher stimmten. Nie erreichte aber die Tonkunst zu Rom eine höhere Stufe des Ansehens, als unter dem auf den Ruhm eines berühmten Virtuosen so stolzen Nero. In den folgenden Zeiten schätzten die Römer die Tonkunst blos wegen des sinnlichen Vergnügens, welches

ches sie ihnen gewährte. Da ihnen nun die Befriedigung der Sinnlichkeit das höchste Glück schien, so zogen sie die Tonkünstler und Schauspieler den Philosophen und andern Gelehrten vor. Während daß man, einer Hungersnoth wegen, nicht nur alle Fremden, sondern auch die Lehrer der Wissenschaften, aus Rom vertrieb, behielt man alle Schauspieler, nebst 6000 Tänzern und Tänzerinnen, zurück. Die Tonkunst wurde unter den Römern nie einheimisch, weil sie dieselbe meistens nur von Ausländern, von Sklaven, treiben ließen. Sie hatte daher auch noch manche Unvollkommenheit. Selten wurden mehrere Instrumente zugleich gespielt. Es fehlte den Römern also an Harmonie. Im zweyten Jahrhunderte hatte ein römisches Concert folgende Einrichtung. Zuerst ließ sich eine Cither hören. Auf diese folgte ein vielstimmiges Stück von Flöten, an welches sich zuletzt ein Chor von Sängern anschloß. Man hatte damahls Sistern von Erz, von Silber, von Gold: man hatte Wasserorgeln und Lyren von der Größe eines Wagens. Die Notenschrift der Römer war keine andre, als die griechische.

An

An Schauspielen fanden die damahligen Römer noch mehr Vergnügen, als an der Tonkunst. Manche reiche Senatoren erhielten nur deswegen die Würde eines Consuls, eines Prätors, weil sie den großen Aufwand der Schauspiele bestreiten konnten. Seit dem 4ten Jahrhundert, oder seit der Zeit, wo das Christenthum sich zur Staatsreligion erhob, waren die Weibspersonen von dem Theater verbannt. Jetzt führte man aber auch nur noch Mimen und Pantomimen auf; eigentlich bloße Possenspiele und Arlequinaden. Die Mimen erschienen ohne Maske, und mit abgeschornem Kopfe. Es zeigten sich schöne Knaben und Mädchen mit biegsamen Gliedern; es zeigten sich Tänzerinnen in einem wenig verhüllenden Anzuge, und in üppigen Stellungen. Die Christen stellten Handlungen aus der Bibel durch bloße Action, ohne Dialog, aber mit Chorgesang und mit Balletten vor. Man führte wohl gar, dem Stifter der christlichen Religion zu Ehren, in dem Chore der Kirche, auf einem erhöheten Platze vor dem Hochaltare, religiöse Tänze auf.

Die Dichtkunst wurde in diesem Zeitraume nur von Griechen und Römern geschätzt. Aber bey den Griechen war die Blüthe ihrer schönen Poesie lange verwelkt. Sie dichteten jetzt fast über weiter nichts, als über die Liebe, und über lehrreiche Gegenstände. Unter den Dichtern der zweyten Classe zeichnet sich Oppian, zu Anfang des zweyten Jahrhunderts, durch seine Lehrgedicht über den Fischfang, und die Jagd, aus. Die Dichter der Liebe, welche bei den Griechen Erotiker hießen, schilderten die zärtlichen Begebenheiten verliebter Jünglinge und Mädchen, und schrieben also eine Art von poetischen Romanen. Heliodor, der vorzüglichste unter ihnen, wurde in seinen reifern Jahren ein Bischoff. Manche Dichter oder Liebhaber der Dichtkunst, machten sich ein Geschäfte daraus, die Gedichte andrer zu sammeln. So entstanden die bis auf unsere Zeiten übriggebliebenen Anthologien, oder Blumenlesen.

Ungleich reichhaltiger als die griechische Poesie dieses Zeitalters, war die römische, die noch eine beträchtliche Anzahl von Verehrern aufzählte. Die Römer hatten unter den

ersten

ersten Kaisern ihre vorzüglichsten Satyriker und Epigrammatisten; sie hatten einen Persius, der in seinen Satyren die verderbten Sitten seines Zeitalters in einem sehr ernsthaften und nachdrucksvollen Tone rügt; einen Martial, dessen Sinngedichte ungemeinen Scharfsinn, und unerschöpflichen, immer lebhaften Witz athmen; einen Juvenal, der, gleich dem Persius, mit edlem und feurigem Ernst, aber auch zuweilen mit allzugroßer Freymüthigkeit, die herrschenden Laster und Thorheiten seines Zeitalters, zum Gegenstande seiner satyrischen Laune macht. Verschiedene römische Dichter dieser Zeit widmeten ihre Muse vorzüglich dem Heldengedichte. So schilderte Lucan, ein Enkel des ältern Seneka, den der auf seine Kunst eifersüchtige Nero zum Tode verdammte, den bürgerlichen Krieg zwischen den Pompejus und Cäsar — die pharsalische Schlacht — mehr mit historischen, als mit poetischen Talenten. Flaccus besang die berühmte Argonautenfahrt, in welchem Gedichte man weniger auf Schönheiten, als auf dunkle und abgebrochne Stellen, stößt. Auch in der Schilderung des zweyten punischen

Krieges

Krieges, die Silius Italicus lieferte, ist der Fleiß sichtbarer, als das Genie, und der Eroberung Thebens durch den Theseus von Papirius Statius fehlt es vollends an Erfindung, an Darstellung und an Zusammenhang. Ein einziger römischer Dichter dieses Zeitalters, L. Annäus Seneca, Nero's Hofmeister, arbeitete für das Theater, und verfertigte Trauerspiele, die sich von der edlen Einfalt der griechischen Tragiker weit entfernen, und, bey einzelnen schönen Stellen, sowohl in der Anlage, als in der Ausführung, fehlerhaft sind. Verschiedene römische Dichter, als Nemesianus, Calpurnius und Ausonius, besangen das Jagd- und Hirtenleben.

Die Redekunst entfernte sich immer mehr von der Stufe der Vollendung, die sie zur Zeit der griechischen und römischen Freyheit erreicht hatte. Die edlen Aeusserungen des Freyheitsgefühles, und der Vaterlandsliebe, waren von dem niedrigen Bestreben der Schmeicheley, die einfachen Schönheiten des Ausdrucks von übertriebenem und zu gekünsteltem Schmucke, verdrängt worden. Die

griechischen Redner dieses Zeitalters lebten meistens in den Hauptstädten des römischen Kaiserthums, wo sie sich hauptsächlich mit dem Unterricht in der Redekunst beschäfftigten. Die vornehmsten, unter denselben stammten aus Kleinasien her. Einer derselben Chrysostomus (Goldmund) der vom Domitian aus Rom verbannt, vom Trajan aber ausserordentlich geschätzt wurde, verfertigte eine große Anzahl von Reden, von welchen 80 bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Themistius, der zu den musterhaftesten Rednern dieser Zeit gehörte, übertraf die übrigen durch die Deutlichkeit und Ordnung, die in seinem reichhaltigen Vortrage herrscht, und er wurde von verschiedenen Kaisern, und vornehmlich von Constantin dem Großen, sehr geschätzt. Unter den römischen Rednern dieses Zeitraumes zeichnen sich M. Seneca, der Vater des Trauerspieldichters, der in gerichtlichen Reden eine große Stärke besaß; Quintilian, ein vortrefflicher Lehrer der Redekunst, der viele edle Römer bildete, und dessen Schüler, Plinius der Jüngere, der Verfasser einer berühmten, von dem fehlerhaften Geschmacke

seines

seines Zeitalters nicht ganz reinen Lobrede auf den Trajan, aus. Von dem letztern hat man auch eine Sammlung von Briefen, der sowohl ihr Inhalt, als ihre Einkleidung, einen vorzüglichen Werth beylegt. Ein paar griechische Briefschreiber dieser Zeit, Aristänet und Alciphron, beyde aus Kleinasien, und um die Mitte des 4ten Jahrhunderts, schrieben über romantische und zärtliche Gegenstände. Unter den Prosaisten dieser Zeit verdienen Longin und Athenäus noch besonders herausgehoben zu werden. Jener, ein platonischer Philosoph und Redner des 3ten Jahrhunderts, lieferte eine Abhandlung über das Erhabene, welche seiner tiefen Einsicht, und seinem kritischen Geschmacke, große Ehre macht. Sein Zeitgenosse Athenäus, schrieb gelehrte Tischgespräche, die einen Reichthum von philologischen, historischen, antiquarischen Kenntnissen enthalten.

Kein Fach der schönen Künste wurde in diesem Zeitraume aber fleißiger bearbeitet, als die Geschichte. Verschiedene griechische Geschichtschreiber, meistens asiatischer Herkunft, widmeten ihren Fleiß der römischen

Geschichte. Appian, ein Zeitgenosse des Hadrians, schrieb eine römische Geschichte zusammen, die für die Kenntniß der römischen Verfassung besonders wichtig ist; Dio Cassius handelte eben diesen Gegenstand in einem Werke ab, das mit Genauigkeit zu viel Schmuck und Umständlichkeit verbindet; Herodian erzählt die Geschichte der Kaiser, vom Antonin bis auf den jüngern Gordian, mit eben so viel Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, als in einem untadelhaften Style; Zosimus beschreibt dir ganze Kaisergeschichte bis auf das Jahr 410 in einem reinen und deutlichen Vortrage. Die Geschichte fremder Länder bearbeiteten Josephus und Arrian. Jener, ein gebohrner Jude aus Jerusalem, Statthalter von Galiläa, der tapfere Vertheidiger von Jotapa, der sein Leben zu Rom beschloß, erzählte die Geschichte des jüdischen Krieges, und der Zerstörung Jerusalems, in einem besondern Werke, welches er seinem Gönner Titus übereichte; auch handelte er in einem andern Buche die Alterthümer seiner Nation ab. Arrian, der zu Hadrians Zeit lebte, beschrieb die Feldzüge Alexanders des Großen, und sammelte

Merk-

Merkwürdigkeiten von Indien. Für die Geschichte großer und berühmter Männer leistete Plutarch, unstreitig der größte griechische Geschichtschreiber dieses Zeitalters, ausserordentlich viel. Sein Vaterland war Böotien in Griechenland, und er bekleidete vom 1ten bis zum 2ten Jahrhundert zu Rom die Stelle eines Lehrers der Philosophie. Ihm verdankt man eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Biographien berühmter Griechen und Römer, zwischen welchen er eine Vergleichung anstellt. Noch verdient Aelian von Präneste bemerkt zu werden, weil er viele, zum Theil nicht unwichtige Anekdoten zusammengeschrieben hat.

Die eigentlichen Römer widmeten sich in diesem Zeitraume der historischen Muse meistens noch mit glücklichem Erfolg, ohne von der Neigung zum übertriebenen Schmucke sich zu sehr hinreissen zu lassen. Die ganze römische Geschichte bearbeiteten Paterculus, Florus, Eutropius, und Victor; aber sie bearbeiteten sie nur in kleinen Werken, in Auszügen, unter welchen das Buch des Florus zwar das umständlichste, aber auch dasjenige

jenige ist, welchem man die Bemühung, schön und witzig zu schreiben, gar zu deutlich ansieht. Einzelne Theile der römischen Geschichte wurden vorzüglich gut geschrieben. Tacitus, einer der vornehmsten Historiker der Römer, im ersten Jahrhundert, der, nachdem er in jüngern Jahren durch seine gerichtliche Beredtsamkeit sich Ruhm erworben hatte, unter dem Nerva die Consulwürde verwaltete, handelte die Geschichte seiner Zeit in zwey Werken ab, aus welchen ausserordentlicher Scharfsinn, weise Anordnung und Stellung der Begebenheiten, und gedrungene Kürze in Gedanken und Ausdrücken, hervorleuchten. Um die älteste Geschichte unseres Vaterlandes hat sich eben dieser Tacitus, durch eine besondere überaus schätzbare Schrift sehr verdient gemacht. Sueton, der zugleich den Grammatiker, den Rhetor, und den Sachwalter machte, schrieb die Lebensgeschichten der ersten zwölf römischen Kaiser, und stellte darin das römische Muster eines Biographen auf. Die Geschichte der römischen Kaiser erzählen auch Marcellin, und noch verschiedene andere Geschichtschreiber. Für die allgemeine Geschichte

schichte lieferte Justin, ein Zeitgenosse der Antonine, ein ziemlich gut und unterhaltend geschriebenes Werk, welches aber weiter nichts als ein Auszug aus dem größern Geschichtbuche des Trojus Pompejus ist, dessen Verlust durch jenes einigermaßen ersetzt wird. Die Thaten Alexanders des Großen erzählt Curtius Rufus, ein Zeitgenosse der Kaiser aus der Familie des Augustus, auf eine zwar unterhaltende, aber auch sehr romanhafte Art, und in einem oft zu gesuchten und geschmückten Style. Manche Reden und Thaten merkwürdiger Männer hat uns Valerius Maximus, der zur Zeit des Augustus lebte, aufgezeichnet.

Die Erdkunde, die Schwester der Geschichte, war in diesem Zeitraume merklich weiter gerückt. Die Eroberungen und die Handlungsreisen der Römer vermehrten die geographischen Kenntnisse. Die vielen Kriegszüge, welche die Kaiser aus der Familie des Augustus nach Deutschland thun ließen, machten die Römer mit dem Norden und Osten von Europa bekannter. Durch Handelsreisen lernten sie den südlichen und östlichen

Theil

Theil von Asien, imgleichen Westafrika, genauer kennen. Der nördliche Theil von Europa, besonders Schweden und Norwegen, hieß bey ihnen Scandinavia. Einen Theil von Preussen kannten sie unter dem Nahmen Glessaria (Bernsteinsinsel). In Rußland und Polen dachten sie sich Sarmaten und Scythen. Asien kannten sie bis an den Ganges, und bis nach Nord-China. Mit dem entferntern Indien waren nur wenige Römer bekannt, und ihre Kenntniß desselben gründete sich blos auf Nachrichten, die sie von andern empfangen hatten. Durch die Seide, die sie aus Indien bekamen, wurden sie auf das Land Serica aufmerksam, welches einen Theil der Mongoley, und die chinesische Provinz Schensi, begriff. Afrika kennten sie bis an das grüne Vorgebirge, und bis an den Niger. Um die Ausbreitung und Zusammenstellung dieser geographischen Kenntnisse erwarben sich verschiedene griechische Gelehrte ein ausgezeichnetes Verdienst. Strabo, aus Kappadocien, ein Zeitgenosse des Augusts und Tibers, der auf seinen Reisen nach Aegypten, Asien, Griechenland, und Italien, sehr viele wich-

tige

tige Nachrichten sammelte, verfertigte, mit ächter historischer Kunst und reifer Beurtheilung, ein für die Erdkunde der Alten äusserst interessantes Werk. Ptolemäus, ein Aegypter, der im 2ten Jahrhunderte lebte, machte die allgemeine Erdbeschreibung gleichfalls zum Gegenstande eines besondern Werkes, und Dionyß Periegetes (der Weltbeschreiber), schilderte, auf Befehl des Augustus, die Oberfläche unseres Planeten in Hexametern, die mehr geographisches, als poetisches Verdienst haben. Pausanias, der unter Antoninus Pius lebte, hinterließ eine vortrefliche Beschreibung von Griechenland. Von geographischen Werken der Römer dieses Zeitalters ist uns weiter nichts, als des Mela, eines Spaniers aus dem ersten Jahrhundert, kurze aber genaue Erdbeschreibung übrig geblieben. Von den geographischen Kenntnissen der Römer findet man auch sehr viel in einem Buche, welches eigentlich der Naturgeschichte gewidmet ist. Sein Verfasser, Plinius der Aeltere, hat bey diesem Werke auf 2500 andre Schriftsteller zu Rathe gezogen, und es dadurch zu einem Repertorium in Ansehung der

Kennt-

Kenntnisse der Alten gemacht, welches besonders auch für die Kunstgeschichte dieser Zeit eine ausserordentliche Wichtigkeit hat. Unter die Naturhistoriker dieser Zeit gehört auch Aelian, ein Zeitgenosse des Heliogabals, von dem man ein besondres Werk über die Naturgeschichte der Thiere besitzt.

Die Landwirthschaft wurde besonders im Anfange dieses Zeitraumes von den Römern noch sehr eifrig getrieben, und es machten sich verschiedene gute Schriftsteller um dieselbe verdient. Die erste Stelle unter ihnen gehört dem Spanier Varro. Columella, sein Landsmann, der zur Zeit des Tiberius und Claudius lebte, schrieb nicht allein über die Landwirthschaft, sondern auch über die Baumzucht. Palladius handelte von der Landwirthschaft zum Theil in Versen. Einem besondern Buche über die, bey den Römern sehr geschätzte Kochkunst gab sein Verfasser den Nahmen des Apicius, eines der ersten Schlemmer seiner Zeit.

Die

Die Arzneywissenschaft fand bey den Römern lange Zeit keine günstige Aufnahme, weil sie nur von Sklaven und Freygelassenen betrieben wurde. Erst Cäsar schenkte den Aerzten das römische Bürgerrecht, und Augustus würdigte sie seines besondern Schutzes. Der berühmteste römische Arzt dieses Zeitalters war Celsus, ein Zeitgenosse des Columella, den wir aber blos aus dem medicinischen Theile eines encyclopädischen Werkes über mehrere Wissenschaften kennen. Unter den medicinischen Schriftstellern der Griechen haben sich Dioscorides und Galenus vorzüglichen Ruhm erworben. Beyde waren aus Kleinasien; beyde sammelten ihre ausgebreiteten Kenntnisse auf großen Reisen. Dioscorides studierte hauptsächlich Arzneykräuter. Galen hielt sich oft zu Rom auf.

Die mathematischen Wissenschaften wurden jetzt von den Römern mit dem glücklichsten Erfolge bearbeitet. Vitruvius, des Augustus Aufseher über die Kriegsrüstungen und Staatsgebäude, der zu Roms Verschönerung sehr viel beytrug, hat uns ein sehr interessantes Werk über die Baukunst hinterlassen,

von

von welchem ein Theil der Theorie der Tonkunst gewidmet ist. Frontin (1 Jh.) schrieb über Wasserleitungen, und Vegetius (4. Jh.) erklärte die Kriegskunst.

Die Philosophie hatte in diesem Zeitraume mancherley Schicksale; bald wurde sie zu Rom über alles geschätzt, bald wurde sie wieder verbannt. Domitian jagte alle Philosophen aus Rom fort; Antonin und Julian hielten sie wieder in Ehren. Viele Kaiser waren aber so unaufgeklärt, daß sie auf Sterndeuterey, Traumdeuterey, Vorbedeutungen, Ahndungen, heilige Zahlen, und andere dergleichen Gegenstände des Aberglaubens, ihr ganzes Vertrauen setzten; daß sie den magischen Künsten mehr als den klügsten Anordnungen zutrauten; daß sie sich den gröbsten Betrügereyen Preis gaben. Daher war es auch begreiflich, wenn mehr als ein Wunderthäter Glauben fand; wenn der aufgeklärten Philosophen immer weniger wurden. Dennoch thaten sich einige derselben auch in diesem Zeitraume hervor. Die vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller dieses Zeitalters waren aber noch immer

Griechen,

Griechen, und zwar meistens aus Asien. Epictet, der sich unter den vom Domitian verbannten Philosophen befand, zeichnete sich durch seine leidenschaftliche Ergebenheit für den Glauben der Stoiker aus. Unter seinen Schülern that sich besonders Arrian hervor. Kein Philosoph dieses Zeitraums aber hat sich einen unsterblichern Ruhm erworben, als Plutarch, der, in seinen zahlreichen Schriften voll ächter Weisheit, eine Menge der mannigfaltigsten Kenntnisse des Alterthums in einen schönen Vortrage einkleidete. Wenn man Plutarchs tiefe Einsicht und Gelehrsamkeit bewundert, so erstaunt man über Lucians Scharfsinn, treffenden Witz, und weder Menschen noch Götter schonenden satyrischen Spott, der freylich oft in Muthwillen ausartet. Vom Kaiser Antonin dem Philosophen besitzen wir philosophische, sehr lehrreiche Selbstbetrachtungen. Auch von den philosophischen Kenntnissen des Kaisers Julian, der übrigens von Sophisterey und von Aberglauben nicht ganz frey war, zeugen seine Reden, Briefe und Satyren. Unter den eigentlichen Römern haben sich, ausser dem ältern Plinius,

Seneca

Seneka und Petronius Arbiter als Philosophen vorzüglich berühmt gemacht. Des erstern scharfsinnige und geistreiche, aber zuweilen auch sehr spitzfindige Schriften beweisen, daß er ein sehr eifriger Stoiker war. Arbiters satyrisches Werk enthält eine ziemlich witzige und lebhafte, aber oft sehr ärgerliche Darstellung der zügellosen Sitten des 1ten Jahrhunderts. Die vorzüglichsten Philosophen dieser Zeit waren Stoiker. Die übrigen philosophischen Sekten waren meistens in Vergessenheit gerathen. Aber keine Schule der Philosophen bewies in diesem Zeitraume einen mächtigern Einfluß, als die platonische Philosophie, die zu Alexandrien ihren Sitz hatte. In dieser hatte der wieder aufgelebte Pythagorismus eine große Veränderung hervorgebracht, welcher besonders in Rom viele Verehrer fand. Die ganze Glaubensschwärmerey der Morgenländer gieng in denselben über, und im 1ten Jahrhundert wußte Apollonius von Tyana (in Kappadocien) sich ein so großes Ansehn zu geben, daß man ihn als einen Wunderthäter verehrte. Der neupythagoräische Glaube fand nun auch bey den Platonikern

zu Alexandrien großen Beyfall. Diese gaben sich Mühe, die verschiedenen philosophischen Secten, welche bisher mit einander in Streit gelebt hatten, zu vereinigen. So entstand die neuplatonische Philosophie, die sich durch ihren schwärmerischen Charakter auszeichnete, welche die Träumereyen von der Weltschöpfung, von der Dreyeinigkeit der Gottheit, von den Dämonen und ihren Wirkungen, von der Vollkommenheit der menschlichen Natur, und dergleichen mehr, in Gang brachte.

Diese schwärmerische Philosophie wirkte nun besonders auch auf das Christenthum. Dieß geschah vornehmlich seit der Zeit, da (2. Jh.) verschiedene Philosophen zur christlichen Religion übergegangen waren. Diese suchten das Christenthum mit ihren Grundsätzen zu vereinigen, oder gegen andre, von welchen es im Ganzen, oder nur in einzelnen Punkten angefochten wurde, zu vertheidigen. So gewann das Glaubenssystem des Urhebers der christlichen Religion allmählig ein mehr philosophisches, mit Grübeleyen und Spitzfindigkeiten aufgestutztes Ansehn.

Dieses

Dieses bildete sich vornehmlich in der Schule zu Alexandrien aus, die man für den Unterricht künftiger Religionslehrer angelegt hatte. Je spitzfindiger man die Glaubenssätze der christlichen Religion zu erklären suchte, um so weiter entfernte man sich von dem eigentlichen Sinn der Lehre Jesu, und seiner Apostel, um so weniger herrschte in Ansehung der Meynungen über dieselbe Uebereinstimmung. Manche konnten die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der Person Jesu nicht begreifen. Eine gewisse Secte, die man Ebioniten nennte, gaben ihn für einen Sohn Josephs, des Bräutigams der Marie von Nazareth aus. Andere bestritten die Mehrheit der Personen in der Gottheit; oder sie fochten die Glaubwürdigkeit der Evangelisten an. Diese Streitigkeiten bewirkten, daß für und wider diese Meynung manches geschrieben wurde. Unter denen, welche die Gottheit Christi und die Dreyeinigkeit behaupteten, fanden verschiedene so vielen Beyfall, daß der größte Theil der Christen sich auf ihre Seite schlug. Solche Männer gab es schon im 2ten und 3ten Jahrhundert, unter welchen

chen Justin, aus Palästina, Irenäus, ein Gallier ingleichen Origines aus Alexandria, der sich, weil er eine Stelle im N. T. falsch verstand, selbst entmannte, *) Tertullian von Carthago, (ein Mann von großem Ansehn) Cyprian, Bischoff zu Carthago, u. a. m. berühmt sind. Man nennte diese Männer in der Folge Kirchenväter, und durch ihre Bemühungen bildete sich allmählig die katholische (d. i. allgemeine) Kirche der Christen, die im 2ten Jahrhundert ihren Anfang nahm. Von dieser Kirche schloß man nun diejenigen aus, die andrer Meynung waren. So entstanden Ketzer. Man fühlte nun die Nothwendigkeit, alle Geistliche einer Provinz zu versammeln, um Uebereinstimmung in der Lehre und im Glauben zu bewirken. Seit Constantin dem Großen geschah es öfters, daß die Bischöfe der ganzen Christenheit sich gemeinschaftlich berathschlagten. Man nennte diese Berathschlagungen Kirchenversammlungen. Auf diesen wurden nun die Glaubenssätze der allgemeinen Kirche festgesetzt. Die erste Kirchenversamm-

*) Matth. 19, 12.

versammlung, die unter Constantin (325) zu Nicäa in Kleinasien gehalten wurde, hatte die Beylegung der großen zwischen dem Athanasius und dem Arius entstandene Streitigkeit zum Gegenstande. Beyde gehörten zu den angesehensten Priestern in Alexandrien; sie waren aber in ihren Meynungen sehr verschieden. Arius behauptete öffentlich, Christus sey weiter nichts, als ein Geschöpf Gottes, und seine Behauptung fand so viel Beyfall, daß sich die ganze Christenheit des Orients in zwey Partheyen theilte. Die Lehre des Arius nahmen die meisten deutschen Völker an. Die Arianer waren aber unter einander selbst nicht einig. Einige gaben doch zu, daß Jesus ein mit göttlichen Eigenschaften ausgerüsteter Mensch gewesen sey. Dieser Streit dauerte auf siebzig Jahre, und dennoch war zu Nicäa durch die Mehrheit der Stimmen, indem von 318 Bischöfen nur 17 der Meynung des Arius treu blieben, ausgemacht worden, daß die Gottheit Christi nicht mehr bezweifelt werden sollte. Seitdem hatte man eine zweyeinige Gottheit, bis denn endlich, auf einer (381) zu Constantinopel gehaltenen

Kirchen-

Kirchenversammlung, zu den Personen der Gottheit auch noch der heilige Geist hinzukam. Die Marie von Nazareth, die Mutter Jesu, nennte man die Gottesgebährerin. Dieser Titel wurde ihr um (428) von einem Geistlichen zu Constantinopel streitig gemacht, den der dasige Bischof Nestor in Schutz nahm. Nestor erklärte seinen Zweifel so, daß nicht Gott, sondern Gottes Sohn, gebohren sey. Nun entstand zwischen ihm und einem andern Prälaten, Nahmens Cyrillus, ein sehr lebhafter Streit, an welchem der kaiserliche Hof einen viel zu großen Antheil nahm. Die Meynung des Nestors wurde aber auf einer (431) zu Ephesus gehaltenen Kirchenversammlung feyerlich verdammt, und Marie behauptete sich bey der Ehre, die Mutter eines Gottes zu seyn.

Seitdem Constantin der Große die christliche Religion zur herrschenden im römischen Staate gemacht hatte, seitdem stieg auch das Ansehn der Vorsteher der christlichen Gemeinden, oder der Bischöfe, immer höher. Der in die prächtigen Tempel verlegte Got-

tesdienst beschäfftigte jetzt mehrere Personen, wie ehedem. Man stellte jetzt immer mehr Presbyteri (Aelteste) Diaconi (Diener) Vorleser, Exorcisten (Teufelbeschwörer) und andere dergleichen Gehülfen, bey dem Gottesdienste an. Jemehr dem Bischofe Personen untergeordnet wurden, jemehr wuchs seine Würde. In einer Stadt, besonders in einer großen, gab es aber mehrere Kirchen, die ihre eignen Pfarrer und Kirchendiener hatten. Alle diese hatten an dem Bischofe ihren gemeinschaftlichen Aufseher. Diesem wurden in der Folge alle Pfarrer und Kirchendiener in einem gewissen Bezirke untergeordnet. So bildete sich das geistliche Subordinationssystem allmählig aus. Die Bischöfe in den vornehmsten Städten des römischen Staates, z. B. in Rom, Antiochien, Alexandrien, Constantinopel schwangen sich bald über andere Bischöfe empor. So wurden aus ihnen Erzbischöfe und Patriarchen. Der Bischof von Rom, von der ersten und eigentlichen Hauptstadt des römischen Weltstaates, behauptete schon seit dem 2ten Jahrhunderte ein vorzügliches Ansehn. Man nennte ihn bald den allgemeinen, den Oberbischof;

bischof; man zog ihn bey der Entscheidung wichtiger Streitigkeiten und Zweifel zu Rathe; man berief sich auf seinen Ausspruch. Der römische Bischof, der die für ihn so vortheilhoften Umstände vortrefflich zu benutzen wußte, fieng schon im 3ten Jahrhunderte an, andern Bischöfen sein höheres Ansehn recht fühlbar zu machen, und diejenigen, die ihm widersprachen, aus der christlichen Kirche zu verstoßen, oder in Bann thun. In der Folge eignete er sich auch ausschließlich den Titel Papa (Pabst) zu, der so viel wie Vater bedeutet.

Die Bischöfe, und andere Diener der Kirche hatten ihre Stelle, blos dem Zutrauen zu danken, welches sie sich bey ihrer Gemeinde erworben hatten. An ihrer Wahl nahmen daher die Glieder der Gemeinde unmittelbar, oder durch ihre Repräsentanten, Antheil. Democh maßten sich die Geistlichen, die sich darin das Beyspiel der jüdischen Priester zum Muster nahmen, ein sehr großes Ansehn gegen ihre weltlichen Mitbrüder an. Dieses übten sie besonders in dem Strafrechte aus, welches sich in der sogenannten

nannten Kirchenbuße äusserte. Diese geistliche Strafe hatte verschiedene Grade. Der erste Grad bestand in der Ausschließung vom Abendmahle, an welchen kein offenbar ärgerlicher Sünder Antheil nehmen durfte. War er ein recht arger Sünder, so durfte er nicht einmahl dem Gottesdienst beywohnen, und dieß wurde ihm gewöhnlich in sehr harten Ausdrücken angekündigt. Ein solcher Zustand war für einen nicht ganz leichtsinnigen Menschen unerträglich, weil er durch denselben gleichsam von der Verbindung mit andern Menschen ausgeschlossen zu seyn glaubte. Er mußte daher den Wunsch, in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden, recht innig fühlen. Um diesen Wunsch erfüllt zu sehen, mußte er recht demüthig bitten, mußte er seine Betrübniß, und sein Bestreben, durch fromme und milde Handlungen der Wiederaufnahme sich würdig zu machen, recht in die Augen fallend beweisen; mußte er im Aufzuge eines reuigen Sünders, an der Kirchthüre stehend, die Glieder der Gemeinde, wenn sie in die Versammlung giengen, recht flehentlich bitten, sich bey Gott und der Kirche für seine

Wieder-

Wiederaufnahme zu verwenden. Erst nach einigen Wochen, oder Monathen, wurde er von dem Priester, der ihm die Hände auf den Kopf legte, für fähig erklärt, dem Gottesdienst wieder beyzuwohnen. Noch mußte er aber, wenn der Zeitpunkt des öffentlichen Gebethes sich näherte, wieder abtreten. Einige Zeit hernach durfte er erst stehend mitbethen. Endlich erhielt er die Erlaubniß, an dem Genusse des Abendmahls wieder Theil nehmen zu dürfen.

Wie sehr mußte eben diese fromme Politik der damahligen Christenlehrer die Einbildungskraft ihrer Untergebenen mit heiliger Ehrerbiethung gegen den Gottesdienst erfüllen, wie sehr das Interesse für diesen Gottesdienst erhöhen! Hierzu kam, daß seit dem Ende des 2ten Jahrhunderts die Feyerlichkeiten der Taufe und des Abendmahls, ingleichen der Inhalt des öffentlichen Gebethes, als ein Geheimniß behandelt wurde. Die Einrichtung des christlichen Gottesdienstes der ersten Jahrhunderte war ein rührender, auf das Herz mächtig wirkender Anblick. Wenn sich die Gemeinde

versam-

versammelt, wenn sie die Anstimmung froher Lobgesänge geendigt hatte, trat der Bischof oder Presbyter auf, las ein Stück aus den Büchern des alten oder neuen Testaments vor, bemühete sich den Inhalt desselben zu erklären, und gieng von dieser Erklärung auf die an den Gliedern seiner Gemeinde bemerkten Fehler über, die er mit herzlicher Freymüthigkeit rügte. Nun schloß sich ein feyerliches Gebeth an, in welchem die Gemeinde das Andenken der Märtyrer und standhaften Bekenner des Christenglaubens, so wie der edelsten ihrer verstorbenen Mitglieder, segnete. Darauf theilte der Bischof, oder Presbyter, unter die Mitglieder der Gemeinde das Brod und den Wein aus, welche durch fromme Gaben zusammengekommen waren. Dieses Freudenmahl wurde in jeder Versammlung gehalten. Der Feyertage und Feste waren noch wenige, sie wurden aber durch die dem Andenken der Märtyrer gewidmeten Tage ausserordentlich vermehrt. Der Neujahrstag verwandelte sich bald in ein Fest des allgemeinen Wohllebens, und aller möglichen Ausschweifungen. Selbst von den Kirchen blieb die

Völle-

Völlerey nicht entfernt. In der Fastenzeit eilte jedermann in die Kirche. Die Predigten vertraten jetzt die Stelle der Schauspiele. Der Prediger machte den Schauspieler. Daher der blühende Styl, daher die Rednerkünste der Kirchenväter.

Vom Gottesdienste waren in den ersten Jahrhunderten noch manche Gebräuche entfernt, deren Einführung der Aberglaube in der Folge veranlaßte. Doch war mit der Taufe schon der Exorcismus verbunden, weil man in dem Wahne stand, daß man den Teufel vorher austreiben müsse, ehe man den heiligen Geist mittheilen könne. Kinder zu taufen, gehörte noch nicht zur allgemeinen Sitte. Ueberhaupt übereilte man sich noch gar nicht mit der Taufe, und man versparte sie wohl gar bis auf den Augenblick des Todes, weil man sie in diesem Zeitpunkte für besonders wichtig hielt. Das Sympol des Todes Jesu, das Kreutz, stand bereits in so großem Ansehn, daß man ihm eine besondere Wirkung zuschrieb, und daß man sich desselben bey allen Gelegenheiten bediente. Seit Constantins des Großen Zeiten änderte

sich

sich der Gottesdienst, und die Ausübung der Handlungen, besonders der Taufe und des Abendmahls, auf eine sehr merkliche Art. Die Taufe wurde jetzt gar nicht lange aufgeschoben. Man schien zu glauben, daß schon die Taufe den Christen gegen die größten Gefahren sichere, und ein großer Theil der neubekehrten Christen des Abendlandes wurde daher getauft, ohne vorher unterrichtet worden zu seyn. In Ansehung der Taufformel herrschte keine allgemeine Uebereinstimmung. Die meiste Veränderung aber gieng mit dem Abendmahle vor. Es wurde jetzt nicht mehr in jeder Zusammenkunft, sondern nur am Sonntage, dessen strenge Feyer Constantin (321) verordnete, genossen. Der Altar war mit Schranken umgeben, die keinem Layen den Zutritt verstatteten. Nur die Geistlichen durften das Sacrament nahe am Altare genießen; den Weltlichen wurde es von dem Presbyter gebracht. Je geheimnißvoller die Gebräuche bey dem Abendmahle wurden, und je weniger man sich, von der Transsubstantiation, oder von der Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und in das Blut Christi, einen Begriff machen

konnte,

konnte, um so mehr schien sich das Volk von dieser Religionshandlung zurückzuziehen. Es mußte daher schon zu Constantins Zeiten verordnet werden, daß man auch bey dem öffentlichen Gebethe, und bey dem Genusse des Abendmahls, in der Kirche bleiben sollte. Man mußte es späterhin den Christen zur Pflicht machen, wenigstens an Weynachten, Ostern und Pfingsten das Abendmahl zu genießen.

Zur eifrigern Ausbreitung des Christenthumes, und zur größern Ausbreitung desselben, trug der um diese Zeit gestiftete Stand der Mönche sehr viel bey. Frühzeitig gab es in Syrien und Aegypten, in Ländern, wo die mit dickem Blute vereinigte, traurige Phantasie sehr leicht Religionsschwärmerey zu erzeugen vermag, Leute, die sich, um die Handlungen der Frömmigkeit desto ungestörter ausüben zu können, dem Umgange mit andern sinnlichen Menschen entziehen zu müssen glaubten. Sie begaben sich daher in Wüsteneyen, in Einöden, wo sie ein sehr trauriges, blos auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse eingeschränktes Leben führten. Einer

der

der berühmtesten dieser Eremiten, oder Einsiedler Nahmens Paul, der (um 250) in dem Bezirke der Stadt Theben in Aegypten lebte, hielt sich in einer Höhle auf einem Felsen auf, wo er sich von Früchten und Blättern der Palmen nährte. Antonius, ein Landsmann und Nachahmer desselben, fühlte die schreckliche Lage, von allen Menschen getrennt zu seyn, so innig, daß er mehrere Einsiedler beredete, ihre Wohnsitze in der Nähe von einander aufzuschlagen, um sich, sowohl in ihren frommen Handlungen, als in ihren Bedürfnissen, wechselsweise unterstützen zu können. Nun durfte man nur die einzelnen Wohnungen in ein einziges größeres Gebäude zusammenziehen, so entstand daraus ein Kloster, welches von dem lateinischen Worte Claustrum seinen Nahmen erhielt. Ein solches Kloster legte ein andrer Aegypter Pachomius (st. 356) auf einer Insel des Nils an, in welchem sich auf fünf hundert Mönche versammelten. Zu diesem kamen noch acht andere Klöster, die zusammen auf 900 Personen faßten. Es währte nicht lange, so hielt man es für schicklich, auch in den Städten Klöster anzulegen. Die Neigung zum

Kloster-

Klosterleben breitete sich bald in dem benachbarten Syrien und Palästina, und selbst in Europa, in Sicilien und Dalmatien, aus. Man stiftete solche Klöster auch bald für Frauenzimmer, und des Antonius Schwester soll das erste Beyspiel dieser Art gegeben haben. Die Klosterfrauen wurden nach einem ägyptischen Worte, welches so viel als Mutter bedeutet, Nonnen, und die männlichen Bewohner der Klöster nach einem griechischen Ausdrucke Mönche (Einsiedler) genennt. Die Personen, die sich dem blos der Frömmigkeit bestimmten Leben widmeten, mußten Keuschheit, Armuth und Gehorsam angeloben. Ihre Andachtsübungen wurden ihnen nach einer gewissen Ordnung vorgeschrieben. Daher nennte man eine ganze Gesellschaft von Personen, die sich der Beobachtung einer solchen Ordnung widmeten, einen Orden. Ihre Hauptbeschäfftigung machte Religionsunterricht, und die Sorgfalt für ihren Lebensunterhalt, aus. Zu dem letztern brauchten sie nicht viel, weil das Fasten, welches ihnen in jenen so warmen Gegenden keine große Mühe kostete, zu ihren vornehmsten Religionsübungen gehörte. Das Klo-

sterleben

sterleben fand ausserordentlich viele Verehrer. Nur allein in Aegypten, seinem Vaterlande, zählte man bald auf 50000 Mönche und Nonnen, und auf 3000 derselben lebten wohl in einem Gebäude beysammen. Bald gab es keinen Bischof oder Prälaten, der seine Bildung nicht in einem solchen Kloster bekommen hatte. Noch wurde aber niemand durch ein unwiederrufliches Gelübde an das Klosterleben gebunden; auch war man, so lange man Mönch seyn wollte, nicht verpflichtet, nach einer gewissen Regel zu leben.

---

# Sechstes Buch.

## Von Clodowig bis auf Karln den Großen, 300 Jahre.

### Erstes Kapitel.

Chlodowig bildet die fränkische Monarchie, die unter seinen ersten Nachfolgern noch durch das thüringische, und das burgundische Reich, vergrößert wird.

Seit dem Augustus stellte Europa den vornehmsten Schauplatz der Weltgeschichte vor. Hier war der Hauptsitz der über alle drey Erdtheile ausgedehnten römischen Monarchie, und

und wenn auch der westliche Theil derselben abgerissen worden war, so dauerte das oströmische Kaiserthum doch noch immer fort, so hob sich im westlichen Theile von Europa die fränkische Monarchie empor, die in der Geschichte unseres Erdtheiles eine so bedeutende Rolle spielt.

Der Hauptsitz der fränkischen Monarchie war in Gallien. Im südlichen Theile desselben herrschten die Westgothen, die sich nordwärts bis an die Loire, und ostwärts bis an die Rhone, ausgebreitet hatten. Odoacher hatte ihnen alle römischen Besitzungen jenseits der Alpen abgetreten. Zwischen den Alpen, der Saone und der Rhone, dehnte sich das Reich der Burgunder aus, welches also den östlichen Theil von Frankreich, und die westliche Hälfte von Helvetien, begriff. Die westliche Halbinsel Galliens hatten die Britannier besetzt. Auf der rechten Seite der Loire, und an der Seine, war der Ueberrest der römischen Herrschaft noch vorhanden. Hier geboth Syagrius, dessen Vater Aegidius römischer Statthalter in Gallien gewesen war. Er regierte, ohne

vom

vom Kaiserhof bestätigt zu seyn, und stellte also gleichsam einen unabhängigen Regenten vor. Seine Residenz war zu Soissons.

Im nordlichen Theile von Gallien saßen die Franken fest. Diese ehemaligen Bewohner Westphalens giengen, nicht lange nach Constantins des Großen Zeiten, oft über den Rhein, und durchstreiften das belgische Gallien (die jetzigen Niederlande). Manche schöne Stadt wurde von ihnen geplündert und zerstört. Es gefiel ihnen aber in dem wohlangebauten, mit allen Lebensbedürfnissen so reichlich versehenen Belgien besser, als in ihrem rauhen Vaterlande. Sie zogen daher immer zahlreicher hin, und bald konnten ihnen die Römer den längern Aufenthalt nicht mehr verwehren. Ihr unruhiger Geist reitzte sie immer zu neuen Unternehmungen. Im Norden schreckte sie das unfreundliche Klima, schreckten sie die muthigen Friesen zurück. Desto holder lachten ihnen die herrlichen Fluren Galliens entgegen, wo die verzärtelten Römer ihnen keinen nachdrücklichen Widerstand entgegen setzten. Schon unter dem Kaiser Valentinian III

(um 438) eroberte Chlodio, ein fränkischer Fürst, die Städte Cambray und Tournay; auch drang er bis an die Somme in der Picardie vor. Sein ältester Sohn Merwig (st. 457) befestigte seine Herrschaft über einen Theil des nordlichen Galliens so glücklich, daß man den Stamm der fränkischen Monarchen nach ihm Merowinger nennte. Dessen Sohn und Nachfolger Childerich mußte sich, wegen der Unzufriedenheit, die seine Regierung bey den Edlen seiner Nation erregte, auf einige Jahre entfernen. Basinus, der König der Thüringer, nahm ihn freundschaftlich auf, und Basina die Gemahlin desselben, fand den vertriebenen fränkischen König so liebenswürdig, daß sie ihm ihre eheliche Treue aufopferte, daß sie, als Childerich zu seiner Nation zurückkehrte, ihm heimlich nachfolgte. Childerich bewies sich gegen seinen Wohlthäter so undankbar, daß er ihm seine Gemahlin nicht wieder zurückschickte. Basinus rächte sich deswegen durch Streifereyen, die er durch seine Thüringer in das fränkische Gebieth jenseits des Mayns thun ließ. Die Thüringer, damahls noch sehr wilde und unbarmherzige Leute, behandelten

delten die Franken, die in ihre Gewalt geriethen, sehr grausam. Die Knaben hiengen sie an der Hüftflechse an den Bäumen auf; die Mädchen rissen sie an Pferdeköpfe gebunden von einander, oder sie streckten sie über Fahrgeleise aus, befestigten sie mit Pfählen in den Boden, und fuhren mit Frachtwagen über sie hin. War dieß Verfahren nicht etwa eine Wirkung der erbittertsten Rache, so zeigt es eine barbarische Denkart der damahligen Thüringer an.

Basina, die das schreckliche Schicksal der Franken durch ihre Untreue veranlaßt hatte, ward (467) die Mutter Chlodewigs, des Stifters der fränkischen Monarchie. Die Franken theilten sich damahls in mehrere Stämme ab. An der Nordsee, in der Gegend von Witsand und Dünkirchen, breiteten sich die Moriner aus; am Rhein hatten die Ripuarier (Uferfranken) ihre Wohnsitze, und in der Mitte saßen die Salier, über welche Clodewig herrschte. Dieser Clodewig benutzte die damalige Lage Galliens, um sich zum Monarchen desselben aufzuwerfen. Die Westgothen hatten einen unmün-

digen König; Odoacher, der Beherrscher Italiens, bekümmerte sich um die übrigen Provinzen des ehemahligen weströmischen Kaiserthumes gar nicht; der griechische Kaiser Zeno war zu weit entfernt, und zu ohnmächtig, um zu helfen, und die arianischen Westgothen und Burgunder waren bey den katholischen Bewohnern Galliens verhaßt. Unter solchen Umständen konnte der neunzehnjährige, rasche Chlodewig sehr leicht den Entschluß fassen, das Land, welches die Römer in Gallien noch im Besitze hatten, in seine Gewalt zu bringen. Sehr bald fand er einen Vorwand, sich vom Syagrius beleidigt zu glauben. Er schickte demselben (486) eine Ausforderung zu einem Treffen zu. Chlodewig zog mit keinem großen Heere aus; doch leisteten ihm noch zwey andre fränkische Fürsten Hülfe. Er drang bis Soissons vor. Syagrius wurde geschlagen. Er flüchtete nach Toulose, der Residenz des westgothischen Königs; aber der dortige Hof wagte es nicht, dem drohenden Chlodewig die Auslieferung desselben zu verweigern, und Syagrius, der letzte römische Oberbefehlshaber in Gallien, wurde hingerichtet.

richtet. Chlodewig und seine Franken eroberten nun alle Städte, welche die Römer noch im Besitze gehabt hatten; die Stadt Paris kam aber erst nach zehn Jahren unter die Herrschaft der Franken.

Die andern deutschen Staaten in Gallien, der westgothische und der burgundische, welche die Unterdrückung der römischen Herrschaft in diesem Lande ruhig mit angesehn hatten, konnten, wenn sie die Lage der Sache nur einigermaßen überlegten, die ihnen drohende Gefahr, unter das fränkische Joch zu gerathen, sich lebhaft denken. Und dennoch schienen sie keinen Antheil zu nehmen. Die Burgunder, die den Franken zunächst wohnten, wurden durch die Händel in ihrer Königsfamilie so sehr beschäfftigt, daß sie auf Chlodewigs ehrgeitzige Plane nicht genug Aufmerksamkeit wenden konnten. Der König Gundioch hatte das Land unter seine vier Söhne getheilt, und dadurch den Saamen der Uneinigkeit unter ihnen ausgestreut. Gundobald, der seinen Wohnsitz zu Lyon hatte, überwältigte seinen Bruder Chilperich, der zu Genf residirte,

und

und ließ ihn, nebst seiner Gemahlin und zwey Söhnen, hinrichten. Unter seinen zwey Töchtern, die am Leben blieben, befand sich die schöne und liebenswürdige Chlotilde. Der König der Franken war nach dem Besitze derselben lüstern; aber die herrliche Prinzessin wurde so sehr in einsamer Verwahrung gehalten, daß Aurelian, der schlaue Abgesandte Chlodewigs, nur mit Mühe sich zu ihr hinschlich. Nun wußte er ihr von der Macht, von der Unerschrockenheit, von der Neigung Chlodewigs, die christliche Religion anzunehmen, und von der zärtlichen Liebe, die er zu ihr hegte, so viel schönes vorzusagen, daß Chlotilde mit Vergnügen den Entschluß faßte, die Gemahlin desjenigen zu werden, der den Mord ihrer Familie rächen konnte. Vergebens untersagte es ihr Gundobald, einen Heyden zu heyrathen. Chlotilde bestand darauf, Chlodewigs Ehegenossin zu werden, und Gundobald wagte es nicht, dem mächtigen Chlodewig seine Nichte länger zu verweigern. Als sich Chlotilde (493) der Gränze des fränkischen Gebiethes näherte, munterte sie die fränkischen Edlen, die sie den Armen Chlodewigs

entgegen

entgegen bringen sollten, noch zur Rache auf. Nun brennte manches Dorf in Gundobalds Reiche, und Chlotilde vertauschte den mit Ochsen bespannten Wagen gegen ein schnelles Roß, um sich desto geschwinder zu entfernen.

Chlotilde sparte, als sie Chlodewigs Gemahlin war, weder Bitten noch Vorstellungen, um denselben zur Annahme des Christenthums zu bewegen. In diesen Bemühungen unterstützte sie der Bischof von Rheims, der h. Rhemigius. Allein Chlodewig blieb lange unentschlossen, bis eine Schlacht über seine Unentschlossenheit endlich siegte. Die Ripuarier waren mit ihren Nachbaren, den Alemannen, die sich von den Quellen des Rheins, bis an dessen Zusammenfluß mit der Mosel, und also in der Schweitz, in Elsaß, Lothringen, im Bezirke von Worms und Speyer, in der rheinischen Pfalz, und in der Wetterau ausbreiteten, in Krieg gerathen. Die Alemannen belagerten (496) die Stadt Cöln. Chlodewig eilt dem Fürsten Siegbert zu Hülfe. Bey Zülpich stoßen beyde Heere auf einander.

der. Als der Sieg auf Chlodewigs Seite sich hinneigt, gelobt er, ein Christ zu werden. Der König der Alemannen, Wibald, wurde getödtet, und die Alemannen fühlten sich so geschwächt, daß sie ihr Land den siegreichen Franken überlassen mußten. Viele von ihnen wanderten nach Rhätien, nach Italien aus; viele schmiegten sich aber unter die Herrschaft der Franken, deren Gebieth dadurch sehr vergrößert wurde.

Chlodewig ließ sich hierauf, dem in der Schlacht gethanen Gelübde zufolge, am Weihnachtsfeste zu Rheims taufen. Er wurde zum christlichen Könige aus einem Oehlfläschchen gesalbt, welches der h. Geist, in Gestalt einer Taube, vom Himmel gebracht haben sollte. Seinem Beyspiele, und seiner Aufmunterung, folgten viele tausend andre salische Franken. Das Christenthum, in welches sich Chlodewig einweihen ließ, war aber so wenig vermögend, seinen Eroberungsgeist zu unterdrücken, daß es ihm vielmehr zum Vorwande diente, seiner Länderstucht immer mehr Befriedigung zu verschaffen. Die katholischen Bischöfe, die sich,

ausser ihrer Kirche, keine Seligkeit, und keinen Menschenwerth dachten, reitzten ihn zu feindseligen Gesinnungen gegen die arianischen Westgothen, die, ihrer Meynung nach, als verdammte Ketzer ausgerottet werden müßten. Vergebens wünschte sich der junge König Alarich mit dem Chlodewig zu vergleichen; vergebens wurde zwischen beyden eine Zusammenkunft veranstaltet. Chlodewig bedauerte es, daß der schönste Theil Galliens den Arianern gehören sollte. Viele katholische Unterthanen der Westgothen sahen den fränkischen König als ihren Erlöser an. Chlodewig rüstete sich zu diesem Kriege, als wenn es ihm blos um die Ehre des Christenthums zu thun gewesen wäre. Er gelobte eine neue Kirche, die da, wo seine Streitaxt zuerst hinfallen würde, emporsteigen sollte. Er schickte nach der Kirche des h. Martins zu Tours heimlich einen Abgeordneten, und ließ sich ein Bibelorakel ausbitten, daß sehr vortheilhaft für ihn lautete. Er gelobte dem h. Martin, der sich für seinen Gönner erklärte, sein Leibroß. Aus einem Fläschchen mit gesegnetem Abendmahlsweine, welches er vom h. Rhe-

migius empfieng, sollte er sich in den Gefahren Muth trinken. Nun rückte Chlodewig (501) schnell gegen Vivonne bey Poitiers an. Alarich und seine jungen Feldherren wollten einem für sie gefährlichen Treffen nicht ausweichen. Alarich fiel unter Chlodewigs eignen Händen, und die Westgothen waren so geschwächt, daß sie, wenigstens auf einige Zeit, alles Land von der Loire bis an die Pyrenäen, daß sie ihren großen Schatz zu Toulouse den Franken überlassen mußten.

So diente das Christenthum dem eben so arglistigen als treulosen Chlodewig zum Vorwande, seine Monarchie durch das Land der Westgothen zu vergrößern! Durch eben dieselbe rechtfertigte er aber auch das ungerechte Verfahren, durch welches er die Herrschaft über alle Franken an sich riß. Die Fürsten derselben mochten wegen seiner eroberungssüchtigen Plane wohl einige Besorgniß äussern; auch weigerten sie sich, den Glauben ihrer Vorfahren gegen die christliche Religion zu vertauschen. Dieß war genug, um ihnen von Seiten ihres Vetter Chlo-

dewig

dewig die listigste, die gewaltsamste Verfolgung zuzuziehen. Siegbert, der Fürst der Ripuarier, wurde von seinem eignen Sohne, den Chlodewig dazu beredet hatte, auf der Jagd im Buchenwalde ermordet. Die fränkischen Abgeordneten, welche Siegberts Schätze abholten, tödteten nun auch den Mörder des Vaters. Chararich, der Fürst der Moriner, mußte nebst seinen Söhnen in ein Kloster wandern. Da aber die jungen Prinzen die Hoffnung äusserten, daß sie dereinst doch zur Regierung gelangen könnten, so bedachte sich Chlodewig nicht lange, sie nebst ihrem Vater hinrichten zu lassen. Aber nichts erregt einen heftigern Abscheu, als Chlodewigs Verfahren gegen den Rachnachar, der zu Cambray residirte. Er bestach die Kriegsbefehlshaber desselben mit Schmuck vom falschem Golde so glücklich, daß sie ihren Herrn in der Schlacht verließen. Als nun Rachnachar gefesselt vor den Chlodewig gebracht wurde, machte er ihm erst bittere Vorwürfe, daß er, als sein Verwandter, sich habe fesseln lassen, sodenn schlug er ihn mit eignen Händen nieder. Eben dieses Schicksal traf so viele andre Verwandte

Chlode-

Chlodewigs, daß er selbst einmahl darüber Klage führte, daß er gar keine Verwandte habe. Vielleicht wollte er dadurch das Daseyn derjenigen erfahren, die seiner habsüchtigen Verfolgung bisher noch entgangen waren. — Durch solche Mittel gründete Chlodewig die fränkische Monarchie, die sich von den Pyrenäen bis an den Mayn erstreckte. Bey dem Besitze einer solchen Macht konnte es ihm ziemlich gleichgültig seyn, ob der oströmische Kaiser seine schwachen Ansprüche auf den westlichen Theil des römischen Kaiserthums noch fortsetzte. Doch Anastasius entsagte ihm (510) zu Gefallen allen kaiserlichen Ansprüchen auf die von den Franken besetzten Länder, und legte ihm den Titel eines Consuls und Patricius bey. Chlodewig ritt nun in der Staatskleidung derselben feyerlich in die Kirche.

Hätte Chlodewig (511) einen einzigen Nachfolger von seinem unternehmenden Geiste gehabt, so würde die fränkische Monarchie vielleicht über einen großen Theil von Europa sich verbreitet haben. Aber jeder von Chlodewigs vier Söhnen machte auf einen Antheil

theil des Landes Anspruch. Man theilte es erst in Austrasien und Neustrien (Ost- und Westfranken). Dieses breitete sich von der Loire bis an die Maas und Mosel aus; von diesen beyden Flüssen fieng Austrasien an, welches alles begriff, was die Franken an beyden Seiten des Rheins besaßen. Austrasien wurde dem ältesten Sohne, dem Theoderich zu Theil, der seine Residenz zu Metz aufschlug. In Neustrien theilten sich die jüngern Brüder Chlodemir, Childebert, und Chlothar, die zu Orleans, Paris und Soissons ihre Wohnsitze hatten.

Einige Zeit hindurch dauerte das Eroberungsglück des Vaters auch unter den Söhnen fort. Die fränkische, oder merowingische Monarchie, wurde noch durch das burgundische und das thüringsche Reich vergrößert. Das letztre, das sich von der Elbe, nordwärts bis zum Harz und südwärts bis an den Mayn erstreckte, war damahls unter drey Brüder getheilt, die Basinus, Clodewigs Stiefvater, hinterlassen hatte. Hermanfried, der jüngste unter denselben, wählte sich zur Gemahlin eine vandalische Prinzessin

aus

aus Afrika, für deren Stolz sein Landesantheil nicht groß genug war. Hermannfried überfiel und tödtete den einen von seinen Brüdern, der Berthar hieß; der andre, Balderich, machte aber so furchtbare Anstalten zur Gegenwehre, daß Hermannfried den austrasischen König Theoderich um seinen Beystand bath. Der vereinigten Macht unterlag Balderich. Nun verlangte Theoderich aber den Antheil an dem Lande desselben, welchen ihm Hermannfried versprochen hatte. Hermannfried wollte sein Wort nicht halten. Theoderich rückte daher (534), in Verbindung mit seinem Bruder Chlotar, über den thüringer Wald bis an die Unstruth. Seinem Uebergange über diesen gar nicht tiefen Fluß setzte Hermannfried die tapferste und standhafteste Gegenwehre entgegen. Aber die Unstruth wurde endlich so sehr mit Leichen angefüllt, daß sie die Franken zur Brücke brauchen konnten. Hermannfried rettete sich in seine Burg Scheidingen. Theoderich, dessen Krieger durch die blutigen Gefechte sehr vermindert worden waren, bath die um den Harz wohnenden Sachsen um Beystand, und es stellten sich von denselben

selben 9000 riesenmäßige, wohlgerüstete Leute ein. Theoderich, der das thüringische Land nicht gern mit den Sachsen theilen wollte, ließ sich in der Stille mit dem eingeschlossenen Hermannfried in Unterhandlungen ein; aber die Sachsen, die seinen Anschlag erführen, bestürmten die Burg sogleich mit solchem Nachdruck, daß sie nicht mehr widerstehen konnte. Theoderich mußte nun den braven Sachsen das zwischen der Unstruth und dem Harz liegende Thüringen überlassen; das übrige verwandelte sich in eine Provinz des fränkischen Reiches, die durch besondre Herzoge regiert wurde.

Hermannfried, der letzte König der Thüringer, folgte dem Theoderich nach Zülpich, wo er, von einem tückischen Franken von der Stadtmauer herabgestürzt, den Hals brach. Seine Gemahlin, die Urheberin dieses Unglücks, flüchtete nach Italien, und sein ältester Sohn suchte in Constantinopel seine Zuflucht; zwey jüngere Kinder wurden erdrosselt.

In Burgund herrschten gleichfalls Verwandtenhändel, die den Franken eine erwünschte Gelegenheit verschafften, auch diesen Staat unter ihre Herrschaft zu bringen. Gundobald, der Oheim der Chlotilde, hatte, um über die Burgunder ganz allein zu herrschen, seinen Bruder Godegisel, der zu Vienne residirte, überfallen, und hinrichten lassen. Er hinterließ das auf so ungerechte Art zusammengebrachte Reich seinem ältesten Sohne Siegmund, der mit einer ostgothischen Prinzessin den Prinzen Siegrig zeugte. Nach dem Tode derselben heyrathete er eine von ihren Hofdamen. Diese verrieth so viel Eitelkeit, daß der Prinz Siegrig sich nicht überwinden konnte, über seine Stifmutter nicht zu spotten.

Das rachsüchtige Weib beredete nun den Siegmund, seinen Sohn im Schlafe ermorden zu lassen. Seinen Tod rächten die fränkischen Könige, von ihrer Mutter Chlotilde aufgemuntert. Siegmund, seine zweyte Gemahlin und ihre Kinder, wurden erwürgt, und in einen Brunnen geworfen. Siegmunds Bruder Godomar vertheidigte zwar

die

Freyheit der Burgunder noch 8 Jahre lang; das burgundische Reich fiel aber endlich doch (534) den Franken zu, deren Eroberungsgeiste in Italien erst die Ostgothen und hernach die Longobarden, und in Spanien die Westgothen, Gränzen setzten.

## Zweytes Kapitel.

Theoderich stiftet das ostgothische Reich in Italien, welches, so wie das vandalische in Afrika, vom Justinian zerstört wird. Alboin gründet das longobardische Reich.

Die Ostgothen, die jetzt in Italien herrschten, wohnten vorher in Pannonien, wo sie sich, nach dem Untergange des hunnischen Reiches, niedergelassen hatten, und standen unter drey Königen oder Fürsten aus der edlen Familie der Annalen, die Brüder waren. Einer derselben, Theodemir, war der Vater des berühmten Theoderichs, unter welchem die Ostgothen nach Italien zogen.

Seine

Seine Mutter Erelieva war des Theodemirs liebste Concubine. Es gab damahls noch andre Ostgothen in Thracien (Rumili) und also in der Nähe von Constantinopel. Diese hatten durch die Streifereyen, mit welchen sie die Besitzungen der Oströmer heimsuchten, von dem Hofe zu Constantinopel ein jährliches Geschenk erzwungen. Ihr Beyspiel reitzte die pannonischen Ostgothen, durch einen Einfall in Illyrien, sich gleichfalls ein Jahrgeld zu verschaffen. Man bewilligte ihnen 300 Pfund; als ein Unterpfand des Friedens mußte Theodemir (462) seinen siebenjährigen Sohn Theoderich ausliefern. Dieser wohlgebildete und fähige Prinz wurde zu Constantinopel in allen Künsten und Fertigkeiten des Körpers so sorgfältig unterrichtet, daß seine mit einer fast riesenmäßigen Größe verbundene Gewandtheit allgemeine Bewunderung erregte. Wissenschaftliche Cultur war ihm aber so wenig zu Theil geworden, daß er nicht einmahl schreiben konnte; dennoch schätzte er die Wissenschaften und diejenigen, die ihnen ihren Fleiß widmeten. Auch hatte er in dem Umgange des Hofes die Bildung eines feinen Weltmannes sich

zugeeignet. Als er, achtzehn Jahre alt, zu seinem Volke zurückkehrte, ward er bald der Liebling desselben, und auf 6000 der tapfersten und unternehmendsten von seinen Landsleuten wählten ihn zu ihrem Anführer. An ihrer Spitze nahm er verschiedene Streifzüge vor; auch eroberte er Singidunum (Belgrad). Indessen war nicht nur sein Vater gestorben; sondern auch seine beyden Onkel lebten nicht mehr. Theoderich stellte also nunmehr den alleinigen König der pannonischen Ostgothen vor. Seine großen Eigenschaften, und sein Ansehen kamen dem Kaiser Zeno so bedenklich vor, daß er alle Mühe anwendete, die Freundschaft des jungen Königs sich zu erhalten. Er ernennte ihn zum Consul, und überhäufte ihn mit noch andern Ehrenbezeugungen und Geschenken. Dennoch konnte Theoderich dem unruhigen Geiste seines Volkes so wenig Einhalt thun, daß er bis Constantinopel streifen mußte. Der listige Zeno beredete ihn endlich, gegen seine Landsleute, die Ostgothen in Thracien, die Waffen zu ergreifen. Er befand sich in diesem Kriege in großer Lebensgefahr, und nur durch die klugen Vorstellungen

stellungen des Theuderichs, des Königs der thracischen Ostgothen, wurde er auf die Politik des Hofes zu Constantinopel, und auf ihr gemeinschaftliches Interesse, noch zu rechter Zeit aufmerksam gemacht. Da der alte Theuderich nicht lange hernach sein Leben endigte, so wählten auch die thracischen Ostgothen den Theoderich zu ihrem Könige. Die Macht desselben wurde dadurch so furchtbar, daß sich Zeno entschließen mußte, das Jahrgeld bis auf 2000 Pfund Gold zu erhöhen, und 13000 Ostgothen in Sold zu nehmen.

Aber auch mit diesen Bedingungen waren die Edlen der Ostgothen noch nicht zufrieden. Nahe bey dem oströmischen Kaiserthume konnten sie sich nicht mit glücklichem Erfolge ausbreiten. Die große und feste Stadt Constantinopel, wo sich die Macht der oströmischen Kaiser zusammendrängte, konnte den Fortgang ihrer Unternehmungen sehr leicht hemmen. Nach dem westlichen Theile des römischen Kaiserthumes war hingegen schon manches deutsche Volk gezogen. Da saßen auch die Brüder der Ostgothen, die

die Westgothen. Der Hof zu Constantinopel sah es gar nicht ungern, wenn sich die eben so unternehmenden als kriegerischen Gothen entfernten, und mit Vergnügen hörte Zeno Theoderichs Erklärung, daß er hinziehen wolle, um Italien von der Herrschaft der Rügen zu befreyen. In der Mitte des Winters (489) begann der Zug von einer halben Million Menschen, unter welchen sich hundert und funfzig tausend streitbare Männer befanden. Weiber, Kinder und Greise folgten auf Wagen, an welche sich die Heerden anschlossen. Theoderich nahm zuerst seine Richtung nach Epirus, um von da über das adriatische Meer nach Italien zu gehen; aber es fehlte ihm, diesen Plan ausführen, an Schiffen. Er zog sich also nordwärts durch Illyrien und Pannonien, durch verödete Gegenden, über die julischen Alpen, zwischen Krain und Oberitalien. Auf diesem Zuge gerieth er mit den Gepiden, einem andern deutschen Völkerstamme, der in dem jetzigen Ungern, am Balaton-See sich ausbreitete, in einen sehr gefährlichen Kampf. Um einer unvermeidlichen Hungersnoth zu entgehen, bat er sich von den

Gepiden

Gepiden nicht nur einen freyen Durchzug, sondern auch Lebensmittel, aus. Anstatt einer günstigen Antwort erschien ein zahlreiches Heer der Gepiden, an dem Ufer des reissenden Flusses Ulka, welches durch übereinander steigende Mauern befestigt war. Dennoch wagten es die vom Hunger entkräfteten und muthlosen Gothen überzusetzen; aber mancher derselben stürzte von den Pfeilen und Schwerdtern der Gepiden durchbohrt in den Fluß. Jetzt munterte aber Theoderich seine Leute noch einmahl zur Tapferkeit auf; jetzt ließ er die Fahnen neben sich in die Höhe halten; jetzt trank er auf gutes Kriegsglück noch einen Becher aus, und dann flog er mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Seine Entschlossenheit wurde durch den glücklichsten Erfolg belohnt.

Odoacher erwartete die in Italien eindringenden Ostgothen, nicht weit von Aquileja, an den Ufern des Flusses Isonzo; aber die im Angriffe unwiderstehlichen Schaaren der Gothen drangen bis Verona vor. Im folgenden Jahre (490) zog Odoacher seine

ganze

ganze Macht an der Etsch in eine sehr feste Stellung zusammen. An einem Morgen wollte ihn Theoderich hier angreifen. Als der schmetternde Klang der Trompeten ihn auf das Schlachtfeld rief, als er seine Rüstung anlegte, erschien seine Mutter Erelieva, von seiner Schwester begleitet, vor ihm. Jene, die den Muth der deutschen Weiber in so hohem Grade besaß, daß sie einst ihre aus einer blutigen Schlacht fliehenden Landsleute durch ihre Vorwürfe wieder auf den Kampfplatz zurückgetrieben hatte; diese äusserte jetzt wegen des Schicksales ihres Sohnes so ängstliche Empfindungen, daß ihr Theoderich Muth zusprechen mußte. Das Bild seines Vaters, sagte er zu ihr, schwebe vor seinen Augen; dieser hätte den glücklichen Ausgang einer Schlacht allemahl durch seine Tapferkeit erzwungen; die Frauen sollten ihm nur das von ihren Händen verfertigte schöne Gewand bringen, weil er heute geschmückter, als zum Feste erscheinen müsse. — Theoderich siegte so entscheidend, daß Odoacher in dem festen Ravenna seine Zuflucht suchen mußte. Aber freylich stand der König der Ostgothen an der Spitze

eines

eines einzigen tapfern Volkes, das ihn ausserordentlich schätzte und liebte, während daß sein Gegner eine von allerley Nationen zusammengesetzte Armee hatte, der er nicht recht trauen durfte, und von welcher wirklich ein großer Theil zu den Gothen übergieng. Indessen bewirkte die Verrätherey eines Oberbefehlshabers der übergegangenen Krieger des Odochers, daß sich dieser noch einige Zeit behauptete, und daß Theoderich, um dessen Untergang zu vollenden, erst westgothische Hülfe aus Gallien erwarten mußte. Nun (11 Aug.) erfolgte eine Schlacht an der Adda, die Ober- und Mittelitalien, bis auf Ravenna, die Herrschaft Theoderichs unterwarf. Selbst in Rom wurde der ostgothische König als ein Befreyer aufgenommen. Ravenna wurde erst nach dritthalb Jahren (493 Febr.) durch den Hunger zur Uebergabe genöthigt. Theoderich versprach dem Odoacher nicht nur persönliche Sicherheit, sondern auch einige Theilnahme an der Regierung Italiens. Ein solches Verhältniß konnte jedoch nicht lange bestehen. Odoacher wurde bald feindlicher Absichten gegen den Theoderich beschuldigt,

digt, und, während eines Gastmahles, vom ostgothischen Könige mit eigner Hand niedergestoßen. Seine Familie, und seine vornehmsten Befehlshaber, durften ihren Vater, ihren Herrn, nicht lange überleben.

Die Ostgothen riefen nun ihren Theoderich zum Könige von Italien aus, und ob ihn gleich der Kaiser Anastasius, der Nachfolger des Zeno, nicht dafür erkennen wollte, so bestimmte er doch das Schicksal Italiens ganz eigenmächtig. Den dritten Theil aller Länderey, den schon Odoachers Krieger besessen hatten, räumte er seinen Gothen ein. Diese Länderey war durch das ganze Reich, und zwar nach Verhältniß der Familie, der Heerde, und der Würde des Mannes, vertheilt. Ausser der Länderey erhielten die Krieger Theoderichs noch ein jährliches Geschenk an Geld, welches die unterjochten Bewohner Italiens natürlich aufbringen mußten. Diese behielten übrigens ihr Eigenthum ungekränkt, und lebten in Ruhe und Wohlstand. Theoderich beförderte auch die Wissenschaften, die Künste, und das Gewerbe. Derjenige aber, der seine Aufmerk-

merksamkeit auf diese Gegenstände am meisten hinzog, war sein vortrefflicher Minister Cassiodor, ein Italiener, der überhaupt an den guten Staatseinrichtungen des ostgothischen Königes den vornehmsten Antheil hatte.

Theoderichs Regierung wirkte aber nicht allein auf Italien, sondern auch auf andre Länder, welche deutsche Völker im Besitze hatten. Die Könige und Fürsten derselben waren theils seine Schwäger, theils seine Schwiegersöhne. Seine Schwester Amalafrida war an den vandalischen König Thrasamund vermählt. Deren Tochter Amalaberga hatte den thüringischen König Hermanfried zum Gemahl. Theoderich selbst war der Schwager Chlodewigs. Die engste Verbindung aber unterhielt er mit dem westgothischen König Alarich, seinem Schwiegersohne, dessen Söhne er gegen den mächtigen Chlodewig in Schuz nahm. Dieser würde ihnen alles bis an die Pyrenäen entrissen haben, wenn ein Heer, welches Theoderich nach Frankreich schickte, den Franken bey Arles nicht eine solche Niederlage beygebracht hätte, daß Chlodewig zum Frieden gezwungen gewesen

wesen wäre. Sein Ruhm verbreitete sich bis zu den entferntesten Völkern. Die Aestyer an der Ostsee, und die Gothen in Schweden, schickten ihm Geschenke von Bernstein und Pelzwerk, und bewarben sich um seine Freundschaft. Theoderich stand einem Nachkommen des Attila gegen den oströmischen Kaiser bey, und siegte über die Griechen an der Gränze von Dacien. Als eine griechische Flotte Calabrien und Apulien verheerte, verschaffte er sich so geschwinde eine furchtbare Menge von Küsten-Fahrzeugen, daß der Kaiser einen festen Frieden mit ihm eingehen mußte.

So spielte Theoderich die Rolle eines musterhaften Regenten vortrefflich, und er würde sie, wenn er sich nicht in Religionshändel gemischt hätte, auch glücklich ausgespielt haben. Seines arianischen Glaubens ungeachtet, ließ er die katholischen Bewohner Italiens in der Ausübung ihrer Rechte ganz ungekränkt. Um so mehr verlangte er, daß die Katholischen andre Glaubensgenossen auch mit Billigkeit behandeln möchten. Nun hatten, während seiner Abwesenheit, die katholischen

tholischen Christen zu Ravenna die vielen Juden, die sich daselbst befanden, den Aerger, den ihnen der geschäftige Erwerbsgeist derselben verursachte, auf eine unbarmherzige Art empfinden lassen; sie hatten ihnen ihre Waaren weggenommen, und ihre Synagoge zerstört. Theoderich fand das, was sie gethan hatten, so unbillig, daß er ihnen die Synagoge wieder aufzubauen befahl; daß er diejenigen, die sich der Befolgung seines Befehles zu entziehen suchten, mit Stockschlägen dazu anhalten ließ. Die Katholischen, die aus großem Eifer für ihre Relion, Theoderichs Sorgfalt für die Beobachtung der Menschenrechte verkannten, erklärten ihn nun für einen Ketzer. Theils im Gefühle des Unwillens, theils in der Absicht, die Katholischen durch das Vergeltungsrecht zu strafen, läßt Theoderich eine katholische Kirche zu Verona niederreissen. Als seine Stimmung gegen die Katholischen schon sehr gereitzt ward, kamen von Constantinopel her nach scharfe Verordnungen, welche die Absicht hatten, die Arianer zu zwingen, in dem Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Theoderich, der nun

nun

mit Recht befürchtete, daß diese Verordnungen seine Herrschaft über die katholischen Bewohner Italiens schwankend machen würden, ließ denselben ihre Waffen wegnehmen. Sodenn schickte er den römischen Oberbischof Johann, dessen Wahl zwar von ihm bestätigt worden war, dessen geistliche Macht aber bereits eine sehr bedeutende Höhe erstiegen hatte, gerade nach Constantinopel, um wegen der fernern Duldung des arianischen Glaubens mit dem kaiserlichen Hofe zu unterhandeln. Der Oberbischoff übernahm diesen Auftrag sehr ungern, und man durfte sich also von seiner Versorgung nicht viel versprechen. Aber es war dem Theoderich doch sehr unerwartet, daß der römische Oberbischoff zu Constantinopel mit ausserordentlicher Ehrfurcht empfangen, daß er nicht als sein Gesandter, sondern vielmehr als Repräsentant des Apostels Petrus, aufgenommen wurde. Unter solchen Umständen konnte der Johann unmöglich eine Entscheidung mitbringen, die seinem Interesse entgegen war. Die übergangenen Arianer, so lautete sie, sollten im Schoße der Kirche bleiben. Theoderich ließ sich von seinem

Unwil-

Unwillen darüber so hinreissen, daß er allen katholischen Gottesdienst in seinem Reiche verboth, daß er den Oberbischof einsperren ließ. Die Verhaftnehmung überlebte Johann nur wenig Tage, und, zu Theoderichs großem Aerger, bewiesen die katholischen Christen dem gestorbenen Oberbischofe die größte Ehrfurcht.

Theoderich war gegen die katholischen Bewohner Italiens nun einmahl mit Argwohn erfüllt. Niemand aber reitzte diesen Argwohn lebhafter, als die Mitglieder des römischen Senats, der seiner politischen Ohnmacht ungeachtet, die ehemalige Herrschaft über die Welt noch immer nicht vergessen konnte, und der auf die Wiederherstellung derselben noch immer mit einiger Zuversicht rechnete. Unter die vornehmsten Männer im Senate aber gehörte Symmachus, und dessen Sohn Boethius, der zu Athen seine ausgezeichneten Fähigkeiten, durch die Lehren des Plato und des Aristoteles, auf das feinste ausgebildet, der durch seine vortrefflichen Eigenschaften sich Theoderichs ganze Hochachtung, und ganzes Zutrauen

erworben

erworben hatte. Theoderich hatte nicht nur den Vater, sondern auch dessen beyde Söhne mit der Consulwürde geziert. Theoderich und Boethius standen in dem freundschaftlichsten Verhältnisse. Wie wenig konnte also Boethius das traurige Schicksal ahnden, das ihm sein Gönner zu Theil werden ließ! Einer von den Senatoren, Nahmens Albinus, war wegen einer Aeusserung, die sein Verlangen nach der Wiederherstellung der Freyheit verrieth, bey dem Theoderich angeklagt worden. Boethius entschuldigte ihn durch das Geständniß, daß in Ansehung dieses Wunsches alle Mitglieder des Senates mit ihm übereinstimmten. Da er nun, gleich den Albinus, von einigen vornehmen Männern, deren Ruf übrigens nicht unbescholten war, wegen eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Hofe zu Constantinopel, angeklagt wurde: da man diese Anklage durch falsche Briefe und Siegel zu bekräftigen wußte; da ließ ihn Theoderich, alle Hochachtung und Freundschaft vergessend, zu Pavia in einen Thurm sperren, da wurde er, unter schrecklichen Martern, die Theoderich jedoch nicht befohlen haben soll, hingerichtet.

Auch

Auch sein Schwiegervater, Symmachus, ein ehrwürdiger Greis, starb als ein Verbrecher. Doch bald fühlte Theoderich, in dessen Herz sich so viel Menschenliebe regte, das Grausame seines Betragens. Das Bild seiner Freunde schwebte seiner zerrütteten Phantasie sehr lebhaft vor. Es marterte ihn mit den schrecklichsten Empfindungen. Der Kopf eines großen Fisches mit aufgesperrtem Rachen, den er auf einer Abendtafel sah, schien ihm das Haupt des alten Symmachus, der die Zähne in die Unterlippe drückte, zu seyn. Zitternd an allen Gliedern, sprang er von der Tafel auf, stürzte sich in seine Kammer, und verbarg sich unter einer schweren Last von Betten. Seinem Arzte erzählte er mit Thränen, wie grausam er gegen den Symmachus und Boethius verfahren war. Wenig Tage darauf starb er (526). Dies war das Ende des wahrhaft großen Theoderichs, der so herrliche Eigenschaften des Geistes und des Körpers vereinigte: der mit einer besondern Achtung für Tugend und Rechtschaffenheit, und mit einer nachdrucksvollen Besonnenheit im Reden, und mit deutscher Sitteneinfalt, einen ansehnlich

und wohlgebildeten Körper, den eine schneeweiße Haut, und blühende Gesichtsfarbe, den muntere, aber auch zuweilen schreckliche Blicke auszeichneten, in die schönste Verbindung brachte. Von allen Stiftern deutscher Staaten kam keiner ihm völlig gleich.

Die Monarchie, die Theoderich zusammengebracht hatte, begriff, ausser Italien und Sicilien, einen großen Theil der Provence, ingleichen den südlichsten Theil von Deutschland (Rhätien, Vindelicien, Noricum, Krain) so wie Dalmatien, Slavonien, Ungern, Siebenbürgen. Sie war also größer, als der jetzige östreichische Staat. Für dieses ansehnliche Reich hatte nun Theoderich keinen männlichen Erben, sondern lauter Töchter, und zwey Enkel. Den ältesten untern den letztern, der Athalerich hieß, wählten die ostgothischen Edlen zu ihrem Könige. Seine Mutter Amalasuntha, die eben so viel Verstand als Schönheit besaß, übernahm die vormundschaftliche Regierung, die sich nach den weisen Grundsätzen ihres Vaters führte. Dennoch benutzten die auf sie eifersüchtigen Großen eine jugend-

jugendliche Züchtigung, die sie über ihren Sohn beschlossen hatte, zum Vorwande, ihr die Erziehung desselben aus den Händen zu winden, und Athalerichs Bildung wurde nun sehr vernachläßigt. Doch Amalasuntha, die einige von ihren vornehmsten Feinden unter den Großen heimlich ermorden ließ, riß die Regierung bald wieder an sich, und behauptete sie auch nach dem Tode ihres Sohnes, der sich schon (534) nach acht Jahren ereignete. Um mit mehr Sicherheit herrschen zu können, nahm sie den Theodohat, den Sohn ihrer Vatersschwester Amalafrida, zum Gemahl. Dieser mußte im Ehevertrage versprechen, daß er auf weiter nichs, als den königlichen Titel, Anspruch machen wollte. Allein Theodohat, ein feiner Weltmann, der den Plato studirte, verstellte sich nur so lange, bis er eine günstige Gelegenheit hatte, die Amalasuntha in Verwahrung bringen zu lassen. Doch Theodohat genoß das Glück, die ostgothische Monarchie zu besitzen, auch nicht lange.

Das ostgothische Reich hatte ostwärts das griechische Kaiserthum zum Nachbar.

Sobald also ein Besitzer desselben die Macht des großen Staates, der sich vom Mittelmeere bis zum Euphrat erstreckte, gehörig zu schätzen und zu brauchen wußte, so befand sich die Monarchie der Ostgothen in großer Gefahr. Diese Gefahr brach jetzt herein. Der Kaiser Zeno, unter dem Theoderich nach Italien zog, hatte (491) den Anastasius zum Nachfolger, der den Wohlstand des oströmischen Staates wieder herstellte, und einen Schatz von mehr als 80 Millionen Thalern sammelte. Nach dessen Tode (518) bestieg der alte Gardegeneral Justin, ein ehemaliger Bauerbursche aus Bulgarien, den schon Zeno, seiner ausserordentlichen Größe wegen, unter die Soldaten der Leibwache aufgenommen hatte, den Kaiserthron. Diejenigen, die ihn dabey vorzüglich unterstützten, waren der Oberhofmeister Amantius, und der Oberste der ostgothischen Brigade, Vitalianus. Justin hieß seinen Neffen Uprauda, aus Bulgarien kommen, und erklärte ihn für seinen Sohn. Dieser hieß, seitdem Justininian, und als Justin (727) sein Leben endigte, folgte ihm der Neffe in der Regierung.

Justi-

Justinian glaubte seinen Eifer für die katholische Kirche nicht nachdrücklicher beweisen zu können, als wenn er die Staaten der arianischen Deutschen in Occidente zerstörte. Zuerst griff er das vandalische Reich in Afrika an, weil die durch Clima und Lebensart, und durch einen langanhaltenden Frieden weichlich und üppig gewordenen Vandalen, keinen sehr entschlossenen Widerstand befürchten ließen. Geiserich, der Stifter des Staates, der die Rechte seiner Unterthanen durch Gesetze bestimmt, und die Sicherheit derselben nicht allein durch ein stehendes Heer, sondern auch durch Bündnisse, befestigt hatte, hinterließ die Regierung über dieselben seinem ältesten Sohne Hunerich, der sich durch seine unbarmherzige Verfolgung der Katholischen verhaßt machte. Nach zwey ältern Prinzen kam endlich (524) Hilderich, Hunerichs Sohn, zur Regierung, der durch seine Duldsamkeit die Arianer kränkte, und die Katholischen doch nicht ganz befriedigte. Um so eher gelang es seinem Vetter Gelimer, ihn vom Throne zu stürzen. Seines Freundes Hilderich nahm sich nun Justinian mit Vergnügen an, weil

er

er dadurch zum Angriffe des vandalischen Reichs einen sehr schicklichen Vorwand bekam. Ein katholischer Bischof verkündigte ihm in Gottes Nahmen den glücklichen Ausgang des Krieges. Diesen begünstigte eine Empörung der Freunde und Anhänger Hilderichs, dessen harte Behandlung ihre Theilnahme noch reger machte.

Belisarius, ein Dacier, der sich im Kriege gegen die Perser schon sehr hervorgethan hatte, wurde vom Justinian zum Oberbefehlshaber über die Land- und Seemacht bestellt, welche das vandalische Reich erobern sollte. Der Landsoldaten waren aber nicht mehr als 5000 zu Pferde, und 10000 zu Fuß. Diese sollten eine fünf Millionen starke Nation, unter welcher sich 150000 Krieger befanden, bezwingen. Allein diese Nation war durch Sectenhaß vereinigt; auch hatte die Weichlichkeit ihren Muth gelähmt. Gelimer hatte den besten Theil seines Heeres, unter seinem Bruder, nach Sardinien geschickt, um diese ihm untreu gewordene Insel wieder zu erobern. Belisarius landete daher (533 Sept.) ohne großen Widerstand

zu

zu finden, nicht weit von Karthago. Gelimer flüchtete nach den numidischen Einöden, nachdem er den Hilderich, und verschiedene Große, vorher hatte hinrichten lassen. Karthago, die einzige haltbare Festung, öffnete schon nach einigen Tagen die Thore. Gelimer machte einen vergeblichen Versuch, das Reich wieder zu erobern. Darauf suchte er mit seinen Vertrauten, und seinen Schätzen, bey den Westgothen in Spanien seine Zuflucht; aber man wollte ihn nicht aufnehmen. Jetzt gerieth er in ein solches Gedränge, daß ihm nichts übrig blieb, als sich dem Belisarius in die Hände zu liefern. Dieß geschah in einer Vorstadt von Karthago. Hierauf zierte Gelimer Belisars Triumph, und er brachte den Ueberrest seines Lebens in Kleinasien, in aller Bequemlichkeit eines Privatmannes, hin. Aus den angesehensten Vandalen bildete man fünf Schaaren Reiter; die übrigen verlohren sich unter den Bewohnern von Afrika. Das ehemahls so angebaute, und im Wohlstande sich befindende Gebieth der Vandalen wurde, theils durch diesen, theils durch einen folgenden Krieg mit den Mauren, so schrecklich verwüstet, daß man einen ganzen

Tag

Tag reisen konnte, ohne einen Menschen anzutreffen.

Zum vandalischen Reiche, welches Justinian jetzt zerstört hatte, gehörte auch die Stadt und der Bezirk von Lilibaeum in Sicilien, welche Theoderich seiner Schwester Amalafreda, die an den König Thrasamund verheyrathet worden war, abgetreten hatte. Auf diese Stadt, und diesen Bezirk, machte Justinian nun gleichfalls Anspruch, und als der damahlige ostgothische König Theodohat zur Befriedigung dieses Anspruches sich nicht verstehen wollte, wurden die Ostgothen sowohl in Dalmatien, als in Sicilien, von den Griechen unter Belisars Anführung angegriffen. Belisar führte nicht mehr als 8000 Mann nach Sicilien; gegen ein Volk, das wenigstens noch 200000 Krieger aufbringen konnte. Aber dieses Volk war durch den langen Aufenthalt in Italien schon weichlicher und unkriegerischer geworden; auch stimmte es mit dem Theodohat nicht ganz überein; und sodann bewies dieser wenig Muth und Entschlossenheit. In der ersten Bestürzung trat er gleich ganz Sicilien an

den

den Kaiser ab; ja er unterhandelte bereits wegen der Abtretung des ganzen Reichs, als ein Sieg, den die Ostgothen über die in Dalmatien eindringenden Oströmer erfochten, seinen Muth so sehr wieder emporhob, daß er die Unterhandlungen mit dem Belisarius abbrach. Belisar gieng hierauf (536) von Sicilien nach Italien. Ebermar, des Theodohats Schwiegersohn, der Unteritalien vertheidigen sollte, ward zum Verräther, und Belisar rückte nun ohne Widerstand bis Neapel vor. Diese Stadt wehrte sich zwar standhaft; endlich drangen aber die Griechen durch eine Wasserleitung hinein, und die Einwohner wurden von ihnen sehr unbarmherzig behandelt.

Der träge Theodohat saß indessen ruhig in Rom. Die Nachläßigkeit, die er in der Vertheidigung seines Volkes bewies, reitzte den Unwillen der ostgothischen Edlen so mächtig, daß sie ihn der Regierung für unfähig erklärten, und den General Vitiges an seine Stelle zum Könige wählten. Theodohat wurde auf der Flucht von einem beleidigten Gothen auf offner Landstraße getödtet. Die

Versamm-

Versammlung der ostgothischen Großen faßte hierauf den Schluß, sich, um ihre Kräfte fester an einander anzuschließen, nach Oberitalien zurückzuziehen, und Rom mit nicht mehr als 4000 Mann besetzt zu lassen. In dieser ehemaligen Hauptstadt der Welt regte sich aber Religionshaß, und alter Römerstolz jetzt lebhafter, als jemahls. Die Geistlichkeit, der Senat und die Bürgerschaft bathen den Belisar, in ihre Stadt einzuziehen. Während daß er nun (Dec.) zu einem Thore einrückte, zogen die Gothen zum andern hinaus.

Bey der Fortsetzung dieses Krieges konnte es den beyden Partheyen nicht gleichgültig seyn, zu welcher von ihnen die fränkischen Könige sich schlugen. Justinian schloß daher mit dem ostfränkischen Könige Theodebert eine Verbindung. Allein Vitiges that eben demselben so vortheilhafte Anträge, daß er sich wieder anders besann. Vitiges trat (537) den Franken alle ostgothischen Besitzungen in Frankreich, ingleichen Rhätien und Noricum ab, und erwarb sich dadurch ein Recht auf Theoberts Beystand. Auch

ließ

ließ dieser, wiewohl ziemlich spät (538) den Ostgothen 10000 Burgunder zu Hülfe ziehen. Indessen hatte Vitiges selbst eine Armee von 150,000 Mann zusammengebracht, mit welcher er (573 März) gegen Rom anrückte. Belisar, dessen Leute kaum zur Besetzung der Thore hinreichten, vertheidigte die Stadt eben so klug, als tapfer. Ein Theil der Bürgerschaft wurde bewaffnet, und Hunde mußten die fehlenden Wachen ersetzen. Belisars auf höhere Kriegswissenschaft gegründete Anstalten waren so wirksam, daß die Gothen in einem Hauptsturme auf 30000 Mann, nebst ihren Belagerungsthürmen und Maschienen, einbüßten. Aber der Mangel an Lebensbedürfnissen wurde in der großen Stadt immer drückender. Besonders fühlte man den Verlust der Wassermühlen, Doch Belisars Sorgfalt ersetzte sie durch Schiffmühlen; auch wirthschaftete er mit dem vorhandenen Vorrathe sehr genau, und er entfernte alle Leute, die, ausser dem Verzehren, weiter nichts thaten. Alle seine Klugheit aber wäre durch einen verrätherischen Plan beynahe vereitelt worden. Man wollte die Gothen heimlich in die Stadt ein-

einlassen. Verschiedene Senatoren hatten an diesem Plane Antheil, und der Pabst Silverius kam so sehr in Verdacht, daß ihn Belisar absetzte, und an seine Stelle den Vigilius, der ihn gut dafür bezahlte, auf den päbstlichen Stuhl erhob. Während schlauer Unterhandlungen, die er mit dem Vitiges anknüpfte, gelang es ihm, eine Verstärkung von Mannschaft, die ihm Justinian schickte, in die Stadt zu ziehen. Durch Mangel an Lebensmitteln, durch einen Angriff, mit welchem Rimini und Ravenna von den Griechen bedroht wurden, und durch einen Aufstand in Ligurien, den der katholische Bischof zu Mayland veranlaßte, wurde Vitiges endlich gezwungen, die Belagerung Roms, nachdem sie ein Jahr gedauert hatte (538 März) wieder aufzugeben. Die erbitterten Ostgothen schlachteten nun zu Mayland, und in der umliegenden Gegend, viele tausend Menschen, und zerstörten die Stadt. Doch Vitiges, dessen Heer vor Rom sehr geschmolzen war, kam in solches Gedränge, daß er seine Zuflucht in Ravenna suchen mußte.

Belisar

Belisar hatte jetzt die Vernichtung des ostgothischen Reiches in seiner Gewalt; aber Franken und Hofränke hinderten ihn an der Vollendung derselben. Der fränkische Theodebert, der nun selbst mit einem Heere nach Italien gekommen war, wollte keinem von beyden Theilen helfen, sondern Italien für sich erobern. Daher fiel er (539) bey Pavia sowohl über die Gothen als Grechen her. Aber der größte Theil seiner Krieger konnte das Klima und die Kost Italiens nicht aushalten; er mußte sich daher wieder nach Frankreich zurückziehen. Indessen war doch Belisarius durch die Franken in seinen Unternehmungen gegen die Ostgothen gehemmt worden. Eben belagerte er das wegen seiner morastigen Lage am adriatischen Meer unüberwindliche Ravenna, als er von seinem Hofe, der sich vor einem Kriege mit den Franken und Persern, und dem Ausgange einer Empörung in Afrika, fürchtete, den Befehl erhielt, die gothischen Schätze mit dem Vitiges zu theilen, und demselben Italien auf der linken Seite des Po's einzuräumen. Belisar fand diesen Befehl, den Umständen, in welchen sich der ostgothische

Staat

Staat befand, so wenig angemessen, daß er ihm nicht gehorchen wollte. Die Edlen der Ostgothen, die über seine Standhaftigkeit erschraken, bothen ihm Ravenna, und ihre Regierung, an. Belisar, der sich dabey mit schlauer Zweydeutigkeit benahm, hatte nun die Freude, daß ihm die wichtige Festung Ravenna wirklich eingeräumt wurde. Wie erstaunten aber nicht die Griechen über die Menge der großen, stark gebauten Gothen, die sich ihnen unterwarfen, und wie ärgerten sich die Weiber dieser Gothen, als sie die kleinen unansehnlichen Oströmer sahen, gegen welche ihre Männer so wenig Muth und Entschlossenheit bewiesen hatten! Hierzu kam das Mißvergnügen, daß Belisar, einem neuen Befehle des Kaisers zufolge, Italien verließ, und die Schätze des Vitiges mitnahm. Viele tausend Ostgothen giengen damahls in kaiserlichen Sold, und die Macht ihrer Nation wurde dadurch noch mehr geschwächt. Es blieb ihr weiter nichts, als der Bezirk von Verona, übrig.

Dennoch ermannten sich (540) zu Pavia tausend Gothen, die dem Belisar nicht geschwo-

schworen hatten, und wählten, als Uraia, eine Neffe des Vitiges, die Regierung nicht übernehmen wollte, auf dessen Vorschlag, einen ihrer Edlen, den Hildebrand zum Könige. Da nun die griechische Herrschaft, der drückenden Abgaben wegen, den Italienern bald verhaßt wurde, so schmeichelten sich die Ostgothen noch mit der Hoffnung, sich in der schönen Halbinsel zu behaupten, als durch traurige Händel unter ihren Großen diese reitzende Hoffnung wieder verdunkelt wurde. Hildebald nahm an einer Zänkerey, in welche seine Gemahlin mit Uraia's Gattin gerathen war, einen so lebhaften Antheil, daß er seinen Wohlthäter auf eine hinterlistige Art ermordete. Bald darauf traf ihn selbst aber eben das Schicksal. Ein Soldat seiner Leibwache hieb ihn (541) an der Tafel nieder, und man schreibt diesen Tod der Eifersucht seiner Gemahlin zu.

Die Ostgothen, die jetzt bis auf wenige tausend Krieger zusammengeschmolzen waren, setzten unter ihren neuen Könige Totilas, den Krieg gegen die Oströmer dennoch so muthig fort, daß ihre Herrschaft über Ita-

lien

lien sich ganz wieder zu heben schien. Totilas schlug, mit seinem kleinen Heere, eine mehr als noch einmahl so große Armee der Oströmer, eroberte eben sowohl durch seine Klugheit, als durch seinen Muth, Benevent, Neapel, und selbst Rom, dessen Mauern er zerstörte, und unterhielt eine nicht unbedeutende Flotte. Kein General des oströmischen Kaisers konnte ihm Widerstand thun. Belisar mußte nun zum zweytenmahl auf dem Kriegsschauplatze in Italien erscheinen. Aber von dem Hofe schlecht unterstützt, von der Kaiserin selbst geplündert und gemißhandelt, und in Ansehung der Unterhaltung der Armee blos auf die Beute verwiesen, konnte er das vom Totilas bedrängte Rom (546) nicht entsetzen. Diesem wurde vielmehr durch einen Theil der Besatzung der Weg in die Stadt geöffnet, und der ostgothische Sieger behandelte die Einwohner derselben noch großmüthig genug; doch beraubte er die Stadt aller Mittel, sich zu vertheidigen. Auch zogen so viele Leute hinweg, daß die Stadt fast öde stand. Belisar, der Roms trauriges Schicksal nicht hindern konnte, wurde (549) von seinem

Hofe

Hofe abermahls abgerufen, und er starb erst 16 Jahre hernach, unter der Herrschaft seiner Frau Antonia, aber weder geblendet, noch als Bettler. Er war vielmehr so reich, daß er allein 7000 Mann Haustruppen halten konnte.

Nun erschien endlich derjenige, der die Ehre hatte, das ostgothische Reich in Italien völlig zu vernichten; Narses, ein kleiner, schwärzlicher Mann, in welchem ein großer Geist und ein gefühlvolles Herz seinen Sitz hatte, gieng von der unmannhaften Damenaufwartung im Serail plötzlich zur Oberbefehlshaberstelle über. Da der Hof sich für ihn besonders interessirte, so wurde zu seiner Ausrüstung kein Geld gespart. Er brachte ein 30000 Mann starkes mit allen Bedürfnissen wohlversehenes Heer mit, welches meistens aus Herulern, Longobarden und Hunnen zusammengesetzt war. Als er zu Lande in Oberitalien eindringen wollte (552) fand er die Etsch, ingleichen Venetien, von den Franken besetzt, die sich, während der Verlegenheit der Gothen, bis an den Po ausgebreitet hatten. Narses zog

sich nun, von seiner Flotte unterstützt, an der Seeküste hin, bis nach Ravenna, und Totilas wurde, seiner vorsichtigen Maßregeln ungeachtet, im apenninischen Gebirge von ihm überrascht. Narses both dem Totilas Gnade an; aber der edle Ostgothe wollte entweder siegen oder sterben. Eine Schlacht bey Basta in Toscana (552 Jul.) entschied. Totilas und sechs tausend andre Gothen fielen. Der kleine Ueberrest der braven Deutschen wählte den Tejas zum Könige, setzte, im Besitze einiger festen Plätze, den Krieg mit verzweiflungsvoller Enschlossenheit fort, und verwandelte, um sich in Rom zu behaupten, das berühmte Grabmahl Hadrians in eine Festung. Aber die Hauptstadt der Welt wurde jetzt zum fünftenmahl in diesem Kriege erobert. Tejas fiel endlich (553) in einem hitzigen Treffen, als er seinen von zwölf Wurfspießen durchbohrten Schild gegen einen andern vertauschen wollte. Seine Gothen nahmen des Narses Erlaubniß an, mit ihren Habseligkeiten Italien verlassen zu dürfen, und nur tausend von ihnen blieben als römische Söldner zurück. So endigte sich das ostgothische Reich in Italien, nachdem

dem es gerade 60 Jahre gedauert hatte. Als die Macht der Gothen völlig vernichtet war, machte der ostfränkische Theoderich noch einen Versuch, sich Italiens zu bemächtigen, und er schickte deswegen ein Heer von Franken und Alemannen dahin, welches aber vom Narses (554) nach Frankreich zurückgetrieben wurde. Ganz Italien war nun eine oströmische Provinz, über welche Narses (bis 567) den Oberstatthalter vorstellte. Sein Nachfolger Longinus nennte sich zuerst einen Exarchen (Oberstatthalter); aber der Umfang seiner Statthalterschaft wurde durch ein andres deutsches Volk, durch die Longobarden, bald wieder eingeschränkt.

Der Zustand des oströmischen Kaiserthums war so beschaffen, daß entfernte Eroberungen unmöglich lange behauptet werden konnten. Justinian, der Eroberer des vandalischen und ostgothischen Reiches, hat zwar einige glänzende Regierungshandlungen vorgenommen, aber auch wieder durch manches den nachmahligen Verfall des oströmischen Reiches veranlassen helfen. Zwar hat er der Stadt Constantinopel durch Tempel,

Brücken, Mauern und Wasserleitungen manche neue Zierde, und neue Bequemlichkeit, verschafft; zwar hat er sich um die juristische Welt durch das bekannte große Gesetzbuch (Corpus Iuris) verdient gemacht; aber seine eignen Gesetze waren oft willkührlich und widersprechend; seine ganze Regierung nicht selten eigenmächtig und partheyisch; sein Verfahren verschwenderisch und raubsüchtig; auch nahm er an den Händeln der Theologen einen viel zu lebhaften Antheil. Auf seinen Regierungscharakter hatte aber seine Gemahlin Theodora, die sich vom niedrigen Stande bis zur Gemahlin eines Kaisers, bis zur Mitregentin, emporgeschwungen hatte, einen sehr merklichen Einfluß. Ihr Vater Acacius, von der Insel Cypern, hatte zur Zeit des Kaisers Anastasius die Aufsicht über die Hetzthiere. Er hinterließ eine junge Wittwe mit drey unerzogenen Töchtern, die, als sie erwachsen waren, theils durch Dürftigkeit, theils durch ihren Hang zum sinnlichen Vergnügen bewogen, die Reitze, die ihnen die Natur verliehen hatte, denen opferten, die sie dafür gut bezahlten. Theodora, die jüngste unter

ihnen,

ihnen, war bey ihrer ältern Schwester in der Schule. Hier hatte sie keine Gelegenheit, ihre schöne Gestalt durch die Künste eines feinen griechischen Wollustmädchens, durch Tanz, Gesang und Flötenblasen, zu veredeln; sie lernte nichts als die niedrig-pantomimische Geschicklichkeit, ihre Gesichtszüge zu verzerren, und allerley possirliche Stellungen anzunehmen. Diese Talente zeigte sich nun auf dem Theater, wo sie das Lachen und Klatschen des Publicums von dem Beyfalle desselben hinlänglich überzeugte. Dabey blieb aber ihr schlanker und feiner Wuchs, ihr herrliches Augenpaar, und die reitzende Gewandtheit ihres Körpers, den Verehrern weiblicher Schönheit nicht unbemerkt, und Theodora bewies sich in der Erzeigung ihrer Gunst nichts weniger, als spröde. Ja, die Gränzen, welche die Natur der Befriedigung wollüstiger Empfindungen gesetzt hat, waren nicht selten am Ausbruche ihrer Klagen Ursache. Endlich wählte sie ein vornehmer Mann, der Statthalter über Cyrene war, zu seiner Maitresse; bald war er ihres Genusses aber so überdrüßig, daß er sie fortjagte. Nun zog

Theodora

Theodora als eine überall bewunderte Theaterprinzessin in Kleinasien umher. Sie wurde zu ihrem großen Verdruße Mutter. Endlich kehrte sie nach Constantinopel zurück. Hier waren ihre Reitze schon zu sehr bekannt, als daß sie durch dieselben hätte ihr Glück machen können. Sie schlug daher einen andern Weg ein. Sie nahm die Maske der in Constantinopel herrschenden Scheinfrömmigkeit vor. In einem kleinen Hause Wolle spinnend, lebte sie in keuscher Einsamkeit. So gelang es ihr, die Aufmerksamkeit des bigotten Kronprinzen Justinians auf sich zu ziehen. Mit weiblicher Schlauheit ließ sie ihn so lange schmachten, bis er ihr seine Hand anboth. Justinians tugendhafte und rechtschaffene Tante, und seine Mutter, eine Betschwester, suchten eine Heyrath mit einer Person von so niedriger Herkunft, und so leichtsinnigem Charakter, aus allen Kräften zu verhindern. Aber sie starben. Nun war noch ein Gesetz für Justinians Wünsche sehr ungünstig. Kein Mann vom Senatorstande durfte eine Weibsperson von niedriger Herkunft, oder unehrlicher Lebensart, heyrathen. Die Schauspieler-

spielerkunst aber war damahls unehrlich. Jenes Gesetz wurde jedoch nun aufgehoben, und der Patriarch von Constantinopel, der den Justinian mit dem Purpur zierte, setzte auch der Theodora das Diadem auf. Mit der Ehre und den Rechten einer Kaisergemahlin noch nicht zufrieden, ließ sie sich von dem schwachen Justinian zur Mitregentin erklären. Sie hielt es für rathsam, den Augen des großen Publikums, vor welchen sie eine so bekannte schändliche Rolle gespielt hatte, sich öfters zu entziehen, und ihre meiste Zeit auf den herrlichen kaiserlichen Lustschlössern hinzubringen; aber ihr unerträglicher Stolz, ihre unersättliche Habsucht, ihr unbarmherziger Eifer für die katholische Kirche, verleitete den Justinian zu mancher ungerechten und unbilligen Handlung, verleitete ihn auch zu der leidenschaftlichen Theilnahme an den Händeln der blauen und grünen Parthey.

Thierhetzen, Wettrennen und Gaukelspiele machten die Glückseligkeit der damahligen Bewohner von Constantinopel aus. Die Wettrenner theilten sich in vier Banden

oder

oder Partheyen, die, von ihrer Uniform, die weiße, rothe, blaue und grüne genennt wurden. Man stritt über den Grund dieser Uniformenfarben eben so eifrig, als über die Geheimnisse der Religion. Bald suchten die Anhänger dieser Partheyen politische und andre Absichten zu erreichen. Sie wollten auf diesem Wege ihre Religionsgrundsätze geltend machen. So eiferte die blaue Bande für den katholischen Glauben, während daß die grüne, in manchen Punkten von demselben abgieng. Die blaue Parthey genoß den Schutz des Kaisers Justinian und der Theodora. Sie suchte daher die grüne auf eine sehr gewaltthätige Art zu unterdrücken. Daraus entstanden blutige Händel, und unbarmherzige Verfolgungen. Die ganze Stadt Constantinopel gerieth (532) darüber in Verwirrung. Justinian war in Gefahr, abgesetzt zu werden. Doch plötzlich wurden 30000 Grüne, die sich in der Rennbahn zusammengedrängt hatten, ohne Gnade niedergehauen. Unter ihnen befanden sich viele Männer von großem Ansehn. Dennoch fiengen diese lermenden Auftritte bald wieder an, und sie dauerten selbst nach Justinians

Tode

Tode (565) noch fort. Da man nun während dieser Zänkereyen das Kriegswesen immer mehr in Verfall gerathen ließ, so war es ganz natürlich, daß die oströmische Herrschaft über Italien sich nicht lange behauptete, und daß nicht lange nach dem Tode des Justinians (568) die Longobarden in der schönen Halbinsel sich festsetzten.

Die deutschen Longobarden, die von ihren ursprünglichen Wohnsitzen an der Niederelbe, sich abmählig südostwärts nach der Donau gezogen hatten, irrten lange Zeit in den Wüsteneyen und Wäldern zwischen der Donau, der Weichsel und der Elbe, umher. Als das Reich der Rügen, zwischen Gran und Linz, vom Odoacher erobert worden war, rückten sie in diese ihrer Einwohner beraubte Gegend. Von da drangen sie in das östreichische Marchfeld ein, wo sie den Herulern zinsbar wurden. Endlich erlaubte Justinian denen Longobarden, die sich zur katholischen Religion gewendet hatten, in Pannonien sich niederzulassen, und hier thaten sie theils gegen die Ostgothen, theils gegen die Gepiden, sehr gute Dienste.

Ihre

Ihre Wildheit war aber noch so unbezähmbar, daß Narses einen Haufen derselben, den er nach Italien geführt hatte, wieder zurückschicken mußte. Eben damahls aber waren die Longobarden mit dem herrlichen Lande so bekannt geworden, daß sie ein lebhaftes Verlangen fühlten, ihre bisherigen Wohnsitze gegen dasselbe zu vertauschen. Ihren Wunsch erfüllte ihr König Alboin.

Ehe Alboin nach Italien zog, vollendete er erst den Untergang des gepidischen Reiches. Kunemund, der letzte König desselben, war der Vater der schönen Rosemunde. Alboin warb um ihre Hand vergebens, weil sie Kunemund demjenigen nicht gönnte, von dem er einst beleidigt worden war. Hieraus entstand ein Krieg. Alboin verband sich mit den Avaren, einem mongolischen Völkerstamme, der seit kurzer Zeit (seit 550) nach Europa gewandert war, und sich an der Donau niedergelassen hatte. Diese Avaren und die Longobarden fielen die Gepiden zugleich von zwey Seiten an. Kunemund, der den Longobarden zuerst entgegen zog, ward ein Opfer seiner Tapferkeit, und seine in

Silber

Silber eingefaßte Hirnschale diente, nach alter deutscher Sitte, dem Sieger Alboin, dessen Gemahlin nun die Rosemunde war, zum Trinkgeschirre. In das Land der Gepiden theilten sich die Longobarden und Avaren. Alboin, der Ueberwinder der Gepiden, war mit der ostgothischen Königsfamilie verwandt. Er hatte das herrliche Italien mehr als einmahl gesehen. Um so leichter ward es dem Narses, ihn zur Eroberung desselben zu ermuntern. Narses hatte nach Justinians Tode sein Ansehn verlohren. Justin II, Justinians Nachfolger, ließ sich von seiner Gemahlin Sophie so beherrschen, daß sich dieselbe die Gewalt anmaßen durfte, den Narses, dem seine Feinde Bedrückungen Schuld gaben, abzurufen. Er möchte, schrieb sie ihm, die Kriegs- und Staatsangelegenheiten Männern überlassen, und zur Damenaufwartung in das Serail zurückkehren. Dem Schreiben war ein Spinnrocken beygefügt. „Ich will ihr einen Spinnrocken zurichten" antwortete Narses „den sie nie aufspinnen soll!" Zur Erfüllung seiner Drohung, lockte er den Alboin nach Italien. Diesem zogen von allen Seiten tapfere Leute

zu

zu Hülfe, und unter andern 20000 Sachsen, ehemalige Nachbarn der Longobarden. Vergebens bereute nun Narses, was er aus Rachsucht gethan hatte; der Verdruß darüber tödtete ihn (567) und sein Tod machte die Verwirrung in Italien noch größer.

Alboin gieng (568) sammt seinem ganzen Volke, mit Weibern, Kindern, Vieh und andern beweglichen Habseligkeiten, nach Italien. Er rückte aus Istrien und Krain an. Seine Longobarden behandelten Italien schlimmer, als die Ostgothen. In vier Jahren (bis 572) hatten sie ganz Oberitalien erobert, und Pavia, welches sich drey Jahre wehrte, wurde die Hauptstadt des longobardischen Reichs. Das Exarchat, oder die Provinz des oströmischen Kaisers in Mittelitalien, wurde auf Bologna, Romagna, Urbino, la Marca, und das Gebieth von Rom, eingeschränkt. In Unteritalien breiteten sich die Longobarden auch bald aus. Jede Hauptstadt einer Provinz, die sie eroberten, bekam ihren eignen Herzog, oder Oberbefehlshaber. Ehe aber Alboin Italiens Eroberung vollenden, und dem neuen Staate hinlängliche

liche Festigkeit geben konnte, endigte sich schon sein Leben. Als er (574) das Fest der Eroberung von Pavia feyerte, wurde aus der Hirnschale Kunemunds herumgetrunken. Auch Rosemunde mußte aus derselben Bescheid thun. Ihr weibliches Gefühl gieng jetzt in die äusserste Erbitterung über. Helmichis, Alboins Schwerdtträger, machte sich verbindlich, ihre Rachsucht zu befriedigen. Alboin wurde in seinem Schlafgemach überfallen, und ermordet. Die Mörder entflohen mit den Schätzen zum Exarchen Longinus nach Ravenna. Longin beredete die Rosemunde, der er die Heyrath versprach, sich von dem Helmichis durch einen Gifttrank zu befreyen. Rosemunde both demselben, als er aus dem Bade kam, einen Labetrank an. Helmichis trank, und da er Verdacht schöpfte, nöthigt er die Rosemunde, die er mit seinem Schwerdte zu durchbohren drohte, den Ueberrest des Giftes hinunter zu schlürfen. Beyde starben nun Eines Todes.

Die Herzoge der Longobarden wählten hierauf (574) einen aus ihrer Mitte, der Kleph hieß, und zu Alboins Familie gehörte,

hörte, zum Könige; da dieser aber mit unbarmherziger Strenge regierte, und die Herzoge mit vielem Stolz behandelte, so wünschten diese recht herzlich, daß sie der Tod von diesem Könige bald befreyen möchte. Ihr Wunsch wurde schon nach einem Jahre (575) erfüllt. Kleph wurde ein Opfer seiner Ausschweifungen. Da seine Söhne wegen ihrer Jugend der Regierung unfähig waren, so benutzten die Herzoge diesen günstigen Zeitpunkt, sich zu unabhängigen Herren zu machen, und dem longobardischen Staate eine aristokratische Verfassung zu geben. Unter den 36 Herzogen, die sich in die Regierung über die Longobarden theilten, waren die zu Spoleto, Benevento und Friaul die mächtigsten, die, wenn es ihnen von den andern verstattet worden wäre, sich die Regierung gern allein zugeeignet hätten. Unter diesen Herzogen befand sich Italien zehn Jahre hindurch in einem schrecklichen Zustande. Jeder von den Herzogen suchte sein Gebieth zu vergrößern, oder sich wenigstens durch Plündern zu bereichern; zuweilen vereinigten sich mehrere derselben zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung. Da sie aber

nicht

nicht mächtig genug waren, beträchtliche Eroberungen zu machen, so begnügten sie sich meistens mit Streifereyen in das Gebieth des oströmischen Kaisers, bey welchen sie besonders die Reichen zum Gegenstande ihrer Verfolgung machten. Diese wurden nicht allein geplündert, sondern auch noch weggeführt, oder wohl gar getödtet. Diesen Mißhandlungen, die sich die kaiserlichen Unterthanen in Italien mußten gefallen lassen, konnte der Hof zu Constantinopel weiter nichts, als Bemühungen, den Samen der Uneinigkeit unter den longobardischen Herzogen auszustreuen, und die fränkischen Könige zum Beystande zu bewegen, entgegensetzen. Man brachte es endlich dahin, daß die Franken sich zu einem Zuge über die Alpen entschlossen. Der ostfränkische König Childebert zog (584) selbst nach Italien, weil ihm der Kaiser 50000 Goldstücke Subsidien versprochen hatte; durch die Geschenke der longobardischen Herzoge ließ er sich aber bewegen, wieder nach Hause zu gehen. Eine neue Armee, die er im folgenden Jahre nach Italien schickte, richtete,

wegen

wegen der Uneinigkeit der Oberbefehlshaber, nichts aus.

Die Gefahr wegen eines Krieges, verbunden mit der lauten Unzufriedenheit, welche sowohl die Longobarden, als die Italiener über die Regierung der Herzoge äusserten, brachten diese (584) zu dem Entschlusse, wieder einen König zu wählen. Dieser König Authari war ein Sohn des Klephs, und er hatte sich, durch mannichfaltige Beweise seiner Klugheit und Tapferkeit, schon so ausgezeichnet, daß seine Wahl ganz einstimmig ausfiel. Die Herzoge, die ihn so einstimmig wählten, wollten ihm, ausser dem Königstitel, weiter nichts, als die Gewalt eines Oberfeldherrn einräumen; allein Authari wußte seine Rechte eines Oberherrn so nachdrucksvoll geltend zu machen, daß sie sich dem Gehorsam gegen ihn nicht zu entziehen wagten. Nachdem er die Franken, die (590) in Italien eingefallen waren, und ihn anfangs in große Verlegenheit gesetzt hatten, von Hungersnoth, schlimmer Witterung, und ansteckenden Krankeiten unterstützt, endlich zurückgetrieben hatte, wendete

wendete er seine siegreichen Waffen nach Unteritalien. Indem er Ravenna, Rom und andere feste Städte, deren Belagerung den schnellen Lauf seiner Eroberungen, oder seines Streifzuges, aufhalten konnte, unangegriffen liegen ließ, drang er in Unteritalien bis an die Meerenge von Sicilien vor, und das Gebieth des Herzogthums Benevent bekam theils erweitetere, theils festere Gränzen. Der vortreffliche Authari, der zur künftigen Größe des longobardischen Reichs den Weg bahnte, regierte aber nicht länger als 6 Jahre. Seine Gemahlin Theudelinde, die Tochter eines Herzogs der Bayern, fand den schönen Agilulf, den Herzog von Turin, durch den Authari um sie hatte anwerben lassen, so liebenswürdig, daß sie, um ihn ganz zu besitzen, ihren Gemahl (590) vergiftete, und da sie sich durch ihre vorzüglichen Eigenschaften die Liebe und Achtung der longobardischen Herren erworben hatte, so gelang es ihr ohne viele Mühe, ihm die königliche Würde zu verschaffen. Durch ihre Zureden bewogen, erklärte er sich für den katholischen Glauben. Hierdurch erwarb er sich die Achtung und das Zutrauen der Italie-

ner, welche die longobardische Regierung seitdem erträglicher fanden. Diese wurde jetzt noch durch das Gebieth von Padua vergrößert, und die Macht der Longobarden war dem Hofe zu Constantinopel nun so furchtbar, daß er, um seine noch übrigen Besitzungen in Italien zu sichern, die Fortdauer der longobardischen Freundschaft durch ein Jahrgehalt von 12000 Goldstücken erkaufte. Agilulfs Nachfolger entfernten sich aber von seiner glänzenden Laufbahn so sehr, daß sie, fast mit weiter nichts als mit Familienhändeln und deren traurigen Folgen, beschäftigt, zur Vergrößerung der longobardischen Macht in Italien wenig beytrugen. Kaum gelang es ihnen noch, die Bemühungen der fränkischen Könige, diesseits der Alpen sich festzusetzen, zu vereiteln. Erst hundert Jahre nach dem Agilulf machten die longobardischen Könige ernstliche Versuche, die Herrschaft über ganz Italien an sich zu reissen. An dem glücklichen Erfolge ihrer Versuche wurden sie aber durch die römischen Päbste, und die fränkischen Könige, gehindert.

---

## Drittes Kapitel.

Wachsthum der päbstlichen Macht. Die fränkischen Merowinger werden von ihren Mejordomen verdrängt. Ohnmächtiger Zustand des oströmischen Kaiserthums.

In Mittelitalien bildete sich jetzt die weltliche Macht des römischen Pabstes, die alle Hindernisse, die sich ihr entgegensetzten, eben so schlau als glücklich überwand. Der römische Oberbischof blieb lange in dem Verhältnisse, daß er sich der Unterwürfigkeit gegen die Beherrscher Italiens nicht ganz entziehen konnte. Odoacher, Theoderich, und

die Exarchen, übten manche Rechte über ihn aus. Der König der Heruler maßte sich die Befugniß an, die Wahl des römischen Pabstes durch eine Verordnung genauer zu bestimmen. Unter den ostgothischen Königen war sein weltliches Ansehn noch unbedeutender, und Theoderich behandelte den Pabst völlig, als seinen Unterthan. Als die gothischen Besitzungen in Italien unter die oströmische Herrschaft gekommen waren, bekam der römische Pabst an den Kaisern, und ihren Exarchen, sehr gebietherische Herren. Er mußte vor dem Kaiser, oder dessen Statthalter, vor Gericht stehen. Wenn die kaiserlichen Minister eine Synode, oder eine Versammlung der vornehmsten Geistlichen, für nöthig hielten, so wurde sie dem römischen Pabst notificirt, und man forderte ihm höchstens sein Gutachten darüber ab. Sein Verlangen nach einer Synode wurde erst nach langem Bitten erfüllt. Justinian und seine Nachfolger setzten auch mehr als einen Pabst ab, oder verwiesen ihn des Landes. Indessen stieg das Ansehn des römischen Oberbischofes doch zu einer immer höhern Stufe hinauf, und die Päbste wußten die

Mey-

Meynungen und Lehrsätze, auf welche sich ihre kirchliche Macht gründete, sehr glücklich in Umlauf zu bringen. Der Apostel Petrus war, ihrer Behauptung nach, der vornehmste unter den Aposteln. Da er sich, der Sage nach, einige Zeit lang zu Rom aufgehalten hatte, so schien es ganz ausser allen Zweifel gesetzt, daß er den Vorsteher der dasigen christlichen Gemeinde, den Episcopos, vorgestellt habe. Der Apostel Petrus wurde demnach für den ersten römischen Bischof gehalten. Die Päbste, die auf seinem Stuhle zu sitzen glaubten, wollten auch gleich ihm das Oberhaupt der christlichen Kirche vorstellen. Dieses Recht maßte sich schon der römische Oberbischof Julius I (st. 352) auf einer Kirchenversammlung zu Sardica an. Doch der Patriarch zu Constantinopel, der, als der geistliche Oberaufseher der damahligen kaiserlichen Residenzstadt, dem römischen den Rang streitig machte, nennte sich gleichfalls schon einen ökumenischen (allgemeinen) Bischof. Diesen Titel wollte ihm nun der römische Pabst Gregor nicht gestatten, und als er seine Bemühungen, ihn davon abzuhalten, vereitelt sah, nennte er sich, mit

wohl-

wohlüberlegter Bescheidenheit, einen Knecht der Knechte des Herrn. Einer seiner Vorgänger, Felix II, ein Zeitgenosse Odoachers, hatte sich schon das Recht angemaßt, im Nahmen des Apostels Petrus und des h. Geistes, einen vornehmen Herrn am Hofe zu Constantinopel in den Bann zu thun. Dessen Nachfolger, Gelasius I, scheute sich schon nicht, den Vorzug der geistlichen Macht vor der weltlichen zu behaupten, und von dem Kaiser Anastasius Gehorsam zu verlangen. Pelagius II, Gregors I, (des Großen) Vorgänger, that noch einen Schritt weiter. Er erklärte das Oberhaupt der Kirche für unfähig, Fehler zu begehen, für untrüglich. Gregor I selbst brauchte die Rechte eines Oberbischofs der Christenheit schon in ihrem ganzen Umfange. Er übte die geistliche Obergerichtbarkeit aus, ordnete neue Kirchengebräuche an, gab Gesetze, die für die ganze Christenheit verbindlich seyn sollten, und entschied Streitigkeiten in Glaubenssachen. Durch ihn erhob sich die Anrufung der Heiligen, und die Verdienstlichkeit der guten Werke, zu einem herrschenden Lehrsatze der katholischen Kirche, der zur

Ver-

Vergrößerung ihrer Macht, und ihres Ansehens, so sehr viel beygetragen hat. Andere Erzbischöfe brachte Gregor schon dadurch in eine Abhängigkeit vom päbstlichen Stuhle, daß er ihnen, nach dem Beyspiele einiger seiner Vorfahren, das Pallium zuschickte, das in einem schönen Obergewande bestand, welches der römische Patricius zu tragen pflegte. (st. 604).

Das Ansehn, und die Macht des Pabstes, wurde aber hauptsächlich durch den Uebergang der deutschen Völker zur katholischen Kirche, so wie durch die fernere Ausbreitung des Christenthumes, befördert. Die Franken, die Longobarden, hatten den katholischen Glauben angenommen. Die Westgothen folgten endlich ihrem Beyspiele. Der Prinz Hermenegild, dem sein Vater Leowigild die Regierung über Bätica abgetreten hatte, bekam eine fränkische Prinzessin zur Gemahlin. Diese sollte, auf Verlangen ihrer Schwiegermutter, die katholische Religion gegen die arianische vertauschen, und sie wurde, ihrer standhaften Weigerung wegen, sehr unbarmherzig von derselben behandelt.

handelt. Um so mehr erregte sie das Mitleiden ihres jungen Gemahls und da der katholische Erzbischof Leander von Sevilla sie in ihren Bemühungen, den Hermenegild zur katholischen Religion hinzuziehen, nachdrücklich unterstützte, so wurden diese Bemühungen endlich durch einen glücklichen Erfolg belohnt. Hermenegild nahm das katholische Christenthum an. Sein Vater Leowigild bezeigte sich darüber sehr unwillig. Der Sohn wurde aber nicht nur von den fränkischen Königen, sondern auch von den Sueven, und den übrigen katholischen Bewohnern Spaniens, in Schutz genommen. Allein Hermenegild war demungeachtet so unglücklich, in die Hände seines Vaters zu gerathen, der ihn, weil er verschiedene bedenkliche Plane machte, (584) in der Stille hinrichten ließ. Von den katholischen Geistlichen wurden Hermenegilds Verdienste, die er sich um ihren Glauben erworben hatte, so sehr geschätzt, daß sie ihn für einen Heiligen erklärten. Leowigilds zweyter Sohn, Reccared, der Nachfolger seines Vaters, ließ seine Neigung für den katholischen Glauben nicht eher als nach dem Tode desselben

merken;

merken; nun betrieb er aber auch die Einführung des Katholicismus so eifrig, daß er, selbst durch eine Empörung der vornehmsten Herren seiner Nation, sich nicht davon abhalten ließ. Auf einer Kirchenversammlung zu Toledo (589) wurde die katholische Religion für die herrschende erklärt. Es giengen hierauf königliche Gesandten nach Rom, um dem h. Petrus große Schätze zum Opfer darzubringen, und Gregor der Große belohnte diesen frommen Eifer durch einige sehr verehrte Reliquien.

Eben dieser Pabst, der sich um die Gründung der päbstlichen Macht so große, so ausgezeichnete Verdienste erwarb, bildete auch aus England eine neue Provinz der päbstlichen Oberherrschaft. Durch einige schöne junge Engländer, die er in Rom zu sehen, Gelehenheit hatte, wurde er auf das Vaterland derselben so aufmerksam gemacht, daß er (596) den Augustin, den Vorsteher eines von ihm gestifteten geistlichen Ordens, nebst vielen andern Mönchen, nach England schickte, um unter den Bewohnern desselben den katholischen Glauben auszubreiten.

Ethelred,

Ethelred, König von Kent, der Gemahl einer fränkischen Prinzessin, und auf 30000 von seinen Unterthanen, nahmen das Christenthum an, und Augustin stieg zur Würde eines Erzbischofes von Kanterbury empor. In Zeit von wenig Jahren bekennten sich viele sächsische Bewohner Englands zum katholischen Christenthume. Es gab jedoch in diesem Lande christliche Gemeinden, die schon zur Zeit der römischen Herrschaft gestiftet worden waren. Diese wehrten sich lange, ehe sie sich der päbstlichen Oberherrschaft unterwarfen. Die englischen Bischöfe konnten sich aber der Abhängigkeit vom Pabst immer weniger entziehen.

Durch die Engländer und Franken wurde das katholische oder päbstliche Christenthum auch in das Innere von Deutschland verpflanzt, wo schon die Aehnlichkeit der Sprache die Bemühungen der Missionarien beförderte. Unter denselben thaten sich einige so sehr hervor, daß ihr Andenken bis auf die späteste Nachwelt gekommen ist. So ein englischer Apostel in Deutschland war Emmeram, der das Christenthum in Bayern predigte,

digte, und dessen Andenken noch jetzt im Nahmen eines zu Regenspurg befindlichen Reichsstiftes lebt. Für die Ausbreitung der christlichen Religion in Bayern machte sich auch Corbinian, ein Bischof von Frankreich, verdient. In dem jetzigen Franken, welches damahls zu Thüringen gehörte, gab Kilian, ein irländischer Priester, einen eifrigen Missionar ab. Bey den Friesen suchte Wilibrod, Kilians Landsmann, dem Christenglauben Eingang zu verschaffen. Unter ihm arbeitete einige Zeit lang Winfried, aus Wessex in England, dessen thätiger, unternehmender Geist das Geschäfte eine Untermissionars zu unbedeutend fand. Er wollte vielmehr als Heidenbekehrer eine Hauptrolle spielen. Darum wanderte er (719), vom Pabst zu Rom selbst aufgemuntert, in das innere Deutschland, besonders nach Hessen und Thüringen, wo seine hinreissende Beredtsamkeit manchen bisherigen Heyden in den Schooß der päbstlichen Kirche hinzog. Bey Geismar in Hessen wagte er es, zum großen Erstaunen der Einwohner, die heilige Donnereiche, unter welcher sie bisher ihre Opfer gebracht hatten, niederzuhauen. Die Eiche stürzt um, ohne

daß,

daß, wie die Leute vermutheten, ein Blitz den Frevler tödtete. Dieß vermehrte das Ansehn des kühnen Mannes, und die Zahl seiner Gönner und Freunde wuchs sehr geschwind. So sehr dieß dem Winfried Freude machte, so vielen Verdruß verursachten ihm die christlichen Lehrer, die schon an verschiedenen Orten, vornehmlich in dem jetzigen Franken, vorhanden waren. Diese wollten ihn nicht für den wichtigen Mann erkennen, den er doch so gern vorstellen wollte; sie konnten von der Nothwendigkeit, der päbstlichen Herrschaft unterwürfig zu seyn, sich gar nicht überzeugen. Winfried gerieth darüber in heiligen Eifer. Seine Verdienste zu belohnen, wollte ihn Wilibrod zu seinem Nachfolger, und zum Bischof ernennen. Dieß schmeichelte seiner Eitelkeit aber zu wenig. Aus der Hand des Oberhauptes der katholischen Christenheit wünschte er die bischöfliche Würde zu empfangen. Er reisete deswegen (723) zum zweytenmahl nach Rom, wo Gregor III seinen Eifer lobte, und seine Wünsche erfüllte. Aber bey dem Grabe des h. Petrus mußte er auch dem päbstlichen Stuhle auf ewige Zeiten Treue

und

und Gehorsam schwören; mußte er sich ausdrücklich verbindlich machen, alle christlichen Gemeinden, die er stiften würde, dem apostolischen Stuhle zu unterwerfen. Dieß feyerliche Versprechen erfüllte er mit dem unermüdlichsten Eifer. Der dankbare Pabst schickte ihm nun das Pallium, und als er ihm von allem, was er ausgeführt hatte, mündlich Bericht abstattete, ernennte er ihn zu seinem Amtsverweser in Deutschland, zum Oberhaupte der deutschen Geistlichkeit. Bonifacius (so nennte ihn der Pabst) gründete die deutsche Kirchenverfassung. Die vielen Gemeinden, die er in Franken stiftete, untergab er der Aufsicht der Bischöfe von Wirzburg und Eichstädt. In Bayern, wohin er durch einen Herzog berufen wurde, ordnete er die Bischöfe zu Regenspurg, Passau, Salzburg und Freysingen, an. Einige seiner vornehmsten Schüler stifteten Klöster, die sich in der Folge in ansehnliche Abteyen verwandelten. Sturm suchte in dem einsamen Buchenwalde, am Flusse Fulda, den Ort zu einem Kloster aus, wo die Zahl der Mönche von 7 bis auf 400 stieg. Lullus gründete die Abtey Hersfeld. Der Urheber

aller

aller dieser Veränderungen, der Erzbischof Bonifacius, konnte auf eine ansehnliche Residenz mit Recht einen gegründeten Anspruch machen. Da sich nun der damahlige Bischof von Maynz, durch ein Verbrechen, seiner geistlichen Aemter unwürdig gemacht hatte, so nahm Bonifacius seine Stelle ein, und Maynz, welches seit langer Zeit blos einem Bischofe zum Wohnorte gedient hatte, wurde durch den großen Apostel der Deutschen wieder zum Sitze eines Erzbischofes erhoben. Seiner geistlichen Aufsicht unterwarf man die schon vorher vorhandenen Bischöfe zu Worms, Speyer, Cöln, Tongern und Utrecht. Der für Heydenbekehrung so schwärmerisch gestimmte Bonifacius wurde aber durch den Gedanken, daß die Friesen Christenthum noch immer nicht angenommen hatten, sehr beunruhigt. Er wollte, seines Alters ungeachtet, noch selbst einen Versuch machen, das Christenthum unter den Friesen zu predigen.

In dieser Absicht entschloß er sich, das Amt eines Erzbischofes von Maynz seinem Schüler Lullus zu übergeben. Nun eilte er

nach

nach Friesland, um Jesu Reich zu vergrö-
ßern; aber er fiel (755) als ein Opfer sei-
nes frommen Eifers. Auf einem Hügel
Messe lesend, in der einen Hand das Cru-
cifix, in der andern das Evangeliumbuch
haltend, wurde er von den eben so unbarm-
herzigen als rohen Friesen erschlagen. Sein
Andenken wird den Deutschen ewig heilig
bleiben; denn Er war es, der zur ersten
Ausbildung derselben den Grund legte.

Bonifacius trug nicht allein zur Vergrö-
ßerung der päbstlichen Macht sehr viel bey;
er nahm auch an einer wichtigen Staatsver-
änderung dieser Zeit einen sehr bedeutenden
Antheil. Er half die Herrschaft der Mero-
winger auf die Karolinger bringen. Die
letztern stammten von ehemahligen Oberhof-
meistern der merowingischen Könige her,
welche die schwache Regierung derselben be-
nutzten, um die Staatsgewalt sich immer
mehr zum Eigenthume zu machen. Da un-
ter den fränkischen Königen das Erstgeburths-
recht nicht eingeführt war, und häufige Thei-
lungen als das einzige wirksame Mittel be-
trachtet wurden, alle Prinzen des Hauses

zu befriedigen, so wurde der Staat nicht nur sehr oft zerstückelt, sondern es entstanden auch zwischen den ländersüchtigen Prinzen häufig blutige Streitigkeiten und Verwandtenkriege, welche die Macht des Reiches schwächten, und den Edlen, deren Beystand die Könige nöthig hatten, immer neue das königliche Ansehn vermindernde Vorrechte und Freyheiten verschafften. Zum Unglücke aber waren die Händel, welche fast jeder Todesfall in der Königsfamilie erzeugte, nicht vorübergehend, sondern die Familienrache machte sie gleichsam erblich, und leider gieng von den Regenten der Haß auch auf die Unterthanen über. Zwischen den Ost- und Westfranken entwickelte sich allmählig eine entschiedene Nationalabneigung. Ein gewaltsamer Auftritt drängte den andern, und dieß fieng sich schon unter den ersten Nachkommen Chlodewigs an. Als sein Sohn Chlodemir, König von Orleans, im Kriege gegen die Burgunder (526) umgekommen war, wurden seine jungen Söhne von ihren Vatersbrüdern des väterlichen Landes beraubt. Der eine Childebert glaubte auf das Land seines Bruders ein so gegrün-

detes

detes Recht zu haben, daß er seinen Bruder Chlotar eben so geschwind als heimlich einlud, nach Paris zu kommen, um den Bemühungen der Chlotilde, die ihre Enkel auf den Thron zu heben wünschte, zu rechter Zeit entgegen zu arbeiten. Chlotar eilte nach Paris. Indessen verbreitete Childebert das Gerücht, daß die Reise seines Bruders die Absicht habe, den Neffen die Huldigung leisten zu lassen. Unter diesem Vorwande bitten sich Childebert und Chlotar von der Chlotilde ihre Enkel aus. Ohne Bedenken übergiebt sie ihnen dieselben mit den Worten: „ich werde den Verlust meines Sohnes nicht mehr fühlen, wenn ich euch auf dem Thron sehe." Kaum sind die Prinzen aus den Händen der Großmutter heraus, so werden sie von ihren Begleitern und Trabanten getrennt. Der Chlotilde überreicht man eine Scheere und ein bloßes Schwerdt, mit der Frage, ob sie ihre Enkel geschoren, oder getödtet sehen will? „Wenn," antwortete Chlotilde, „meine Söhne ihre Neffen nicht wollen regieren lassen, so mögen sie eher sterben, als geschoren werden!" — Chlotar hat diese Antwort kaum gehört, als

er den ältesten Prinzen von zehn Jahren gleich niederwirft, und mit einem Messer durchstößt. Auf das klägliche Geschrey desselben stürzt sich sein siebenjähriger Bruder vor seinem Oheim Childebert nieder, umfaßt dessen Knie, und bittet ihn auf das flehendlichste, ihn nicht zu tödten. Childebert, der dadurch bis zu Thränen gerührt wird, bietet seinem Bruder für die Schonung des Neffen jede Summe, die er verlangen würde; allein der blutdürstige Chlotar drohet nun seinem Bruder selbst so schrecklich, daß dieser sich entschließt, den unglücklichen Neffen der Wuth seines Oheims zu überlassen, und Chlotar stößt nun das unschuldige Kind, eben so wie seinen ältern Bruder, nieder. Chlotar und Childebert theilten hierauf Chlodemirs Land. Als Childebert (558) starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, behandelte Chlotar dessen Wittwe und Töchter eben nicht viel menschenfreundlicher, als seine Neffen. Sie mußten, fast von allem entblößt, aus dem Lande ziehen. Dafür kränkte ihn bald darauf der Verdruß, daß sein Sohn Chrann sich gegen ihn empörte. Aber Chrann verlohr ein Treffen, und gerieth,

rieth, um seine Gemahlin und Kinder zu retten, in die Gewalt seines Vaters, der grausam genug war, den Sohn, mit den Gegenständen seiner Zärtlichkeit, in eine Hütte einschließen, und mit derselben verbrennen zu lassen.

So grausam Chlotar sich zeigte, so hält man es doch für zweifelhaft, ob er weniger wollüstig war. Er hatte verschiedene Gemahlinnen. Unter diesen scheint er die Jugunde am längsten und am heftigsten geliebt zu haben, weil sie ihm drey von seinen 7 Söhnen, und auch noch eine Tochter, gebahr. Jugunde hatte eine schöne Schwester, Namens Aregunde. Diese wünschte sie glücklich verheyrathet zu sehen, und sie bath daher ihren Gemahl, das Mädchen mit einem angesehenen und reichen Manne zu versehen. Sie versicherte ihm dabey, daß durch diese Wohlthat die Liebe, die sie zu ihm hege, noch vergrößert werden würde. Chlotar wurde begierig, die Aregunde zu sehen. Er reiset auf das Landgut, auf welchem sie sich aufhält, und er findet sie so reitzend, daß er sie selbst heyrathet. Die

Jugunde erfährt nichts davon, daß ihre Schwester ihre Nebenbuhlerin geworden ist. „Ich habe" sagt Chlotar, als er zu ihr zurückkömmt, „deine Bitte erfüllt; deine Schwester hat, deinen Wünschen gemäß, an mir einen braven und reichen Mann bekommen, und du wirst, wie ich hoffe, nichts darwider einzuwenden haben." Jugunde war zu klug, um ihre eigentlichen Gesinnungen über das Benehmen ihres Gemahles zu verrathen, und die Fortdauer seiner Gunst war die einzige Bedingung, um die sie bath. Sowohl diese als andere Missethaten, die sich Chlotar zu Schulden kommen ließ, glaubte er durch eine Wallfahrt, die er, kurz vor seinem Tode, nach dem Grabe des h. Martins in Tours vornahm, wieder abzubüßen. Der Heilige, vor dem er sich mit Thränengüssen niederwarf, sollte ihn mit Gott wieder aussöhnen; sollte ihn von der drückenden Sündenlast befreyen. Und dieser höchst grausame und wollüstige König hatte das Glück, daß er alle seine drey Brüder, und deren Nachkommen, überlebte, und Chlodewigs ganzes Reich

wieder

wieder zusammen brachte; seine vier Söhne theilten es jedoch (561) von neuem.

Diese Söhne waren aber wenigstens, eben so grausam und wollüstig, als ihr Vater. Drey von ihnen, Charibert, Chilperich und Guntram legten sich alle mehrere Weiber zu, und nur Siegbert begnügte sich mit der schönen Brunehild, der Tochter des westgothischen Königs Athanarich. Als Charibert (570) starb, both sich eine von seinen Gemahlinnen ihrem Schwager Guntram, ob er gleich schon mehrere Frauen hatte, gleichfalls zur Theilnehmerin seines Ehebettes an. Es war dem Guntram, der sonst übrigens sehr fromm seyn wollte, recht erwünscht, auf diese Art eine Gelegenheit zu bekommen, sich der Schätze seines Bruders zu bemächtigen. Er lud daher die Theodigilde, so hieß seine Schwägerin, unter schönen Versprechungen, zu sich ein. Theodigild kam, und brachte die Schätze mit. Guntram nahm sie ihr ab, und sperrte sie in ein Kloster ein. Als die mannlustige Theodigilde von hier zu entwischen suchte, wurde sie mit Ruthen gepeitscht, und auch

übri-

übrigens sehr streng gehalten. Guntrams Bruder Chilperich hatte auch schon mehrere Weiber; dennoch scheute er sich nicht, um die Hand der Gailesvinth, der Schwester der Brunehild, sich zu bemühen. Er machte sich, um sie zu erhalten, sogar verbindlich, seine übrigen Frauen zu entfernen. Aber er hielt sein Wort nicht, und die Gailesvinth hatte das traurige Schicksal, der Eifersucht der Fredegunde, einer andern Bettgenossin Chilperichs, zu unterliegen, und erdrosselt zu werden. Dieß reitzte die Schwester der Gailesvinth, die Brunehild, zur Rache. Die Brüder fiengen (575) mit einander Krieg an. Chilperich unterlag, und schon trugen einige seiner vornehmsten Lehnsleute dem Siegbert die Krone an, und schon sollte die feyerliche Schilderhegung vor sich gehen, als Siegbert, von zwey Mördern der Fredegunde durchbohrt, niedersank. Brunehild und ihre Kinder kamen nun in die Gewalt Chilperichs, und der Fredegunde.

Den Prinzen Childebert, der erst fünf Jahre alt war, brachte ein treuer Herzog geschwinde nach Metz, wo ihn die ostfränkischen

kischen Herren für ihren König erklärten. Die eben so reitzende als schlaue Brunehild nahm den Prinzen Merwig, Chilperichs ältesten Sohn, so gewaltig für sich ein, daß er sich heimlich mit ihr verheyrathete. Allein sowohl Chilperich, als die Fredegunde, waren mit dieser Verbindung so wenig zufrieden, daß Brunehild fortgejagt wurde. Seitdem hatte sie auf die ostfränkische Monarchie einen lebhaften Einfluß. Ihr Sohn, der König Childebert II, wußte es, ohne Zweifel, durch ihre Klugheit unterstützt, so einzurichten, daß ihn (592) sein Vatersbruder Guntram, König von Orleans, zum Erben seines Landes einsetzte. Seine Versuche, in Italien Länder zu erobern, hatten das Schicksal, das solche Unternehmungen der fränkischen Könige bisher immer getroffen hatte. Der große Aufwand an Geld und Menschen wurde ihm blos durch einige bisher streitige Oerter an der rhätischen Gränze ersetzt.

Childebert, König von Austrasien, hinterließ (596) zwey Söhne, die Theodebert II und Theoderich II hießen. Jener, der

der Sohn einer bloßen Concubine, bekam zu seinem Antheile das Meiste vom ostfränkischen Reiche, und die Großmutter Brunehild hatte die Regierung ganz in ihren Händen. Da nun am Hofe zu Soissons die Fredegunde die Staatsangelegenheiten nach ihrem Willen leitete, so wurde der fränkische Staat im Grunde damahls von zwey Damen beherrscht. Doch Fredegunde, eins der listigsten Weiber dieser Zeit, wurde bald (598) durch den Tod verhindert, ihre wichtige Rolle fortzuspielen, und Brunehild machte sich am Hofe ihres Enkels Theodeberts II so verhaßt, daß man sie fortjagte. Sie fand nun bey dem andern Enkel Theoderich II ihre Zuflucht, und wahrscheinlich war sie Ursache, daß die beyden Brüder, nicht zufrieden, ihrem Vetter, dem westfränkischen Könige Chlotar II, den größten Theil seines Landes entrissen zu haben, aus Länderssucht über einander selbst herfielen. Theodebert II gerieth (610) durch die Macht seines Bruders in solches Gedränge, daß er, alles zurücklassend, über den Rhein flüchten mußte. Er wurde aber auf seiner Flucht eingeholt, und zu seinem Bruder Theoderich gebracht,

gebracht, der ihn (612) ermorden, und dessen kleinen Sohn Merwig wider eine Mauer schleudern ließ. An allen diesen unmenschlichen Handlungen, und noch an andern mehr, soll die grausame Brunehild den vornehmsten Antheil gehabt haben. Sie empfieng aber nicht lange hernach die Strafe für das viele Böse, woran sie Ursache gewesen war. Als Theoderich II (613) starb, wollte Brunehild dem Urenkel Siegbert den Besitz des väterlichen Reiches verschaffen; allein die vornehmsten Herrrn der Ostfranken waren der Regierung der Brunehild nun so überdrüßig, daß sie, um sich von derselben zu befreyen, dem westfränkischen Chlotar II ihr Reich antrugen. Brunehild und ihre Freunde brachten zwar eine Armee zusammen, um den Siegbert und seinen Brüdern das Reich zu erhalten; aber diese Armee bestand meistens aus gezwungenen oder treulosgesinnten Leuten, die, als es bey Chalons an der Marne zur Schlacht kam, die Flucht ergriffen. Die übrigen lieferten die ostfränkischen Prinzen, nebst ihrer Urgroßmutter Brunehild, an den Sieger Chlotar aus, der die Prinzen ermorden ließ,

aber

aber die ganze Befriedigung seiner Rache für die Brunehild aufsparte. Nachdem sie drey Tage lang mit allen möglichen Werkzeugen gemartert worden war, wurde sie, in dem dadurch versetzten erbärmlichen Zustande, auf einem Kameele sitzend, vor dem ganzen Heere herumgeführt, sodenn, an dem Schwanze eines wilden Pferdes angebunden, der schrecklichsten Zerstümmelung ihrer Glieder preisgegeben, und endlich verbrennt. Ein solches Ende hatte eine Prinzessin, die, als sie ihrem Gemahl zugeführt wurde, durch ihre reitzende Bildung, und durch ihr sittsames Betragen, jedermann entzückte.

Chlotar II hinterließ (628) die ganze fränkische Monarchie, die er zusammengebracht hatte, seinem ältesten Sohne Dagobert I, und der jüngere Charibert II mußte sich mit Aquitanien, einem Theile von Südfrankreich, begnügen. Das Erstgeburthsrecht war aber in dem fränkischen Königshause noch so wenig befestigt, daß Dagoberts Söhne den fränkischen Staat schon wieder theilten, und auch in der Folge wurden der

Theile

Theile immer mehr, als weniger. Während der Händel, die Theilungen und Ländersucht unter Brüdern und Vettern veranlaßten, schien das merowingische Königsgeschlecht von dem Muthe und der Thätigkeit seiner Anherren immmer mehr herabzusinken, und die Last der Regierungsgeschäfte immer drückender zu finden. Nun gehörten nur schlaue Staatsbeamten hinzu, um ihnen die Regierung allmählig aus den Händen zu winden. Diese Staatsbeamten waren die Majordome, oder Oberhofmeister. Diese Majordome waren anfangs weiter nichts als die Oberaufseher der königlichen Kammergüter. Hierzu nahm man Männer von Einsichten und Erfahrung; Männer, die andre königliche Beamten an Kenntnissen übertrafen. War nun der König minderjährig, oder hatte er sonst wenig Fähigkeiten und Neigung, zu regieren, so mußte der Majordom, der schon ohnedieß den vornehmsten Minister abgab, die Staatsgeschäfte fast allein besorgen. Allmählig maßte sich der seine Wichtigkeit fühlende Mann immer größere Rechte an. Er vergab Aemter, verwaltete die königlichen Einkünfte, ohne Rechnung abzulegen,

und

und stellte dabey nicht nur den Feldmarschall, sondern auch den Oberrichter, vor. In den Händen eines angesehenen und klugen Mannes wurde das wichtige Amt eines Majordoms bald erblich. Die Könige lebten seitdem in einen Pallast, oder, in ein Landhaus eingesperrt, und sie unterschieden sich blos noch durch die langen Kopfhaare, und den mit Ochsen bespannten Wagen, mit welchem sie nach der Reichsversammlung fuhren. Ihr Schicksal hieng jetzt ganz von der Laune der allmächtigen Majordome ab, welche die Prätoriumspräfecten der römischen Kaiser vorstellten.

Der erste Majordom von großem Ansehn war Pipin von Landen (in Belgien), der unter Chlotar II diese Stelle verwaltete. Sein Vater Karlmann hatte im Lande an der Maas, zwischen Löwen und Lüttich, sehr ansehnliche Güther, die ihn zu einen der vornehmsten fränkischen Edlen machten. Der Sohn Pipin wußte sich als Majordom ein so großes Ansehn zu geben, daß die übrigen fränkischen Herren aus Eifersucht an seinem Untergange arbeiteten; alle ihre Versuche

suche wurden aber durch seine Klugheit und Vorsichtigkeit vereitelt, und Pipins Verdienste erwarben ihm immer mehr Hochachtung und Bewunderung.

Der fränkische Staat war für die Uebersicht eines einzigen Regenten zu groß, weil der östliche Theil von perschiedenen kriegerischen Völkern sehr beunruhigt wurde. Unter diesen Völkern hoben sich die Avaren und die Slawen besonders hervor. Die Avaren hatten das Land der nach Italien abgezogenen Longobarden besetzt, und sich bis an das rechte Ufer der Ens in Oestreich ausgebreitet. Die benachbarten Provinzen Deutschlands, vornehmlich Kärnthen, Bayern und Franken, wurden von ihren streifenden Horden manchmahl gemißhandelt. Sie waren jedoch noch lange nicht so furchtbar, als die Slawen, die von den ehemahligen Scythen und Sarmaten abstammten, und sich, von der Ostsee und dem Ausfluß der Weichsel, bis an die Donau und den Dniester, ausbreiteten. Ein Theil derselben wanderte weiter nach Süden, und eroberte die Länder, die jetzt Croatien, Selavonien, Servien, Bosnien

nien und Dalmatien genennt werden. Andere zogen sich westwärts bis an und über die Elbe, wo sie den ganzen östlichen Strich von Deutschland einnahmen, und im Norden Wenden, im Süden Winden genennt wurden. Hier waren sie Nachbarn des fränkischen Staates, und die Regenten desselben geriethen mit ihnen sehr oft in einen lebhaften Kampf. Eben daher hielt es Chlotar II, auf Pipins Rath, für nöthig, dem östlichen Theile des fränkischen Reiches, der jenseits des vogesischen Gebirges, und der Ardennen, lag, in der Person seines Sohnes Dagoberts I, einen eignen Regenten zu geben. Pipin, und ein andrer vornehmer Franke, Nahmens Arnulf, halfen ihm regieren. Eben dieser Arnulf, der als Bischof von Metz starb, hatte einen Sohn Ansegis, der sich mit Pipins einziger Tochter Begga vermählte. Von diesem Paare stammen nun die Majordome ab, welche die merowingischen Könige vom Throne verdrängten. Pipins Sohn Grimoald wußte sich gleichfalls als Majordom mit großem Ansehn zu behaupten. Ja er war so kühn, daß er nach dem Tode des ostfränkischen Königs Sieg-

berts

berts III, (656) des Sohnes Dagoberts I, dessen einzigen Sohn Dagobert II ins Kloster steckte, und seinen eignen Sohn Childebert zum Könige aufwarf. Eine solche Revolution schien aber den übrigen ostfränkischen Herren zu gewaltsam, und sie setzten es daher durch, daß Siegberts Bruder Chlodewig II, der schon Neustrien und Burgund besaß, auch Austrien bekam, und folglich die ganze Monarchie wieder vereinigte. Bald erfolgte aber (656) eine neue Theilung, und das Spiel der Majordome wurde immer freyer. Bald mußte ein Merowinger ins Kloster wandern; bald stieg er aus der Zelle wieder auf den Thron. Der Majordom Pipin von Herstal, des ältern Pipins Sohn von seiner Tochter Begga, brachte es dahin, daß die ganze fränkische Monarchie unter seine Aufsicht kam. Er legte sich auch den Titel eines Herzogs (d. i. eines Obergenerals) der Franken bey, und er beherrschte 27 Jahre hindurch den fränkischen Staat so eigenmächtig, daß er dem merowingischen König weiter nichts als den Titel ließ. Sein Sohn, Karl Martell, brachte es durch die ostfränkischen Herren, und besonders

sonders durch die Deutschen unterstützt, dahin, daß man ihm die Stelle eines Majordoms des ganzen fränkischen Staates, so wie die Würde eines Herzogs der Franken, nicht streitig machen durfte. Seine Gewalt war so groß, daß er endlich gar ohne König regierte, daß er (741) den Staat unter seine beyden Söhne Karlmann und Pipin theilte. Jener sollte über Austrasien, Alemannien und Thüringen, und dieser über Neustrien, Burgund und Gothien, regieren. Mit einer solchen Staatsveränderung waren aber noch nicht alle Großen des fränkischen Reichs zufrieden; Karlmann und Pipin hielten es daher (742) für rathsam, wieder einen merowingischen Prinzen auf den Thron zu setzen. Karlmann fühlte aber nach einigen Jahren (747) einen frommen Trieb, sich dem Klosterleben zu widmen. Dadurch wurde Pipin, den man wegen seiner Leibesgestalt den Kleinen nennte, einziger Beherrscher der fränkischen Monarchie, und da sein Ansehn so fest gegründet war, so konnte ihm die Ausführung des Plans, den merowingischen König seine stumme Rolle nicht ferner spielen zu lassen, sehr leicht scheinen.

Zu

Zu dieser Ausführung munterte ihn nun besonders Bonifacius, der Apostel der Deutschen, auf, den Karl = Martell und seine Söhne, bey der Ausbreitung der katholischen Religion in Deutschland, so nachdrücklich unterstützt hatten. Bonifacius war, als Erzbischof von Maynz, einer der vornehmsten Männer des fränkischen Staates. Auf die Art, wie er den übrigen Herren desselben die Staatsveränderung darstellte, kam sehr viel an. Nach den Grundsätzen des für die Herrschaft des Pabstes so eifrig bestimmten Bonifacius durfte aber eine solche Staatsveränderung, ohne die Einwilligung und den Rath des Amtsverwesers Christi, nicht vorgenommen werden. Bonifacius schickte daher erst den Lullus nach Rom, um die Gesinnungen des heiligen Vaters in der Stille auszuforschen, und wie dieser sich günstig erklärt hatte, so reiseten zwey ausserordentliche Gesandten Pipins, ein Bischof von Wirzburg und ein Abt von St. Denis, nach der Hauptstadt des Oberhauptes der Christenheit, um demselben die Frage vorzulegen, ob derjenige, der sich im wirklichen Besitze der Regierung befinde,

nicht auch des Königstitels würdig sey? Die Antwort des Pabstes Zacharias war der Erwartung Pipins angemessen. Pipin glaubte nun das gegründetste Recht auf den fränkischen Thron zu haben. Er ließ sich in der Versammlung der Großen zu Soissons (752) zum König der Franken wählen, und sodenn vom Bonifacius salben und krönen. Der merowingische Prinz, der bisher den Königstitel geführt hatte, Childerich III, wurde, nebst seinem Sohne, in ein Kloster gesteckt, wo also der Stamm des edlen Chlodewigs verdorrte. Der Pabst hatte an dem neuen Könige der Franken einen sehr warmen Freund, der ihm gegen die Longobarden nicht nur Hülfe leistete, sondern ihm auch zu einem Gebiethe verhalf. Seine Freundschaft war ihm um so unentbehrlicher, je weniger er auf den Beystand des oströmischen Kaisers rechnen durfte.

Zu Constantinopel war seit langer Zeit ein gewaltsamer, ein schrecklicher Auftritt nach dem andern gespielt worden. Bald hatten Ehrgeitz und Herrschsucht, bald theologische Zänkereyen, das Feuer der Zwietracht

entzün-

entzündet. Die letztern richteten besonders viel Unheil an, weil die Kaiser, wenn sie gelehrt waren, oder doch gelehrt scheinen wollten, an diesen Zänkereyen lebhaften Antheil nahmen. Die Parthey, zu der sie sich schlugen, übte alsdenn, unter dem Schutze des Kaisers, gegen ihre Feinde alle möglichen Arten von Verfolgungen aus. Bannfluch, Landesverweisung, Gefängniß, Todesstrafe, gehörten unter die gewöhnlichen Schicksale der Verfolgten. Traf sichs nun zum Unglücke, daß der folgende Kaiser der Meynung der Gegenparthey beytrat, so rächte sich diese, wegen der Bedrückungen, die sie erfahren hatte, auf die unbarmherzigste Art. Diese Rache schonte selbst die Monarchen nicht. Viele Kaiser und Prinzen wurden ermordet; vielen die Nase abgeschnitten, die Zunge ausgerissen, die Augen ausgestochen. Keine Kaiserfamilie konnte sich daher lange auf dem Throne behaupten, von dem sie durch gewaltsame Revolutionen herabgestürzt wurde. Ein verschnittener Mohr stellte zuweilen den Oberhofmeister vor; ein Hirt oder ein Eselstreiber saß entweder auf dem Throne, oder auf dem bi-

schöflichen Stuhle. Das Kriegswesen wurde fast ganz vernachläßigt, und der vorzüglichste Theil der Kriegsmacht bestand in ausländischen Soldtruppen. Die Kriegsunternehmungen fielen daher meistens unglücklich aus. Doch der furchtbarste Feind, den das oströmische Kaiserthum um diese Zeit hatte, war der persische Staat. Justin II, Justinians Nachfolger, der seinen Vorgänger an wahrer Regentengröße übertraf, der die Religionsstreitigkeiten beylegte, und die Avaren zurücktrieb, hatte im Kriege gegen die Perser so vieles Unglück, daß er aus Gram darüber in Wahnsinn verfiel. Auch Mauritius, der vorher General gewesen war, hatte sowohl mit den Persern, als mit den Avaren, einen sehr harten Kampf. Die Armee, bey welcher wenig Kriegszucht herrschte, und die Feldherren sehr oft abwechselten, konnte, da auch noch Empörungen hinzukamen, der Macht des persischen Königs Hormisdas keinen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen. Hätte sich in Persien nicht (590) eine Revolution ereignet, so würde der zwanzigjährige Krieg für das oströmische Kaiserthum vielleicht noch gefährlicher

licher geworden seyn. Auch den Krieg gegen die Avaren führte Mauritius mit sehr ungünstigem Erfolg. Sein Obergeneral war ein ungeschickter Officier, und er selbst machte sich bey den Soldaten durch seine strenge Kriegszucht, und bey den Geistlichen durch sein geitziges Benehmen gegen die Kirche, verhaßt. Die Mißvergnügten bereiteten in der Stille eine Empörung vor, welche endlich (602) sowohl in der Hauptstadt, als bey der Armee an der Donau, ausbrach. Phocas, das Haupt derselben, wurde vom Patriarchen zum Kaiser gekrönt. Dagegen machte er sich durch einen Eid verbindlich, die Rechte der Kirche, so wie die Lehre von der Dreyeinigkeit, aufrecht zu erhalten. Der grausame Phocas ließ nun den Mauritius nebst seiner Familie, die aus einer Gemahlin, sechs Söhnen, und einigen Töchtern, bestand, nach und nach hinrichten. Mauritius endigte sein thatenloses Leben auf eine lobenswürdige Art, indem er sein trauriges Schicksal mit christlicher Gelassenheit ertrug.

Phocas

Phocas bewies anfangs einen großen Eifer für die katholische Religion. Er schrieb an den Pabst Gregor den Großen in sehr ehrerbiethigen Ausdrücken, machte sein orthodoxes Glaubensbekenntniß öffentlich bekannt, und schenkte der Kirche recht reichlich. Aber in der Folge änderte er seine Gesinnungen, und er machte sich dadurch bey der katholischen Geistlichkeit so verhaßt, daß sie ihn einen beyspiellosen Tyrannen nennte. Schon war zu Constantinopel (610) zu einem Aufstande alles bereit, als Heraklius, der Sohn des Statthalters von Afrika, mit einer Flotte im Hafen vor Constantinopel anlangte. Die Mißvergnügten bemächtigten sich nun der Person des Phocas, und lieferten ihn an den Heraklius aus, der ihn auf seinem Schiffe hinrichten ließ.

Das Mißvergnügen über die Regierung des Phocas vermehrte noch der unglückliche Krieg gegen die Perser. Kosroes II, der seinen Vater Hormisdas (590) vom Throne gestoßen, und auf eine schreckliche Art behandelt, auch viele von den vornehmsten persischen Herren hingerichtet hatte, war dadurch

bey

bey seiner Nation so verhaßt worden, daß man ihn aus dem Lande gejagt hatte; der Kaiser Mauritius leistete ihm daher Beystand, das Reich wieder zu erobern, und Kosroes schloß nun mit dem oströmischen Kaiser Frieden. Aus Freundschaft für denselben griff er auch (602) gegen den Phocas seinen Mörder, zu den Waffen, und nahm demselben Kappadocien, Armenien, Palästina und Phönicien weg. Wie Heraklius den Kaiserthron bestieg, kündigte er auch diesem den Krieg an, und machte ihm die sonderbare Friedensbedingung, daß er die christliche Religion gegen die persische vertauschen sollte. Der oströmische Staat befand sich, bey seiner schlechten Kriegsverfassung, um so mehr in Verlegenheit, da er zugleich von zwey Seiten, vornehmlich westlich von den Avaren, und östlich von den Persern, angegriffen wurde. Die Avaren standen vor Constantinopel, während daß Kosroes (611 — 616) einen Theil von Syrien, ingleichen Jerusalem und Aegypten, wegnahm, und in Kleinasien bis Chalcedon (Scutari) der Stadt Constantinopel gegenüber, vordrang. Das oströmische Kaiser-

thum

thum war jetzt blos auf die Hauptstadt, und einige Seeprovinzen, eingeschränkt. In Constantinopel wüthete nun noch überdieß Hungersnoth und Pest. In dieser bedrängten Lage bittet Heraklius den persischen Ueberwinder um Frieden; aber er bittet vergebens. Nun verschwindet ihm alle Hoffnung, das Kaiserthum zu retten; nun macht er Anstalten, mit seinen kostbarsten Habseligkeiten nach Afrika zu flüchten. Doch der Patriarch spricht ihm in Gottes Nahmen so viel Muth ein, daß er in der Sophienkirche sich eidlich verbindlich macht, bey seinem Volke zu bleiben. Nun konnte man zwar die Avaren von der Plünderung der Vorstädte von Constantinopel nicht abhalten, und dem Könige von Persien mußte man Tribut versprechen; aber die Empfindlichkeit der Nation wurde doch so gereizt, und die hohe Geistlichkeit fühlte die bevorstehende Gefahr so dringend, daß man sogar die Kirchenschätze zu dem Aufwande der Kriegsrüstung hergab. Auch führte man den Krieg gegen die Perser mit so viel Muth und Standhaftigkeit, daß die Perser die oströmischen Provinzen, die sie weggenommen

hatten,

hatten, wieder herausgeben mußten. Dieß that Siroes, der Sohn des Kosroes, der (627) die Ermordung seines Großvaters an dem Vater rächte, den er im Gefängnisse sterben ließ. Heraklius war über die Wiedereroberung der verlohrnen Provinzen weniger entzückt, als über das bey dieser Gelegenheit erworbene Holz von dem Kreutze, an welchem Jesus verschieden seyn sollte. Dieses Holz hatten die Perser von Jerusalem mitgenommen. Jetzt überließen sie es dem Heraklius, der es (629) nach Jerusalem feyerlich zurückbrachte, aber auch zugleich den Juden die Bewohnung dieser Stadt untersagte. So sehr sich übrigens Heraklius durch die glücklichen Unternehmungen gegen die Perser verdient gemacht hatte, so wenig wußte er sich das dadurch erlangte Zutrauen zu erhalten. Die Geistlichkeit verlangte ihre hergeliehenen Kirchenschätze zurück. Daher drückte Heraklius die schon ohnedieß sehr erschöpften Unterthanen durch neue Auflagen; er vermehrte das Drückende derselben durch die Strenge, mit welcher er sie eintrieb. Der Kaiser hatte auch wegen seines Triumphgepränges so viel Aufwand gemacht.

gemacht. Sodenn mischte er sich in die unseligen Zänkereyen der Theologen. Diese zogen seine Aufmerksamkeit von den wichtigen Unternehmungen der Araber ab, die, noch unter seiner Regierung, dem oströmischen Kaiserthume so manche schöne Provinz entrissen.

---

## Viertes Kapitel.

Geschichte Mohameds, und der Chalifen bis auf den Untergang des westgothischen Reiches in Spanien.

Arabien, fünfmahl so groß als Deutschland, wurde schon seit dem 2ten Jahrhundert in das wüste, das peträische, und das glückliche eingetheilt. Große Sandwüsten, Mangel an Wasser, und heißes Clima schützten es gegen die Einfälle eroberungssüchtiger Monarchen sehr wirksam. Daher war durch fremde Eroberer die Ruhe seiner Bewohner

noch

noch wenig gestört worden. Alexander blieb von seinen Gränzen entfernt, und die Unternehmungen, durch welche die syrischen und römischen Monarchen in dem Vaterlande der herrlichen Räucherspecereyen, und andrer kostbaren Producte, sich festsetzen wollten, waren von geringer Bedeutung. Die Araber blieben also ein unabhängiges Volk. In der Mitte des Landes zogen von jeher einzelne Stämme herum, die sich blos mit der Viehzucht beschäfftigten, die, bey ihren vortrefflichen Pferden eben sowohl, als bey ihren alten Geschlechtern, auf entfernte Ahnen sahen. Die kleinen Fehden, die unter ihnen nicht aufhörten, machten ihnen weniger Verdruß, als Vergnügen. Ihre zahlreichen Heerden von Kameelen dienten den durchziehenden Handelscarawanen, ihre Waaren fortzuschaffen. Kaufleute, die mit ihnen nicht in Verbindung standen, zu plündern, machten sie sich aber gar kein Bedenken. Ihre Stammfürsten, die Scheiks oder Emire genennt wurden, schränkten ihre natürliche Freyheit nur wenig ein. Die Küsten waren mit schönen Städten angefüllt, deren Bewohner die Mäkler und Spediteure der nach

Indien

Indien handelnden Nationen abgaben. Im südlichen Theile des Landes, in Yemen, gab es seit den ältesten Zeiten ansehnliche Staaten, unter welchen sich das Reich der Hamjariten, welches von ihrem Stammvater Hamjar so genennt wurde, am meisten heraushob. An die Stelle der Residenzstadt Saba, die im Geburtsjahre Christi durch eine große Ueberschwemmung zerstört wurde, trat die Stadt Mariaba (Mareb). An der westlichen Küste zeichneten sich die Städte Mecca und Medina aus. Vor Mohameds Zeiten konnten die meisten Araber weder lesen noch schreiben; dennoch hatten sie historische Lieder, welche auf ihren großen Jahrmärkten abgesungen wurden, und ihre Poesie befand sich vor Mohameds Zeiten in ihrem blühendsten Alter. Geschichte, vornehmlich Geschlechtkunde, ingleichen Sternenkunde, Sternendeuterey und Baukunst, war den Arabern auch nicht unbekannt. Ihre Religion hatte die Gestirne und die Weltkörper zu Gegenständen der Verehrung, und die sogenannte Kaaba zu Mecca war derjenige unter ihren Tempeln, der am meisten in Ansehn stand. Ihr Aberglaube war

so

so groß, daß er mit ihrer übrigen Cultur gar nicht im Verhältnisse stand. Unter einigen von ihren Stämmen, die den nördlichen Gränzen näher wohnten, hatte sich nicht nur die jüdische, sondern auch die christliche Religion, ausgebreitet. Aus allen in Arabien verehrten Religionen bildete nun Mohamed eine neue.

Mohamed war (571) zu Mecca gebohren. Die Familie Haschem aus dem Stamme Koreisch, zu welcher er gehörte, befand sich seit 120 Jahren im Besitze der Herrschaft über seine Geburthsstadt. Seine Mutter Aminah war eben so schön als tugendhaft; aber sein Vater Abdallah hatte eine so entzückende Bildung, daß jedes Frauenzimmer, das ihn sah, sich den Besitz desselben wünschte, daß an seinem Hochzeittage manches Mädchen, das sich nun getäuscht sah, aus Verzweiflung starb. Diesen Vater verlohr Mohamed, als er das zweyte Jahr noch nicht zurückgelegt hatte. Seine Mutter Aminah erbte von ihm nicht mehr als 5 Kameele, und einen äthiopischen Sklaven. Aber auch die Mutter, und der

Groß-

Großvater Motalleb, der Stammfürst von Mecca, der für den jungen Mohamed Vaterſorgfalt bewieſen hatte, ſtarben, ehe dieſer noch 8 Jahr alt war, und wenn Abu Taleb, Mohameds Onkel, nun auch Oberherr von Mecca wurde, ſo riß dieſer Umſtand den Neffen doch ſo wenig aus der Dürftigkeit heraus, daß er ſich entſchließen mußte, ſich der Handelſchaft zu widmen. Sein Onkel Abu Taleb, der einen ausgebreiteten Handel trieb, ſchickte ihn mit ſeinen Carawanen nach Syrien, Aegypten, Paläſtina, und Mohamed lernte auf dieſen Reiſen nicht nur Handelsgeſchäfte, ſondern auch Menſchen, kennen. Hierauf wurde er Handelsfactor bey einer reichen Wittwe, Nahmens Chadidſchah, und der fünf und zwanzigjährige junge Mann entſchloß ſich, ſeine vierzigjährige Principalin zu heyrathen, und ſich dadurch den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens zu verſchaffen.

Ueber alle Nahrungsſorgen erhaben, und von der Natur mit einem ſehr reitzbaren Nervenſyſteme, und einer äuſſerſt feurigen Phantaſie, verſehen, faßte er im 40 Lebensjahre

bensjahre den Gedanken, die Religion Abrahams und Ismaels, von welchem ein Theil der Bewohner Arabiens herstammt, wieder herzustellen. Dieser Gedanke beschäfftigte seine Einbildungskraft so lebhaft, daß er nun im Traume Erscheinungen hatte. Allmählig träumte er auch bey Tage. Nun schloß er sich in die Höhle Hara ein, wo er, das traurige Leben eines Einsiedlers führend, seine Phantasie so sehr erhitzte, daß er, so wie Moses, den er sich zum Muster wählte, Offenbarungen hatte, fremde Stimmen hörte, und mit dem Engel Gabriel Umgang pflog. Seine alte Gattin Chadidschah, der er seine Sendung zuerst bekannt machte, fühlte keine Ursache, in dieselbe einen Zweifel zu setzen. Eben sobald waren die übrigen Personen in Mohameds Hause von der Göttlichkeit seines Berufes überzeugt.

Unter diese gehörte sein zehnjähriger Vetter Ali, Abu Talebs Sohn. Bald machte Mohamed aber auch ausser seinem Hause Proselyten, und das Ansehn seines neuen Glaubens wuchs hauptsächlich von der Zeit an,

an, als Abu Becr, einer der vornehmsten und geschicktesten Männer in Mecca, sich für denselben erklärte, und als, durch dessen Beyspiel verleitet, noch mehr Männer von Bedeutung aus dem Stamme Koreisch, den Mohamed für einen göttlichen Propheten hielten.

Die vornehmsten Punkte des Glaubens, den Mohamed, als Bevollmächtigter des Himmels, in Ansehen brachte, nennte er den Islam (d. i. den Glauben an Gott) und diejenigen, die ihn annahmen, wurden Moslemin (Gläubige) genennt; ein Nahme, der sich, im Munde der Unkundigen, in Muselmänner verwandelt hat. Diesen Glauben trug nun Mohamed, dem der Beytritt so vieler Männer von Bedeutung Muth eingeflößt hatte, den zahlreichen Mitgliedern der Familie Haschem als eine Lehre an, deren Annehmung sie sich gar nicht entziehen dürften. Mohamed hatte aber hier das Schicksal vieler andern berühmten Männer, die von ihren nächsten, mit ihren Schwächen, und mit ihrer ganzen Lage am besten bekannten Verwandten, am wenigsten bewun-

dert werden. Die Haschemiten lachten über den Schwärmer Mohamed, als er ihnen bey einem Gastmahle, wo es noch überdieß sehr mäßig hergieng, die Zumuthung machte, seinen Islam anzunehmen. Demungeachtet wagte es Mahomed nun öffentlich, doch mit vorsichtiger Entschlossenheit, und von seinen angesehenen Anhängern unterstützt, den Islam zu predigen, und, unter mancherley Gefahren, wurde die Zahl seiner Verehrer immer größer. Die Menge und das Ansehn derer, die Mohameds Lehre verwarfen, war aber noch immer so groß, daß sie die Moslemins in eine sehr gefahrvolle Lage brachten. Dieß zeigte sich besonders im 5ten Jahre seit Mohameds Sendung (614). Viele Muselmänner flüchteten, um der schweren Verfolgung zu entgehen, nach Aethiopien, und die ganze Familie Haschems wurde, ohne Rücksicht auf ihren Glauben, von den übrigen Mitgliedern des Stammes Koreisch, durch eine in der Kaaba niedergelegte Urkunde, von aller Gemeinschaft ausgeschlossen. Mohamed selbst befand sich nun so im Gedränge, daß er, von einigen seiner Anhänger begleitet, in dem ausser Mecca

auf

auf einem Hügel liegenden Hause eines seiner Freunde sich verbarg. Zwar wuchs sein Ansehn noch mehr, als er, durch ein vorgebliches Wunder, die für ihn und seinen Anhang so nachtheilige Urkunde in der Kaaba (619) vernichtete; aber der Tod entriß ihm um eben diese Zeit nicht nur seine Chadidschah, sondern auch den Abu Taleb, seinen mächtigsten Beschützer. Die Folgen dieses wichtigen Verlustes fühlte er sehr bald. Er mußte Mecca abermahls verlassen.

Bey einer mit so lebhafter Einbildungskraft versehenen Nation, als die arabische ist, waren schlechterdings Wunder nöthig, um einen neuen Glauben bey ihr in Ansehn zu bringen. Dahin gehörte, daß eine Taube, die gewöhnt war, aus Mohameds Ohren Erbsen zu holen, einen Bothschafter des Engels Gabriel vorstellen mußte. Doch Mohamed trat endlich (621) selbst eine Reise in den Himmel an. Von dem Engel Gabriel, der seinen Stallmeister vorstellte, von Sünden gereinigt, ritt er auf dem Esel Borak durch die Luft nach Jerusalem. Von

hier stieg er, auf einer Leiter, von einem Himmel zum andern, bis in den siebenten, wo er am Throne Gottes die Worte las: „Nur Gott ist Gott, und Mohamed ist sein Prophet.“ Aus Gottes eignem Munde empfieng er nun die Anweisung wegen seines künftigen Verhaltens. Ungeachtet nun Abu Becr kein Bedenken trug, dieses Wunder durch sein Zeugniß zu bestätigen, so hatte Mohamed doch das Schicksal, von seinen Feinden für einen wahnsinnigen Menschen erklärt zu werden. Seine Lage zu Mecca wurde jetzt überhaupt so bedenklich, und seiner dasigen Anhänger waren so wenig, daß er sich hauptsächlich auf den Beystand der Moslemins zu Medina, die sich täglich vermehrten, verlassen mußte. Er hielt es nun zu seiner Sicherheit für nothwendig, seine Anhänger durch einen Eid verbindlich zu machen. Auch suchte er, Christi Beyspiel nachahmend, aus denselben zwölf Apostel aus.

Mohamed sah sich bald darauf in die Nothwendigkeit versetzt, seine Zuflucht ganz in Medina zu suchen. Seine Feinde unter dem

dem Stamme Koreisch verschworen sich, daß aus jeder von ihren Familien einer sichs zur Pflicht machen sollte, den Mohamed des Lebens zu berauben. Der Prophet, der diesen Mordanschlag noch zu rechter Zeit erfuhr, schlich sich, von Abu Becr begleitet, auf eine listige Art aus Mecca (622 Jul.) heraus, verbarg sich vor denen, die ihn verfolgten, drey Tage lang in einer Höhle, gewann den Anführer einer Parthey, die ihn eingeholt hatte, und kam endlich glücklich zu Medina an. Mit seiner Flucht, welche in der arabischen Sprache Hedschrah genennt wird, fängt sich der wichtigste Zeitpunkt in Mohameds Geschichte an, weil er erst seit dieser Zeit eine Rolle von großer Bedeutung spielte. Daher rechnen die Mohamedaner von dieser Hedschrah ihre Jahre, welche aber keine Sonnen- sondern Mondenjahre sind.

In den ersten 5 Jahren nach der Hedschrah schienen Mohameds Schicksale noch keine nahe Entstehung einer Hauptreligion der Menschen, noch kein Weltreich, anzukündigen. Mohamed stellte noch weiter nichts

nichts, als einen flüchtigen Propheten, als einen Anführer einer Parthey vor, die aus seinen Anhängern zusammengesetzt war, die gegen die ungläubigen Koreischiten von Mecca zu Felde zog. Es entstanden daraus solche Fehden, wie sie unter den arabischen Stämmen sehr gewöhnlich waren. Sie hatten indessen doch den Erfolg, daß, sowohl bey den Mohamed, als bey seinen Leuten, der Muth und das Vertrauen immer größer wurde; daß die Zahl seiner Krieger von einer Zeit zur andern sich ansehnlich vermehrte; daß Mohamed zu der großen Rolle, die er in den letzten fünf Jahren seines Lebens spielte, sich allmählig vorbereitete. Aber Mohamed, der schon in seiner Jugend durch kriegerische Unternehmungen, und durch die Verfolgung der Löwen und andrer wilden Thiere, abgehärtet worden war, besaß auch alle die Begeisterung und die Standhaftigkeit, die zu Unternehmung dieser Art gehört. Kein Unglück konnte ihn niederschlagen, keine Niederlage ihn entkräften. Oft erschien er nachher noch mächtiger und furchtbarer, weil eben der unerschütterliche, vertrauensvolle Muth, der aus seinen Handlungen hervorleuch-

leuchtete, und der seiner Behauptung, daß er in Gottes Nahmen Krieg führe, ein großes Gewicht gab, die Zahl seiner Bewunderer und Verehrer nothwendig vergrößerte. So gelang es ihm endlich, einige der vornehmsten Stämme seiner Nation sich unterwürfig zu machen. Dadurch mächtiger und reicher, erkühnt er sich dem Kaiser Heraklius die Annahme seiner Islams zuzumuthen, und der Kaiser würdigt ihn doch der Ehre, einen Handelsvertrag mit ihm zu schließen. Auch dem Könige von Persien thut er in einem übermüthigen Schreiben den Antrag, ein Moslem zu werden, und wenn dieser auch seine Einladungsschrift zerreißt, so hat doch Mohamed dagegen die Freude, daß der König von Yemen den Islam annimmt, daß der koptische Fürst in Aegypten, daß die Könige von Aethiopien, und verschiedene arabische Fürsten, Islamsverehrer werden. Mohamed eroberte jetzt (628) auch verschiedene Städte in Arabien, besonders solche, die von Juden bewohnt wurden. Er hatte das Vergnügen, daß einige seiner vornehmsten Feinde sich zum Islam bekehrten. Seine Macht war nun

(629) so bedeutend, daß er einen General des Heraklius zurückschlagen; daß er an der Spitze von 10000 Mann vor Mecca rücken konnte, welches einen auf zehn Jahre geschlossenen Frieden gebrochen hatte. Mohamed eroberte seine Vaterstadt mit Sturm; aber er behandelte sie mit eben so großmüthiger als kluger Schonung. Seine Siege und Eroberungen giengen nun immer mehr ins Große. Bald sah er unter seinem Befehle ein Heer von 30000 Mann, mit welchem er die Bewegungen der oströmischen Truppen auf der arabischen Gränze beobachtete. Damahls erschienen vor ihm Gesandten der benachbarten Fürsten und Staaten, und versprachen ihm entweder die Annahme des Islams, oder doch Tribut. Da sich nun ganz Yemen, welches unter fünf Könige getheilt war, (631) an den Propheten ergab, so durften die kleinen arabischen Stämme an gar keinen Widerstand mehr denken. Von mehr als hundert tausend Menschen begleitet, that hierauf Mohamed eine Wallfahrt nach der Kaaba zu Mecca, und im folgenden Jahre (632) endigte sich sein Leben, nachdem er es über 60 Jahre

gebracht

gebracht hatte. Mohamed hatte alle Eigenschaften, die das Zutrauen der Menschen erwerben. Seine körperliche Bildung war ausserordentlich einnehmend. Nicht groß, aber sehr regelmäßig gebaut und etwas untersetzt, vereinigte er, in seinem von dem schönsten Colorit blühenden Gesichte, lange und zarte, fast an einander stoßende Augenbraunen, schwärzliche, lebhafte und durchdringende Augen, aus welchen ein fester und majestätischer Blick herausströmte, eine Adlersnase, einen wohlgebildeten Mund, und schöne Zähne. Seine Gesundheit war dauerhaft, und gewiß nicht durch epileptische Zufälle geschwächt. Auch war er sehr mäßig (doch nicht im sinnlichen Genusse der Liebe) angenehm im Umgange, leutselig, bis zur Ueberzeugung beredt, voll Entschlossenheit und Geistesgegenwart, und selbst bey den kränkendsten Beschimpfungen, und bey den drückendsten Unglücksfällen, gleichmüthig.

Mohameds Islam, den ein so großer Theil des Menschengeschlechts angenommen hat, gründete sich auf folgende Hauptpunkte. Es ist nur ein einziger, höchster Gottt, und

und Mohamed ist sein Prophet. Das Gebet, das Almosengeben, das Fasten im Ramadhan, und das Wallfahrten nach Mecca, zu der Kaaba *) gehört zu den nothwendigsten Pflichten eines Moslems. Ein unbedingtes Schicksal, und die Freuden des Paradieses, sollten Mohameds Anhänger wegen der Todesgefahr beruhigen, und das Verboth der starken Getränke Zänkereyen verhindern. Die Beschneidung sollte einen medicinischen Nutzen hervorbringen. Diese, und andere Lehren und Vorschriften, brachte Mohamed in einzelnen Suren, oder Kapiteln, zum Vorschein, die ihm, seiner Erzählung nach, der Engel Gabriel aus dem Himmelsarchive mitgetheilt hatte. Den Engel Gabriel

*) Eigentlich ein viereckiger, schwarzer Stein, der an der Decke eines alten Tempels befestigt ist. Ursprünglich verehrte man in demselben eine Venus. Aber Mohamed, dessen Familie Haschem das erbliche Recht besaß, diese Caaba zu bewahren, behauptete, Abraham habe dieses Gebäude erbaut, und dieser Stein habe ihm, während der Erbauung desselben, zum Ruhepunkte gedient.

Gabriel stellten aber eigentlich ein persischer Jude, und ein griechischer Mönch, vor, mit deren Hülfe Mohamed seine Suren ausarbeitete, oder von welchen er wenigstens die ersten Ideen dazu bekommen hatte. Von diesen rührte das Jüdische und Christliche in dem Islam her. Das Heydnische mag Mohamed selbst hinzugefügt haben. Die einzeln Suren, die theils in Poesie, theils in Prosa, abgefaßt sind, sammelte erst nach Mohameds Tode Abu Beer in ein eignes Buch, welches Koran, (d. i. Lesebuch) genennt wird. Man hielt es frühzeitig für das vortreflichste Muster der arabischen Schreibart; aber es war auch in dem Dialecte des Stammes Koreisch, der edelsten und reinsten unter allen arabischen Mundarten, geschrieben. In der Folge bildete sich, ausser dem Koran, noch die Sunna, eine zweyte Sammlung von Lebensregeln, die sich auf Mohameds Beyspiel gründen. Da sie nicht von allen Muselmännern angenommen wurde, so entstand dadurch eine besondere Secte der Mohamedaner, die man Sunniten nennt. Ihre Gegner waren die Schiiten. Der Islam, der im Koran und

in

in der Sunna enthalten ist, hat unter den Menschen noch mehr Verehrer gefunden, als selbst das Christenthum. Dieß bewirkte theils die gewaltsame Ausbreitung desselben, theils sein Charakter, der der feurigen Einbildungskraft, und der reitzbaren Sinnlichkeit der Bewohner warmer Erdstriche, so angemessen ist; der schon wegen der Aehnlichkeit, die er mit den damahligen Hauptreligionen hatte, bey Völkern, die im Nachdenken nicht geübt waren, sehr leicht Eingang fand. Auch empfahl ihn nicht wenig der Glaube an einen einigen Gott, da manche der damahligen Christen drey Götter hatten, und da die Christen überhaupt beständig in Uneinigkeit lebten. Endlich schärfte Mohameds Religion Tugenden ein, die bey dem verunstalteten Christenthume ganz in Vergessenheit gerathen waren.

Mohamed, obgleich mit 15 Gemahlinnen, und noch verschiedenen Concubinen, versehen, hatte doch keine männlichen Erben hinterlassen. Wer sollte nun über die zahlreichen, durch Religion vereinigten Stämme der Araber, über das ansehnliche, eben so-

wohl

wohl durch strenge Kriegszucht als durch enthusiastische Tapferkeit sich auszeichnende Heer, welches Mohamed hinterlassen hatte, in Zukunft gebiethen? Wenn das Erbrecht entschieden hätte, so würde Mohameds Schwiegersohn Ali, sein eifriger Schüler, den er zu seinem Wessir, oder Amtsverweser, ernennt hatte, die gegründetsten Ansprüche haben machen können. Allein die nächsten Verwandten des großen Propheten wollten es, bey der Bestimmung seines Nachfolgers, durchaus nicht auf das Erbrecht ankommen lassen, und während ihrer Uneinigkeit wußte es Mohameds Wittwe Ajeschah, die dem Ali, als dem Verräther ihrer Liebeshändel, gram war, so einzuleiten, daß ihr Vater Abu Beer zum Nachfolger Mohameds, oder, der mohamedischen Kanzleysprache zufolge, zum Gesandten Gottes, zum Chalifen, erwählt wurde. So fieng sich die lange Reihe der Chalifen an, unter welchen die Araber, von Religionsbegeisterung angetrieben, ein großes Weltreich stifteten, daß sich durch alle drey Erdtheile erstreckte.

Die

Die Eroberungen, welche diese Chalifen durch ihre Heere machten, waren erstaunenswürdig. Unter dem Abu Becr eroberten die Araber nicht nur einen großen Theil von Syrien, sondern auch Damascus. Omar baute die Stadt Bassora am Tigris, um dem persischen Reiche die Verbindung mit Indien zu entziehen. Eben derselbe vollendete (638) nachdem er über die Armee des Heraklius bey Antiochien einen entscheidenden Sieg erfochten hatte, die Eroberung von Syrien. Jerusalem war ihm schon vorher (637) in die Hände gefallen. Hierauf bemächtigte er sich der Städte Cäsarea, Tripolis, Tyrus, Ptolemais, und der ganzen Küste von Phönicien. Von hier drang er (640) bis nach Aegypten durch. In Alexandrien kam der Ueberrest von der großen Büchersammlung der Ptolemäer in seine Gewalt. Ueber diese sprach er das Verdammungsurtheil aus. Stimmten sie, meynte er, mit dem Koran überein, so wären sie überflüssig, und ständen sie mit demselben im Widerspruche, so dürften sie nicht länger fortdauern. Sie wurden daher unter die Badstuben in Alexandrien vertheilt, wo sich

viele

viele sehr unbedeutende Menschen in dem Wasser badeten, daß mit dem Werken kenntnißvoller Gelehrten des Alterthums heiß gemacht worden war. Omar nahm dem persischen Reiche auch schon Aderbidschan und andre Provinzen weg. Osman vollendete (657) die Eroberung des persischen Reiches. Ali, ein besserer Dichter, als Staatsmann und Feldherr, hemmte den Lauf der Eroberungen.

Während daß die unaufenthaltsamen Heere der Araber so große Eroberungen machten, führten die Chalifen zu Medina ein sehr eingezogenes, gar nicht prächtiges Leben; auch starb von den ersten 5 Chalifen aus Mohameds Familie, deren Regierung nur 30 Jahre dauerte, keiner eines natürlichen Todes. Abu Beer überlebte den Mohamed nur zwey Jahre, und man schreibt seinen frühzeitigen Tod einer Vergiftung zu. Auf ihn folgte Omar, Mohameds zweyter Schwiegervater, der in der Moschee, und zwar unter dem Gebethe, ermordet wurde. Dieser hatte den Osman, Mohameds Schwiegersohn, zum Nachfolger, den man in

seinem

seinem Pallaste erwürgte. Nun gelang es endlich dem Ali, das Chalifat zu behaupten. Aber auch diesen traf der Tod, den ihm seine Feinde zubereitet hatten, in der Moschee, und seinen Sohn Hassan konnte selbst die Niederlegung der Chalifenwürde nicht retten.

Das Haus der Omaijaden riß hierauf (661) die Chalifenwürde an sich. Von jeher unruhig und herrschsüchtig, benutzte es die schwache Regierung des Ali und seines Sohnes, die Herrschaft über die Staaten der Araber sich zuzueignen. Moawijah, Statthalter von Syrien, stürzte Ali's Familie durch Meineid, Aufruhr und Mord. Mit ihm begannen aber auch die glänzenden Eroberungen der Araber von neuem. Ihm unterwarfen sich östlich Samarcand und Sogdiana, und westlich verschiedene Städte im Gebiethe von Cyrenae. Seine Flotten ängstigten die Küsten von Kleinasien, und erschienen sogar vor Constantinopel.

Hie fanden sie endlich Widerstand, nachdem weder Heraklius noch seine ersten Nachfolger

folger dem glücklichen Fortgange der arabischen Unternehmungen hatten Einhalt thun können. Dieses Unvermögen wurde hauptsächlich durch die lebhafte Einmischung in die theologischen Zänkereyen, von welchen sich die unpolitischen, von ihren Hofgeistlichen zu sehr abhängigen Kaiser nicht zurückhalten konnten, verursacht. Die dadurch entstandenen Partheyen brachten öftere Revolutionen hervor, oder bewirkten wenigstens den frühzeitigen Tod mancher Kaiser. Constantin III, der Sohn des Heraklius, starb schon nach drey Monathen (641) an der Auszehrung; aber eigentlich soll sein schleuniges Lebensende durch eine Vergiftung der Stiefmutter Martina, und des Patriarchen, bewirkt worden seyn. Jene wollte ihren leiblichen Sohn Herakleonas auf den Thron bringen, und der Patriarch wünschte den Kaiser zu stürzen, weil er die Secte der Monotheleten nicht wollte aufkommen lassen. Unter diesen verstand man diejenigen, nach deren Meynung Christus nur Einen Willen gehabt haben sollte. Doch Herakleonas, der Sohn der Martina, behauptete sich auch nur sechs Monathe, ob er gleich, durch eine Empörung gewarnt, sei-

nen Brudersohn zum Mitregenten angenommen hatte. Die Parthey der Monotheleten war so wenig mit ihm zufrieden, daß sie den Constans zum alleinigen Regenten machte. Herakleonas hatte das Schicksal, daß man ihm die Nase abschnitt, und in diesem Zustande wurde er nebst seiner Mutter, nach Kappadocien verwiesen.

Constans II, und seine Minister, waren so vernünftig, daß sie den Zänkereyen der Theologen (648) ein Ende gebothen. Die katholische Parthey aber fand es höchst ungerecht, daß man ihr nicht ferner erlauben wollte, zur Unterdrückung der ketzerischen Monotheleten alle ihre Disputirkünste aufzubiethen. Schon der Pabst Johann V hatte des Heraklius für die Monotheleten günstige Erklärung feyerlich verworfen, und der Pabst Martin I war über des Constans Verboth so aufgebracht, daß er es wagte, die Verordnung desselben, in einer im Lateran in Rom gehaltenen Kirchenversammlung, für ketzerisch zu erklären. Constans fühlte aber seine Kaiserrechte so innig, daß er (653) den Pabst, und den Exarchen zu

Raven-

Ravenna, in Verhaft nehmen ließ, und der Pabst mußte im Gefängnisse sterben. Doch Constans zog sich, sowohl durch die Ermordung seines Bruders, als durch seine Anhänglichkeit an den Monotheleten, so vielen Haß zu, daß er (663) den Entschluß faßte, die Residenz nach Rom zu verlegen. Aber auch hier fand er sich nicht gern gesehen. Freylich hatte er diese Stadt, die er mit Gewalt besetzte, von seinen Soldaten plündern lassen. Er zog daher bald nach Syracus in Sicilien, wo er nach einigen Jahren (668) ermordet wurde. Sein Nachfolger, Constantinus Pogonatus (mit dem Barte) mußte mit seinen beyden Brüdern die Regierung theilen, weil die Soldaten auch eine irdische Dreyeinigkeit zu sehen wünschten. Das oströmische Kaiserthum hatte aber lange keinen für die Vertheidigung des Reiches so besorgten Kaiser gehabt. Die von Moawija vor Constantinopel geschickte Flotte wurde (677) größtentheils verbrennt. Dieses Verdienst um Constantinopel erwarb sich ein Syrer, Nahmens Callinikus, der aus dem Dienste des Chalifen in den kaiserlichen übergangen war. Er warf auf die

Schiffe der Saracenen (Araber), aus metallnen Töpfen und Röhren, eine Art von Schießpulver, welches, mit einem schrecklichen Getöse, und einem dicken Dampfe, losknallte, und alles um sich her zerschmetterte. Das dadurch verursachte Feuer brennte auch unter dem Wasser fort, und konnte nur durch Weinessig, Urin und Sand gedämpft werden. Man war zu Constantinopel so froh, die Flotte der Araber besiegt zu haben, daß man keinen ernstlichen Plan machte, die von ihnen weggenommenen Provinzen wieder zu erobern, und daß man sich mit einem dreyßigjährigen Waffenstillstand begnügte, durch den die Araber (678) sich verbindlich machten, als einen Tribut für die eroberten Länder, jährlich 3000 Pfund Gold (anderthalb Millionen Thaler) zu bezahlen. Man hatte aber auch um diese Zeit mit den Bulgaren einen so lebhaften Kampf, daß man ihnen (680) eine jährliche Abgabe zugestehen mußte. Gegen die Araber würde man noch nachgiebiger sich haben beweisen müssen, wenn nicht die Maroniten die östlichen Gränzen des Reiches noch eben so glücklich als muthig vertheidigt hätten. Diese Leute,

die

die von einen Mönch, oder Eremiten des 5ten Jahrhunderts, welcher Maron hieß, ihren Nahmen entlehnten, und von dem Kaiser Heraklius, ihrem Zöglinge und Gönner, ansehnliche Güther erhielten, wurden, wegen ihrer Uebereinstimmung mit den Monotheleten so verfolgt, daß sie bey den rüstigen Bewohnern des Gebirges Libanon ihrer Zuflucht suchten. Einer ihrer angesehensten Männer, Johann Maron, erklärte sich zum Patriarchen, und sein Neffe, Abraham, gab den Heerführer der Maroniten ab, die gegen die Griechen zu Felde zogen. Eben dieselben beunruhigten aber durch ihre Streifereyen den zu Damascus residirenden Chalifen, dessen Macht schon durch inländische Unruhen geschwächt wurde, so gewaltig, daß diese froh waren, durch einen Vertrag mit dem oströmischen Kaiser Justinian II, dem raschen und unbesonnenen Nachfolger des Constantins, sich von den Anfällen dieser muthigen Leute befreyen zu können. Justinian handelte so unpolitisch, daß er an dem Untergange der Maroniten mit allem Eifer arbeitete. Seine Armee brennte (685) ihr Hauptkloster nieder, und versetzte den Ue-

berrest

berrest dieses tapfern Volkes, 12000 Krieger, nach Armenien und Thracien. Den Verlust derselben fühlte er nach einigen Jahren sehr lebhaft. Er weigerte sich, den Tribut der Araber in fremder Münze anzunehmen. Darüber brach ein neuer Krieg mit denselben aus, in welchem dem oströmischen Reich auch noch das ganze Gebieth von Karthago, nebst andern afrikanischen Provinzen, entrissen wurde. Da nun Justinian, der Urheber dieses unglücklichen Krieges, durch sein grausames Verfahren, und durch seine harten Auflagen, zu welchen ihn ein Mönch und ein Verschnittener, seine vornehmsten Rathgeber, verleiteten, sich noch verhaßter machte, so konnte er einer Revolution, die ihn vom Throne stürzte, nicht wohl entgehen.

Leontius aus Isaurien, Patricius und General, den Justinian, durch die Verläumdungen seiner Feinde bewogen, drey Jahre im Gefängnisse schmachten ließ, benutzte die Unzufriedenheit über dessen Regierung zur Befriedigung seiner Rache, und schwang sich (694) an seine Stelle auf den Thron.

Thron. Den Justinian wurde die Nase abgeschnitten, und er mußte darauf nach der tauriſchen Halbinſel (der Krim) wandern.

Leontius ſpielte ſeine Kaiſerrolle aber auch nur einige Jahre. Er ſchickte eine Flotte nach Afrika, um den Fortgang der arabiſchen Eroberungen zu hemmen; dieſe entſprach jedoch der Hoffnung nicht, die man ſich von ihr gemacht hatte. Da ſich nun ihr Oberbefehlhaber, Abſimarus, wegen der Verantwortung, fürchtete, ſo vereinigte er ſich mit ſeinen Freunden, den Leontius zu ſtürzen, und dieſer wurde (698) ohne Naſe und Ohren in ein Kloſter geſteckt. Aber Abſimarus, der als Kaiſer den Nahmen Tiber III annahm, wurde nach einigen Jahren wieder durch Juſtinian II verdrängt. Dieſer hatte bey dem mächtigen Chane der Chazaren (einem tapfern von der Viehzucht, der Jagd und von Räuberzügen lebenden Volke, welches ſich von der Wolga bis an den europäiſchen Bog ausbreitete, und den größten Theil der Krim beherrſchte) ſeine Zuflucht geſucht, und deſſen Schweſter geheyrathet. Dennoch wollte ihn der Chan an

den

den Kaiser Tiber ausliefern. Nun flüchtete er zu dem Fürsten der Bulgaren, und dieser war, von Justinians Parthey unterstützt, mächtig genug, ihn (705) nach Constantinopel, und auf den Thron, zurückzubringen. Aber Justinian benahm sich jetzt eben nicht klüger, als ehemahls. Unter andern bewies er so viel Grausamkeit und Rachsucht, daß er den Leontius aus dem Kloster herausholen, und enthaupten ließ. Seine Wohlthäter, die Bulgaren, behandelte er mit Undankbarkeit. Sodenn gab er den unmenschenfreundlichen Befehl, die Krim in eine Einöde zu verwandeln. Als Philippicus, der General, der diesen Befehl vollziehen sollte, dazu keine Neigung fühlte, zog Justinian an der Spitze eines Heeres hin, um denselben zur Strafe zu ziehen; aber die Parthey des Philippus war so mächtig, daß er (711) den Justinian gefangen nehmen und hinrichten lassen konnte.

Nach zwey Jahren wurde jedoch auch Philippicus, ein unthätiger Regent, von seinem geheimen Sekretär Artemius gestürzt, der, unter dem Nahmen Anastasius II, seine

Kaiser-

Kaiserrolle auch nicht länger, als zwey Jahre, spielte. Er hatte einen Diakonus an der großen Kirche zu Constantinopel zum Admiral der Flotte bey Rhodus gemacht. Darüber wurden (715) die übrigen Officiere bey derselben so mißvergnügt, daß sie sich nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen den Kaiser, empörten, und dieser wurde dadurch zur Niederlegung seiner Regierung bewogen. Theodosius III, den man zur Annehmung der Kaiserwürde zwang, mußte (717) auch bald wieder vom Throne herunter steigen, und ihn dem Leo III aus Isaurien, einem General, den die Armee zum Kaiser gewählt hatte, überlassen. Leo trieb sowohl die Araber, als die Bulgaren, von Constantinopel tapfer zurück; hierdurch ist er aber viel weniger, als durch seinen Krieg gegen die Kirchenbilder, berühmt geworden.

Die Statüen und Bilder, durch die man das Andenken der Heiligen und Märtyrer in den Kirchen zu erhalten suchte, gaben eine unschuldige Veranlassung zur Abgötterey. Die Christen mußten sich darüber von Juden

und

und Mahomedanern manchen Vorwurf machen lassen. Der vernünftige Leo hielt es daher (726) für nöthig, den Gebrauch der Bilder in den Kirchen feyerlich zu untersagen. Die katholische Geistlichkeit hatte aber für den Bilderdienst, der ihren Kirchen so manche Gabe frommer Seelen zufließen ließ, einen so standhaften Eifer, daß sie den Kaiser, der ihn nicht dulden wollte, geradezu einen Feind Gottes nennten. Der römische Pabst, Gregor II, erklärte ihn für einen Ketzer, und munterte die katholischen Christen auf, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Dennoch ließ Leo (730) die Statüen und Bilder wirklich aus den Kirchen wegschaffen, und sein Nachfolger Constantin V setzte, aller Anfechtungen ungeachtet, den Eifer in Ansehung der Entfernung der Kirchenbilder so standhaft fort, daß er auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel (755), bey welcher 338 Bischöfe gegenwärtig waren, es so weit brachte, daß nicht nur die Anbethung, sondern auch der Gebrauch der Bilder in den Kirchen, mit aller Strenge untersagt wurde. Nun schimpfte man aber von Seiten der Bilderverehrer auf den Kaiser ganz gewaltig-

waltig; nun gab man ihm den Beynahmen Copronymus (der Kothige); nun forderten die Mönche von der Kanzel die Leute zur Empörung auf. Zur Strafe zog der Kaiser ihre Klostergüther und Einkünfte ein; auch ließ er ihre Reliquien ins Meer werfen. Während daß jedoch Constantin V die Bilderabgötterey mit lobenswürdigem Eifer verfolgte; während daß er das Reich gegen Araber, Slawen und Bulgaren sehr brav vertheidigte, konnte er auf das, was in Italien vorgieng, nicht Aufmerksamkeit genug verwenden; konnte er den schnellen Wachsthum der weltlichen Macht des römischen Pabstes nicht verhindern.

Rom, welches jetzt eine ziemlich armselige Hauptstadt der Welt vorstellte, hatte einen unter dem griechischen Exarchen zu Ravenna stehenden Herzog zum weltlichen Oberhaupte. Dieser konnte, da der Exarch selbst in einer bedrängten Lage sich befand, sein Ansehn nur wenig behaupten. Dagegen schlossen die Römer, welche der feyerliche katholische Gottesdienst, nebst Processionen und Festen, für die Schauspiele unter den ehemahligen Kaisern,

sern, welche die reichlichen Almosen von den großen Einkünften des h. Petrus für die vorigen Getreide- und Geldspenden schadlos hielten, sich immer mehr an ihr geistliches Oberhaupt, den Pabst, an. Dieser zeigte sich ihnen so nahe in seiner ganzen Würde; ihm hatten sie es zu danken, daß Rom der Hauptsitz der katholischen Religion war, daß an die Stelle der verlohrnen Weltherrschaft die Hierarchie trat, die durch Missionarien geschwinder, als durch Heere, wuchs. Das vom Kaiser Leo ausgegangene Verboth des Bilderdienstes benutzte der schlaue Pabst Gregor II, die schwachen Banden, welche Rom bisher noch an das oströmische Kaiserthum angeknüpft hatten, völlig zu zerreissen, und durch ihn bewogen, erklärte (726) die Bürgerschaft Roms, ganz feyerlich, sie würde dem Kaiser zu Constantinopel so lange allen Gehorsam entziehen, als er nicht christlich und gesetzmäßig regierte. Sie entrichtete ihm nun keine Abgaben mehr. Der Kaiser und seine Exarchen wollten die Römer durch gewaltsame Mittel anhalten, ihre Schuldigkeit zu beobachten. Der römische Herzog sollte den Pabst als den Urheber der Empörung,

rung, todt oder lebendig auszuliefern. Aber ein Aufstand der römischen Bürger nöthigte den Herzog, sich zu entfernen. Der Herzog von Neapel, der ihm zu Hülfe kommen wollte, wurde nebst seiner Mannschaft von den Römern niedergehauen. Auch ein neuer Herzog, den der oströmische Hof schickte, konnte sich nicht behaupten. Die Römer beschlossen in der Begeisterung, die ehemahlige Republik wieder herzustellen. Sie wählten sich einen Senat. Ihr Beyspiel reitzte die Städte des Exarchats, die Vertheidigung ihrer Freyheit, und der heil. Kirche, zu beschwören. Der Exarch Paul wurde in einem Aufstande erschlagen, eine kaiserliche Flotte vor Ravenna besiegt, die andre durch einen Sturm vernichtet. Die Ohnmacht des Exarchats benutzte der longobardische König Luitprand, Ravenna und andre Städte desselben in seine Gewalt zu bringen. Als ein verstellter Gönner der Rechtgläubigkeit und der Römer, widmete er, auf die Vorstellungen des Pabstes, der Kirche des heil. Petrus einige eroberte Oerter und Bezirke als ein Geschenk. Nun kam jedoch (729) ein neuer Exarch mit einer ansehnlichen Macht nach

Italien.

Italien, besetzte Ravenna und andre Oerter von neuem, und beredete den Luitprand sogar, in Verbindung mit ihm gegen Rom anzurücken. Gregor II, der es nicht auf eine Belagerung ankommen lassen will, zieht an der Spitze einer feyerlichen Procession zum Lager des longobardischen Königs. Dieser wird durch den ehrwürdigen Anblick so gerührt, daß er sich vor dem Pabste niederwirft, daß er ihn und die heil. Kirche gegen jede Mißhandlung zu schützen verspricht. Der Exarch, der einen Augenzeugen dieses Auftrittes abgab, mußte froh seyn, daß ihn der Pabst vom Bann lossprach. Seit dieser Zeit war der oströmische Kaiser blos der Titularherr von Rom, welches, mit einem kleinen Bezirke an beyden Seiten der Tiber, einen Freystaat vorstellte.

Der Pabst, das geistliche Oberhaupt desselben, entwarf frühzeitig den Plan, der Oberherr eines ansehnlichen Gebiethes in Italien zu werden. Die Kirche des heiligen Petrus bekam, so wie andere Kirchen, von frommen Leuten Güther und Ländereyen geschenkt,

schenkt, die sich zuletzt in ansehnliche Bezirke verwandelten, und das sogenannte Eigenthum des heil. Petrus *) bildeten. Diesem rückten aber die Longobarden immer näher, die besonders nach dem Besitze, und der Plünderung der Stadt Rom, sehr lüstern waren. Die Gefahr für Rom wurde aber noch drohender, als der longobardische König Aistulf das Exarch oder das oströmische Gebieth in Italien, in seine Gewalt brachte. Aistulf rückte (753) nachdem er Ravenna erobert hatte, gegen Rom an. Der bedrängte Pabst konnte bey dem oströmischen Kaiser, mit dem er sich der Kirchenbilder wegen veruneinigt hatte, und der sein Exarchat nicht zu vertheidigen vermochte, gegen die Longobarden keine Hülfe suchen. Aber jenseits der Alpen in Frankreich herrschte der mächtige König der Franken, Pipin der Kleine, um dessen Königswürde der Pabst sich einiges Verdienst erworben hatte. Das Oberhaupt der Kirche durfte also auf Pipins Dankbarkeit Anspruch machen. Dennoch fand sich

*) Patrimonium Petri.

sich Stephan III, nachdem er sowohl mit dem Hofe zu Constantinopel, als mit dem fränkischen Könige, fruchtlose Unterhandlungen gepflogen, und vergebliche Briefe gewechselt hatte, (754) bewogen, in der Mitte des Winters über die Alpen nach Frankreich zu gehen, um dem Pipin seine Noth in eigner Person vorzustellen. Bey dieser Gelegenheit ernennte er, als erster Repräsentant der römischen Bürgerschaft, den Pipin und seine Söhne, die er zugleich mit dem heil. Salböhle bestrich, zu römischen Patriciern; dagegen machte sich aber Pipin zur Vertheidigung der Stadt Rom feyerlich verbindlich. Es währte jedoch bis in den Herbst dieses Jahres, ehe Pipin zum erstenmahl nach Italien zog. Ein Sieg über die Longobarden, und die Belagerung von Pavia, nöthigte dem Aistulf (755) das Versprechen ab, alles eroberte zurückzugeben. Er hielt jedoch sein Versprechen so wenig, daß er zu Anfang des folgenden Jahres (756) wieder vor Rom rückte. Pipin zog nun zum zweyten Mahle nach Italien, und Aistulf mußte alles eingehen, was er von ihm verlangte, und besonders

das

das den Griechen abgenommene Exarchat herausgegeben, welches Pipin dem Eigenthume des h. Petrus einverleibte. So verhinderten die fränkischen Regenten, daß die Longobarden ihre Macht nicht weiter ausbreiten konnten. Eben diese fränkischen Regenten hielten aber auch die Araber von dem weitern Vordringen in Europa ab, die, unter ihrem Chalifen Walid I, nicht nur ihre siegreichen Waffen in Asien jenseits des Gihons ausgebreitet, sondern auch das westgothische Reich in Spanien und Portugal erobert hatten.

Die Westgothen hatten den Franken allmählig fast alle ihre Länder in Frankreich abtreten müssen, dagegen aber nicht nur das suevische Reich in Spanien, sondern auch ein Stück der nordlichen Küste von Afrika, sich zugeeignet. Der suevische König Miro, der dem westgothischen Prinzen Hermenegild gegen seinen Vater Lewigild beystand, mußte die Herrschaft des letztern gewissermaßen schon anerkennen. Sein Sohn Eborich wurde von einem andern, der Andeca hieß, gezwungen, ein Mönch zu wer-

den. Aber nun mischte sich Lewigild in diese Händel. Andeca mußte nun gleichfalls ins Kloster wandern, und die Sueven durften sich seit (585) der westgothischen Herrschaft nicht länger entziehen. In Afrika, welches blos durch die schmahle Meerenge von Gibraltar von Spanien getrennt ist, bemächtigten sich die Westgothen desjenigen Theils von Mauritanien, wo Tingis (Tanger) die Hauptstadt war. Hier bekamen sie in der Folge die Araber zu Nachbaren, welche die uneinige und schwache Regierung der Westgothen benutzten, um ihnen nicht nur ihre afrikanischen Besitzungen, sondern auch Spanien und Portugal, zu entreissen.

Seitdem Reccared den katholischen Glauben zur herrschenden Religion des westgothischen Reichs gemacht hatte, seitdem traten die Bischöfe, und in der Folge auch die Aebte, unter den Mitgliedern der Reichsversammlung auf, und sie benutzten das höhere Ansehn, das ihnen ihre geistliche Würde, und ihre tiefern Einsichten ertheilten, die Regierungsverfassung nach hirarchischen Grundsätzen einzurichten. Die Kirchenzucht

chenzucht galt jetzt für das wirksamste Strafmittel. Jedermann, selbst der König, mußte sich derselben unterwerfen. Reccared trug kein Bedenken, Kirchenbuße zu thun, und mehrere seiner Nachfolger warfen sich anbetend vor der Versammlung nieder, aus welcher der h. Geist sprach. Unterstand sich jemand, der Kirchenzucht zu widerstreben, so hielt man sich um so mehr berechtigt, den weltlichen Arm gegen ihn in Bewegung zu setzen. Da der König für die Versammlung der Reichsstände eine so tiefe Hochachtung fühlte, so benutzten sie dieselben, von den schlauen Prälaten geleitet, die Gewalt der Könige immer mehr einzuschränken. Erst setzte man fest, daß jeder König des westgothischen Reiches gewählt, und daß seine Wahl nicht eher, als nach dem Tode seines Vorgängers, vorgenommen werden sollte. Aber nicht nur die Wahl, sondern auch die Gewalt des Königes, wurde immer mehr eingeschränkt. Der König durfte der Versammlung der Stände nicht länger beywohnen, als bis er seine Propositionen übergeben hatte. Zuletzt blieb ihm weiter nichts, als die vollziehende Gewalt. Je geringer

das Ansehn der Könige war, um so lebhafter regte sich das Spiel der verschiedenen Partheyen, in welche das Interesse die Großen der Nation absonderte. Die Thronveränderungen ereigneten sich daher immer häufiger. Erwig wurde durch seine Parthey in den Stand gesetzt, dem Könige Wamba (680) die Krone zu entreissen. Eben dieses Schicksal bereitete ihm aber (696) Egiza, ein Verwandter des Wamba, der die Regierung mit seinem Sohne Witiza theilte. Dieser regierte nach dem Tode seines Vaters auf eine lobenswürdige Art; da er aber gegen die Geistlichkeit sich nicht ehrerbiethig und freygebig genug bewies, so stellte diese aus Rachsucht seine Schwächen als die unerhörtesten Laster auf; so brachte sie es endlich dahin, daß der Prinz Roderich, der Enkel eines vormahligen Königes, ihn vom Throne stieß. Gegen diesen wurden nun von des Witiza Verwandten die Araber herbeygerufen.

Die Araber hatten indessen das ganze Gebieth des ehemaligen vandalischen Reiches in Afrika, überwältigt, und einen großen Theil der Landeseinwohner, die man, ohne Rücksicht

sicht auf ihren verschiedenen Ursprung, unter dem gemeinschaftlichen Nahmen der Mauren (Mauritanier) begriff, ihrer Nation einverleibt. Mauren und Araber galten daher in der Folge für Ein Volk, und diese Leute waren es nun, die den Westgothen ihre Besitzungen auf den beyden Seiten der Meerenge von Gibraltar entrissen. Schon seit Wamba's Zeiten (677) griffen sie das westgothische Afrika an, und unter dem Egiza gerieth der größte Theil desselben in ihre Hände. Der Gedanke, nach dem nahen Spanien überzusetzen, war für die Araber jetzt sehr natürlich, und ihr Plan zur Ausführung desselben war gewiß schon gemacht, als die Verwandten des verdrängten Witiza, welche ihrer Rachsucht die Vaterlandsliebe aufopferten, mit dem Musa, dem Statthalter des Chalifen über Afrika, sich in Unterhandlungen einließen. Der Erzbischof Oppas von Sevilla, der Bruder des Königs Witiza, die Söhne desselben, und der Schwiegersohn, der Graf Julian, machten sich heimlich verbindlich, die Oberherrschaft der Araber anzuerkennen, und ihnen einen jährlichen Tribut zu entrichten. Die

Araber

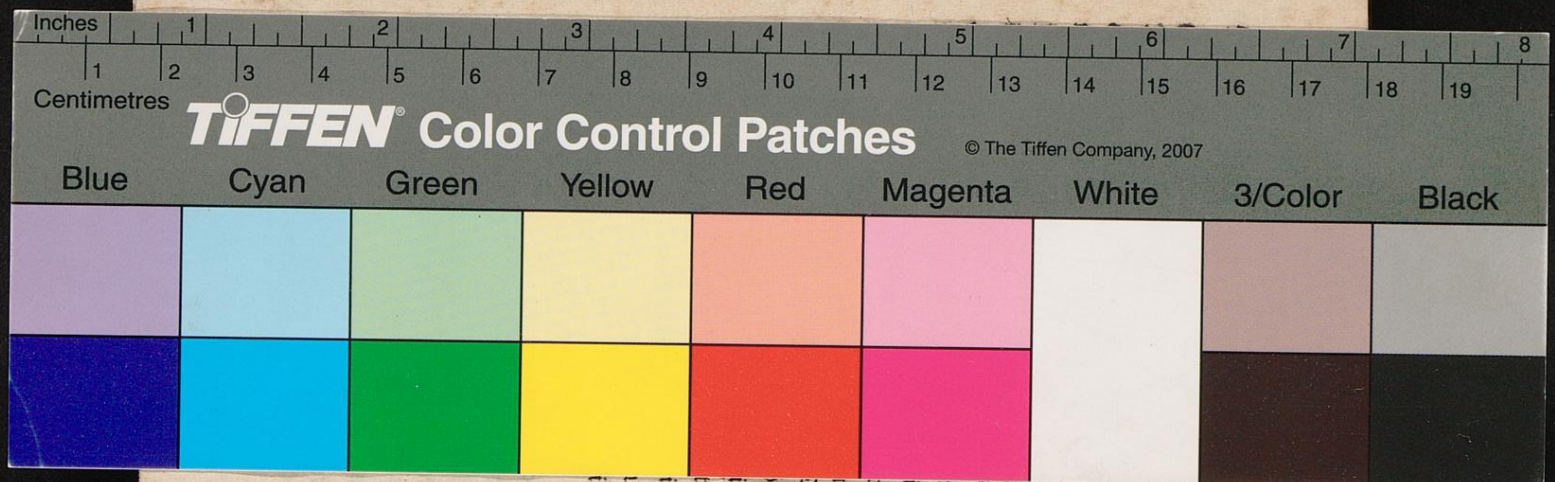
Araber versuchten es zuerst (710 Jul.) mit 500 Mann, an der spanischen Küste zu landen. Da die Unternehmung keinen Widerstand fand, stellte sich im folgenden Jahre (711) der General Tarik mit 5000 Mann ein. Von ihm erhielt der Felsen Gibraltar (Gebel al Tarik) seinen Nahmen. Noch kamen 7000 Mann nach. Dieser Kriegsmacht der Araber rückte Roderich entgegen. In der Schlacht bey Xeres de la Frontera am Guadelete (26. Jul.) gieng der Graf Julian mit den Truppen, die er commandirte, zu den Arabern über. Dieß vollendete die Niederlage der Westgothen. Roderich und die edelsten Gothen fielen; Oppas ließ den siegreichen Arabern überall die Thore öffnen. Die Einwoher der Städte, denen die arabische Regierung nicht anstand, durften auswandern. Wer da blieb, behielt seine Religion, seine Gesetze, sein Eigenthum, und bezahlte ein jährliches Kopfgeld. Da die bisher so gedrückten Juden diese Gelegenheit ergriffen, um die Christen die Drangsalen, die sie von ihnen ausgestanden hatten, wieder empfinden zu lassen; da Pest und Hungersnoth den Muth der Westgothen nieder-

niederschlug; da Musa die Armee, die schon in Spanien vorhanden war, noch durch 18000 Mann, die er selbst herüber führte, vermehrte, so wurde die Eroberung Spaniens den Arabern ziemlich leicht. Wenn auch Sevilla und Merida sich noch einige Zeit hielten; wenn auch hier und da sich wieder Haufen von entschlossenen Gothen sammelten; so mußte doch Sevilla, so mußte doch das bewundernswürdig schöne und feste Merida, durch Hunger erzwungen, sich ergeben; so wurde Saragossa und Barcellona durch die arabische Flotte erobert. Der Graf Theodemir von Alicante, Valentia, u. s. w. erklärte sich (713) für einen Unterthan des Chalifen. Seinem Beyspiele folgten bald mehrere westgothische Statthalter. Schon entwarf Musa den Plan, alle Länder des oströmischen Kaiserthumes in Europa zu erobern, als ihn der Chalif (714) nach Damascus rief, wo sein Verdienst, das Gebieth des Chalifats durch die Länder der Westgothen vermehrt zu haben, mit Undank belohnt wurde. Der Eroberer Spaniens mußte eine Geldstrafe erlegen, eine Wallfahrt nach Mecca thun, und seine Söhne

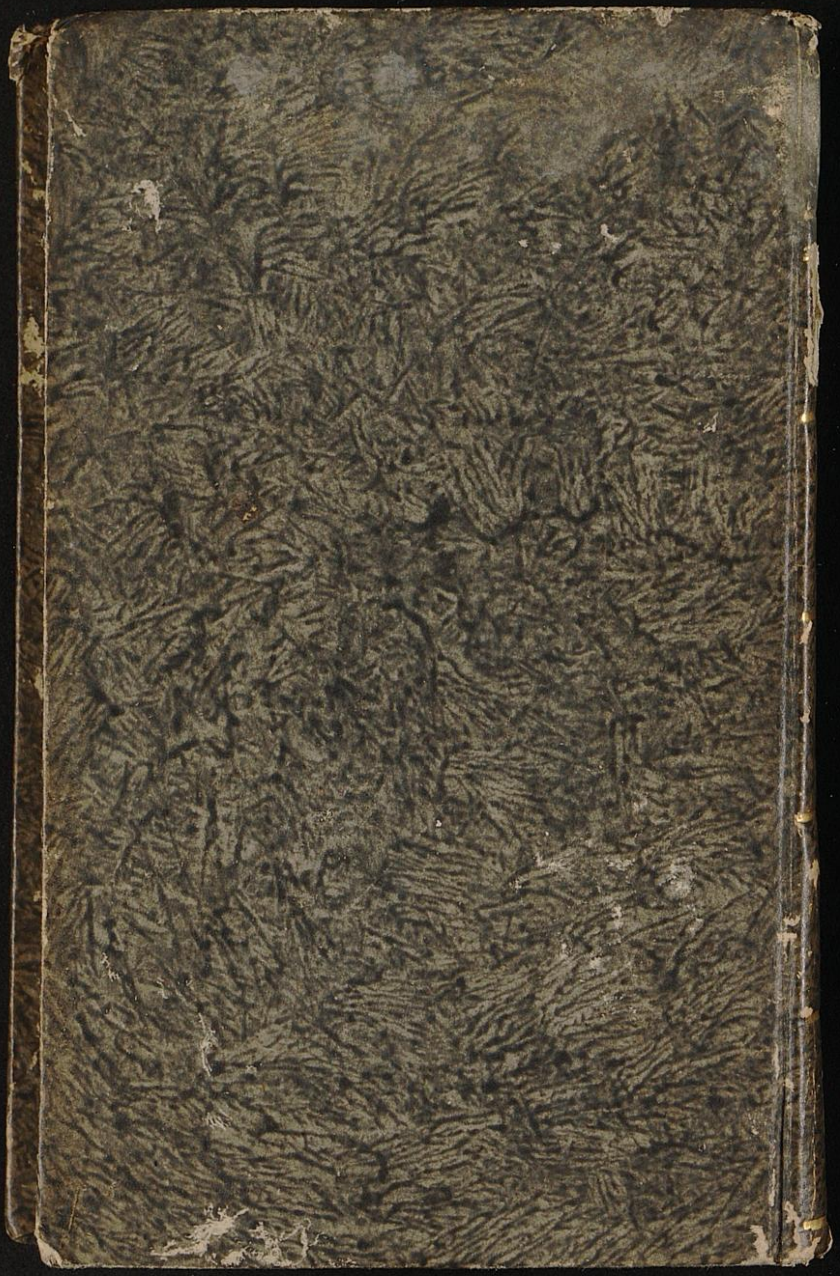
hinrich-

ten sehen. Indessen wanderten immer mehr Araber, nicht nur aus Afrika, sondern auch aus den entferntern asiatischen Provinzen, nach Spanien. Jemehr ihre Zahl wuchs, je eher konnte ihr Entschluß reifen, über die Pyrenäen in Frankreich einzudringen. Hier leistete ihnen aber Karl Martell, Pipins des Kleinen Vater, der bey Tours (732) und Narbonne (737) zwey herrliche Siege über sie erfocht, einen so nachdrücklichen Widerstand, daß sie den Plan, auch Frankreich zu erobern, so wie fast alle Besitzungen diesseits der Pyrenäen, aufgaben. Karl Martells Nachfolger, Pipin der Kleine, eroberte endlich auch die wichtige Stadt Narbonne, und Karl der Große bemächtigte sich sogar des zwischen den Pyrenäen und dem Ebro liegenden Theiles von Spanien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf




ehr
uch
en,
ber
hs,
en.
Wir
rus
liche
Eifi
uch
Be;
ven.
ine,
ndt
ifte
und
ten.


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf